This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

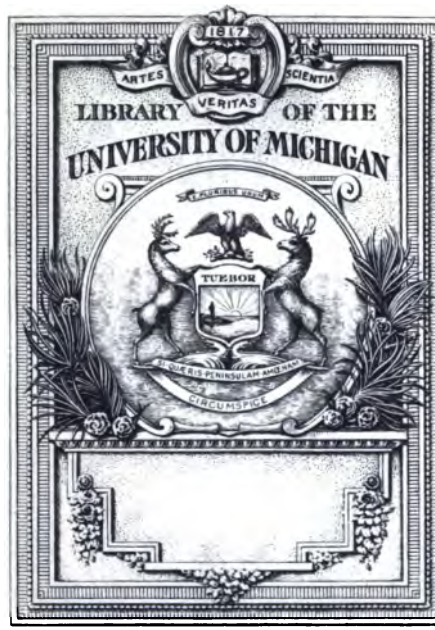
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
1
T17

DINANT.

Verlag von J.G Calve in Prag

Taschenbuch

[illegible]

geographischen Kenntnisse

Eine Über[illegible]
wü[illegible]sten
[illegible]

[illegible]

1843.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1842.

(Zwanzigster Jahrgang.)

Mit 6 Stahltafeln.

Prag.
J. G. Calve'sche Buchhandlung.
1842.

Compl. sets
Hiersem.
5-20-30
Q1747

Inhalt.

	Seite
Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen	1
I. Fahrten durch den Ostindischen Archipel. Nach Lafond de Lurcy	1
II. Die Kirgisen. Nach Lewschin und Gö bel.	26
III. Wanderungen durch Belgien. Nach Roscoe	77
IV. Gesellschaftliches Leben in der Türkei. Nach Boué . .	159
V. Erinnerungen aus Tscherkessien. Nach Bell	228
VI. Richardsons Landreise von Maulmain nach Bankok . .	292
VII. Malta. Nach Miège	314

Stahltafeln.

I. *Chan Dschanghir.* (Aus Göbels Reise.) Zu S. 55.

II. *Ein Kirgise.* (Aus Nouv. Ann. d. Voy. 1840.) Zu S. 65

III. *Kirgisische Braut.* (Aus derselben Zeitschrift.) Zu S. 71

IV. *Der Grosse Kanal in Gent.* (Aus Heath's Picturesque Annual for 1841.) Zu S. 100.

V. *Dinant.* (Aus demselben Werke.) Zu S. 154.

VI. *Gerichtsversammlung der Tscherkessen.* (Aus Bells Tagebuch.) Zu S. 284.

ALLGEMEINE ÜBERSICHT
DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Unter den geographischen Entdeckungen, welche in der neuesten Zeit gemacht worden sind, verdienen die zum Theil schon im vorigen Jahrgange erwähnten Enthüllungen der südlichen Polargegenden die meiste Aufmerksamkeit.

Ueber die Fahrten der nordamerikanischen Schiffe *Vincennes* und *Peacock* (s. den vor. Jahrg. S. CXXI.) sind vollständigere Berichte eingegangen, welche die Wahrheit der gemachten Entdeckungen

eines südlichen Landes bestätigen, obschon die Breiten nicht ganz richtig bestimmt zu seyn scheinen, wie diess auch bereits in englischen und teutschen Blättern bemerkt worden ist.

Lieut. *Wilkes*, der Befehlshaber dieser nordamerikanischen Expedition, verliess *Sydney*, in Neu-Südwales, am 24. Dezbr. 1839. Er steuerte gemeinschaftlich mit dem Porpoise zuvörderst nach der *Macquains* - (*? Macquarrie ?*) *Insel* und von da nach der *Smaragd-Insel* (*Emerald-Island*), welche angeblich unter 57° 15′ Br. und 162° 30′ östl. L. liegen sollte, sah aber kein Land. Am 10. Jäner 1840 stiess er, immer südwärts segelnd, unter 61° Br. auf die ersten Eisberge, welche jetzt häufiger wurden und ihn oft zur Abänderung seiner Richtung nöthigten. Am 12. bildete ein Eisfeld unter 164° 53′ östl. L. und 64° 11′ Br. ein unüberwindliches Hinderniss gegen alles weitere südliche Vordringen. Zugleich herrschte ein starker Nebel, so dass Lieut. *Wilkes* den Porpoise aus dem Gesichte verlor;

doch war dessen Befehlshaber auf diesen Fall mit geeigneten Vorschriften versehen, so dass er unabhängig handeln konnte.

Am Morgen des 19. Jänners, wo Wilkes mit dem Peacock zusammengetroffen war, sah man Land in Süden und Osten, welches, aus der veränderten Farbe des Wassers und andern Anzeigen zu schliessen, nicht weit entfernt seyn konnte; aber das undurchdringliche Eisfeld verhinderte jede Annäherung. Die Lage der Schiffe war 154° 27′ östl. L. und 66° 20′ südl. Br. Am 22. Jäner trafen die Schiffe abermals mit grossen Eismassen und schwimmenden Inseln zusammen und bis zum 25. befanden sie sich in einer vom Eise gebildeten *grossen Bay*, wo alle Versuche, irgendwo durchzukommen, vergeblich waren. Der südlichste Punkt, den *Wilkes* erreichte, war 67° 4′ Br. und 147° 30′ L. Sowohl nach Osten als nach Westen war Land sichtbar. Die auf dem Eise gemachten magnetischen Beobachtungen gaben 87° 30′ Neigung und 12° 35′ *östliche* Ab-

weichung. Einige Tage später und etwa 100 Meilen weiter westlich zeigte sich *keine* Abweichung; hierauf aber nahm sie schnell nach *Westen* zu, und Lieut. *Wilkes* schloss daraus, dass er sich in jener Eisbay sehr nahe beim *magnetischen Südpole* befunden habe. Er nannte sie *Disappointment-Bay* (die Bay der fehlgeschlagnen Hoffnung).

Am 28. Mittags wurde 140° 30′ L. und 66° 32′ Br. erreicht und neuerdings Land gesehen, das sich nach Süden zog. Wilkes näherte sich demselben bis auf 50 M. und erreichte eine kleine, von hohen Eisbergen und schwarzen vulkanischen Felsen eingeschlossene Bay, mit etwa 60 M. Küstenland, welches sich weit nach Süden erstreckte und in hohes Gebirgsland überging.

Die Gesundheit der Mannschaft war indessen so sehr angegriffen, dass Lieut. *Wilkes* für nöthig fand, bald in ein milderes Klima zurückzukehren; doch hielt er es für seine Pflicht, vorher noch einen Versuch zur Erreichung des von ihm so

genannten *Südpolaren Festlandes* (*Antarctic Continent*) zu machen. Sein Bericht darüber sagt:

„Wir erreichten es am 2. Febr., etwa 60 Meilen westlich von dem zuerst besuchten Punkte, wo wir die Küste mit festen senkrechten Eisklippen besetzt fanden, welche jede Landung unmöglich machten. Von hier gingen wir westwärts, längs der Eisschranke, welche mit dem Lande zusammenhing, bekamen aber am 3. Febr. heftigen Wind von Südost, mit Nebel und Schnee, bis zum 7. Febr., wo sich der Himmel so weit aufklärte, dass wir die Richtung unserer Fahrt deutlich sehen konnten. Wir kamen jetzt wieder an eine senkrechte Eisschranke, der vorigen ähnlich, mit dem Lande zusammenhangend, und hatten dasselbe Land weit von uns im Gesicht. Längs dieser Schranke etwa 70 M. westlich segelnd, sahen wir sie sich plötzlich nach Süden wenden, aber unsere weitere Fahrt in dieser südlichen Richtung wurde durch ein grosses zusammenhangendes Eisfeld aufgehalten,

so dass wir, nach vergeblichem Bemühen, einen Durchgang zu finden, unsern Weg westlich fortsetzten. Am 8. (unter 127° 7′ L. und 65° 3′ Br.) und 10. sahen wir in der Ferne abermals Gebirge, aber das Eis verhinderte jede Annäherung. Wir gingen am 10. und 11. ferner westwärts, bei Südost-Wind und schönem Wetter, immer längs der Eisschranke, innerhalb welcher ungeheure Eisinseln eingeschlossen waren. Am 12. wurden, unter 112° 16′ östl. L. und 64° 57′ Br., die fernen Gebirge neuerdings sichtbar, aber ich konnte nur in westlicher Richtung vorwärts kommen. Die sich mehr nach *Süden* wendende Eisschranke liess mich dessenungeachtet nicht verzweifeln. Am 13. Mittags hatten wir 107° 45′ L. und 65° 11′ Br. erreicht. Das Meer vor uns war ziemlich rein und das Land deutlich sichtbar. Ich drang eine Strecke vorwärts, wurde aber etwa 15 Meilen von der Küste wieder von einer festen Schranke aufgehalten, welche wenig oder keine Hoffnung einer Landung gewährte. Auch ein zwei-

ter Versuch am nächsten Morgen an einer andern Stelle war nicht glücklicher. In der Nähe unserer Schiffe waren mehre Eisberge mit Erde und Steinen bedeckt. Ich landete auf einem und erhielt zahlreiche, zum Theil 100 Pfund schwere, Stücke Sandstein, Quarz, Conglomerat und Sand. Wahrscheinlich hätten wir auf dem mit Eis und Schnee bedeckten Lande selbst keine so reiche Sammluug machen können. Auch lieferte uns eine Vertiefung in der Mitte der nämlichen Eisinsel einen Vorrath frischen Wassers. Unsere Lage war 106 " 40 ' L. und 65 ° 57 ' Br., bei 70 M. sichtbaren Küstenlandes, welches dieselbe Richtung hatte wie das frühere. Obschon ich nun die Gegend erreicht hatte, wo unsere Forschungen laut den dem Geschwader ertheilten Vorschriften endigen sollten, so besohloss ich doch längs der mit Erdreich bedeckten Eisschranke noch eine Strecke westwärts fortzugehen. Am 17. Febr. sahen wir unter 97 ° 30 ' L. und 64 ° Br. in grosser Ferne und gegen Südwesten neues Land. Aber hier zwang

uns das nun auch nord- und ostwärts sich ausdehnende Eis, die Rückfahrt anzutreten."

„Die Ergebnisse der in diesem Berichte mitgetheilten Forschungen und Beobachtungen leiten mich zu folgenden Schlüssen: 1) Aus unsern Entdeckungen von Land durch eine Strecke von 60 Längengraden, und aus den auf dieser Fahrt gemachten Beobachtungen geht, in Verbindung mit der stets gleichförmigen Bildung und Lage des Eises, fast mit Gewissheit hervor, dass ein *Südpolar-Festland* vorhanden ist, welches sich im Ganzen auf 70 Längengrade weit von Osten nach Westen erstreckt; 2) verschiedene Stellen dieses Landes sind zuweilen frei von Eis, und werden 3) von Robbengattungen besucht, deren wir mehre gesehen haben; so dass unsern Landsleuten, die auf den Fang dieser Thiere ausgehen, ein weites Feld zu neuen Unternehmungen geöffnet ist; 4) auch giebt es hier zahlreiche Schaaren von Walfischen verschiedener Gattungen, worunter der Finfisch

vorzuherrschen scheint, welche diese Küste ebenfalls zu einem einträglichen Zielpunkte der Seefahrer machen dürften.“ Ein Blick auf die Lage von *Enderby's Land*, das von *Kemp* im December 1833 gesehene Land, ferner *Sabrina-Land* und das, was man 10° bis 14° südlich von *Kerguelens Land* gesehen hat, wird die längst gehegte Vermuthung, dass sich um den Südpol ein weit ausgedehntes Festland befinde, vollkommen bestätigen *).

Eine weitere Bestätigung lässt sich auch von der englischen *Antarktischen Expedition* erwarten, welche unter dem Capitän *Ross* mit Entdeckungen innerhalb des südlichen Polarkreises beschäftigt ist**). Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo sie am 17. März 1840 eingetroffen war, ging Cap. *Ross* nach *Kerguelens Land* und nach *Sabrina-Land*, wo ebenfalls magnetische Beobachtungen

*) *Lit. Gaz.* 1840, August, Nr. 1231, S. 543 u. f.

**) S. den vor. Jahrgang, S. CXXII. u. f.

angestellt wurden. Um die Mitte des August traf die Expedition in *Hobarttown*, auf Vandiemens-Land, ein und Ross fand hier seinen alten Freund, den Gouverneur Sir *John Franklin*, der ihn herzlich aufnahm und jede Art von Beistand leistete. Die letzten Nachrichten von dort waren vom 26. Okt., wo Cap. *Ross*, nachdem er ein magnetisches Observatorium auf Vandiemens-Land errichtet hatte, weiter nach Süden unter Segel gehen wollte. Einem Schreiben *Franklin's* zufolge, vom 17. Nov., geschah die Abreise erst am 12. Nov. „Niemals" — heisst es in diesem Schreiben — „wurde eine Expedition mit mehr Hoffnung und Eifer und unter günstigern Umständen angetreten. Offiziere, Mannschaft und Schiffe sind in gleich hohem Grade zur Erreichung des Zweckes geeignet. *Ross* hat die Absicht, zuvörderst nach der *Auckland-Insel*, dann nach den Inseln *Campbell*, *Macquarrie* und *Emerald* zu steuern, und hofft auf jeder dieser Stationen eine Reihe magnetischer und anderer Beobachtungen zu machen,

bevor er sich weiter nach dem Pole zu begeben kann. Ich bin ganz mit seiner Meinung in Betreff des *magnetischen Südpols* einverstanden.....Auch wird er zu erforschen suchen, ob das von *Balleny*, *d'Urville* und dem *Amerikanischen* Geschwader (Lieut. *Wilkes*, s. oben) gesehene Land Inseln sind oder einem Festlande angehört".....*).

Einem Berichte in den *Times* zufolge sollten seit der Abreise der Expedition von England zwei neue Unternehmungen, eine *französische* und eine *amerikanische*, zur Erforschung des südlichen Eismeeres beschlossen worden seyn. Da aber die Schiffe für eine Fahrt in diesen Gegenden nicht vollkommen tauglich befunden worden und es auch den Befehlshabern derselben an der nöthigen Erfahrung gemangelt, so habe man beide Unternehmungen aufgegeben und die Ehre der neuen Entdeckungen werde der englischen Expe-

*) *Lit. Gaz.*, 1841, Nr. 1261, S. 186 und Nr. 1264, S. 234.

dition vorbehalten bleiben *). *Ross* hoffte übrigens, seinen schon in England gemachten Berechnungen gemäss, den *magnetischen Pol* unter 63° südl. Br. und 144° östl. L. (von Greenwich) zu finden, ein Punkt, der von dem, wo *Wilkes* ihm nahe zu seyn glaubte, um einige Grade entfernt liegt.

Auch im Innern von *Süd-Australien* sind durch denselben Hrn. *Eyre*, dessen wir schon im vorigen Jahrgange, S. CXXVII., gedachten, weitere Entdeckungen gemacht worden. Er sagt in einem Schreiben an den Cap. *Grey* **), vom 13. Juni 1840: .... „Bei meiner Rückkunft nach *Adelaide* erfuhr ich leider, dass Sie nach England zurückgereist wären, ohne den *Murray-Fluss* und das Land nördlich von *Adelaide* besucht zu haben. Ich bin überzeugt, beide Gegenden hätten Ihnen gefallen und Sie hätten einen bessern Begriff. von diesem Lande bekommen, welches von West-

*) *Nouv. Ann. d. Voyages*, 1841, April, S. 113 u. f.

**) S. den vor. Jahrgang. S. CXXXI.

Australien das wahre Gegentheil ist. Auf dem kurzen Ritte nach *Mount Barker* sehen Sie nichts von den weitläuftigen Niederungen und Ebenen des Nordens, von den unermesslichen und fruchtbaren Aufschwemmungen des Murray, oder von dem waldigen parkähnlichen Lande weiter südwärts.... Als Sie hier waren, hiess es, die Colonisten würden eine Subscription eröffnen, um eine Land-Expedition nach *West-Australien* zu schicken und eine Strassenlinie dahin zu eröffnen. Diess ist aber aufgegeben worden, da die unermesslichen Strecken unfruchtbaren und schlechten, fast ganz von Wasser entblössten Bodens westlich vom *Spencers-Golf* es unmöglich machen würden, eine Schafheerde zu Lande hin zu bringen, wenn auch eine kleine Abtheilung Reisender den Weg längs der Küste zu Pferde zurücklegen könnte. Man hält es daher für besser, erst in das nördliche Innere einzudringen, wo sich vielleicht besseres Land findet und wahrscheinlich eine Verbindung mit mehr als einer der andern Ansiede-

lungen bewerkstelligen lässt. So eben ist eine Expedition für diesen Zweck beschlossen worden, mit der ich beauftragt bin. Sie wird theils vom Gouvernement, theils von Subscribenten, ausgerüstet. Der Gouverneur giebt 100 Pf. St. und 10 Pferde. Ich besorge ebenfalls 5 Pferde und die Colonisten haben 550 Pf. St. unterzeichnet. Die Reisegesellschaft wird ausser mir noch aus zwei Männern, zwei eingebornen Knaben und dem jungen Herrn *Scott*, welcher Munday nach König Georgs-Sund begleitet hat, bestehen. Wir nehmen zwei Gespanne jedes zu drei Pferden mit, nebst 6 Reitpferden, 40 Schöpsen und andern Lebensmitteln für drei Monate Der Gouverneur wird uns noch andere Vorräthe zu Wasser schicken, die wir an der Spitze von *Spencers Golf* antreffen sollen, wo der eigentliche Antrittspunkt unserer Reise seyn wird. Wir werden dann auf sechs Monate versehen seyn, so dass wir, wenn das Land gangbar ist, beträchtlich über die *Mitte des Innern* vom Continent hinaus vordringen werden,

wenn uns auch die Vorräthe nicht erlauben sollten, bis an die *Nordküste* zu kommen. Ich sage: wenn wir das Land gangbar finden; denn wenn es überall so dürr und unfruchtbar ist, wie nördlich am Spencers-Golf, so werden wir wohl unverrichteter Sache umkehren müssen.... Der Gouverneur nimmt grossen Antheil an der Expedition, wie überhaupt alle Colonisten, und meine Freunde unterstützen mich mit einer Menge nützlicher Dinge, besonders Instrumente und Charten. Auch die Damen sind nicht zurückgeblieben; sie arbeiten an einer Englischen Flagge, die ich im Mittelpunkte des Continents aufpflanzen werde" *).

Eyre verliess Adelaide am 18. Juni. Ueber den vorläufigen Erfolg der Reise war bereits bei der Geographischen Gesellschaft zu London ein von der Südaustralischen Colonisations-Commission mitgetheiltes Schreiben des Hrn. Eyre eingegangen, welches in der Sitzung vom 26.

*) *Lit. Gaz.*, 1840, Dec. Nr. 1248, S. 817.

April 1841 vorgelesen wurde. Hr. Eyre sah sich, als er *Mount Arden*, nördlich vom Spencers-Golf, verliess, durch die Beschaffenheit des Bodens genöthigt, sich nahe am Fusse der *Flinders Berge* (*Flinders Range*) zu halten. In dem Masse, als die Reisenden weiter gingen, nahmen die Berge beträchtlich weit in östlicher Richtung ab und wurden immer niedriger, bis sie unter 29° 20′ Breite ganz aufhörten, und in ein sehr niedriges und flaches Land übergingen, welches aus grossen steinigen, zum Theil mit Sand abwechselnden Ebenen bestand, die allem Anschein nach vor Kurzem in grosser Ausdehnung überschwemmt gewesen waren. Es fehlt diesen Ebenen gänzlich an Trinkwasser, Gras und Stammholz; auf der ganz glatten Oberfläche wachsen nur hie und da einige Salzpflanzen. „Ich fand“ — heisst es in Eyre's Schreiben — „dass das ganze Tiefland rings um die *Flinderskette* vom See *Torrens* umgeben war, welcher, unweit von der Spitze des Spencers Golfs beginnend, einen kreisförmigen Bogen von

nahe an 400 (engl.) Meilen macht und der Krümmung der Kette folgt, die er, mit einer Breite von 20 bis 30 Meilen, fast in der Form eines Hufeisens umschliesst. Das Bett dieses gewaltigen Sees ist aber grösstentheils trocken; es besteht aus einer Mischung von Sand und Schlamm, und erst einige Meilen vom äussersten Ufer findet man Wasser. Nur an der westlichen Seite ging es in einem schmalen Arme so weit, dass man es erreichen konnte; es war so salzig wie Meerwasser. An der westlichen und östlichen Seite wird der See von einer hohen sandigen Hügelkette begränzt, die mit Salzpflanzen und Strauchholz bewachsen ist. Auch die andern Ufer boten, so viel man in der Entfernung beurtheilen konnte, denselben Anblick dar. Wir bestiegen die *Flinderskette*, von welcher man eine sehr weite und freie Aussicht hatte, sahen aber weder in Westen noch in Norden oder Osten einen Berg. Das ganze Land rings umher erschien als eine weite, flache und dürre Wüste.“ Da Hr. *Eyre* seine Fortschritte

auf dieser Seite gehemmt sah, so blieb ihm nichts übrig, als seine Gesellschaft nach dem *Mount Arden* zurückzuführen und dann zu bestimmen, was weiter geschehen müsse, um die Zwecke der Expedition zu erreichen. Es leuchtete ein, dass er, um den See *Torrens* und die denselben umgebende niedrige Wüste zu vermeiden, entweder sehr weit nach Osten oder nach Westen gehen musste, ehe er einen neuen Versuch machen konnte, nordwärts vorzudringen. Nach reiflicher Ueberlegung beschloss Hr. *Eyre* über die *Streifige Bay* (*Streaky Bay*) zu setzen, von dort nach *Port Lincoln* um Vorräthe zu schicken und dann der Küstenlinie westwärts zu folgen, bis er gangbares Land nach Norden hin antreffen würde. Der Weg von *Mount Arden* gegen *Port Lincoln* führte die Reisenden grösstentheils durch niedriges Land, welches dicht mit Gesträuch und stellenweise auch mit kleinen Grasflächen bedeckt war, wo sie in der Regel auch Wasser für sich und ihre Pferde antrafen. Sie erreichten *Port*

Lincoln am 3. Oktober, und hatten sich auf dem ganzen Wege bloss über den Verlust eines Pferdes zu beklagen. Die Gesellschaft war gesund und frohen Muthes. Man glaubte, dass die ganze Reise fünf Monate dauern werde *).

Ueber die Beschaffenheit des innern Landes der neuen Colonie *Süd-Australien* berichtet der Arzt *Leigh*, welcher diese Gegenden in den Jahren 1836 bis 1838 zu untersuchen veranlasst war. Zwischen den Flüssen *Torrens*, in Norden und Nordwesten, der *Encounter-Bay*, dem untern *Murray* und dem See *Alexandrina* in Süden und Südosten, wird das Land von drei grossen Gebirgen, nämlich dem *Lofty* (d. h. Hohen) Gebirge, dem *Barker-* oder *Grossen Eisenstein-* (*Great Ironstone-*) Gebirge, und dem *Wakefield-* Gebirge, durchschnitten, welche eben so viele besondere Ketten bilden. Die erstere erhebt sich mit dem Berge *Lofty* in ihrem Mittelpunkte zu

*) *Ebendas.*, 1841, May, Nr. 1270, S. 389.

einer Meereshöhe von 2450 engl. Fuss, und wird gegen Südwesten allmählich niedriger, bis sie sich in dem flachen Küstenlande zwischen *Onkaparinga* und den Ebenen von *Adingha* verliert.

Der Rücken des *Barker* ist etwa 20 Fuss höher als der *Lofty*, aber diese Erhebung erstreckt sich, bei einer Breite von 150 bis 300 Fuss, nur eine Meile weit; dann fällt das Gebirge schnell nach allen Seiten um 800 Fuss ab, und der *Barker-Berg* (*Mount Barker*) steht allein über der von ihm beherrschten Hochebene. Letztere hat jedoch immer noch eine Meereshöhe von 1600 Fuss und streicht, eine ansehnliche Breite beibehaltend, nach Südwesten, parallel mit der Lofty-Kette. Ihre Abhänge sind sanft gewellt und mit Gehölz bedeckt; dazwischen breiten sich anmuthige Thäler aus. Etwa 10 oder 15 (engl.) Meilen südwestlich vom *Mount Barker* fällt die Kette plötzlich bis auf 1200 Fuss ab, und bekleidet sich mit einem Walde hochstämmiger Bäume. In einer weitern Entfernung von 10 bis

20 Meilen südwestlich unterbrechen die Richtung des Kammes mehre steile Spitzberge, die zum Theil eine Höhe von 1800 bis 2000 Fuss erreichen. Zwischen diesen Bergen und immer noch auf der Hochebene öffnen sich die fruchtbaren Thäler des *Miponga*, des obern *Finnis* und anderer Flüsse, die nach Osten, Westen und Süden gehen. Weiterhin trennen sich von dem Hauptstamme des Gebirges, aber längs demselben südwestlich fortgehend, grosse Aeste von 1200 bis 1500 Fuss Höhe und steigen bis zur Meeresküste hinab, die sich vom *Mount Terrible*, der südlichen Gränze der Ebenen *Aldingha*, bis *Yankalillah* erstreckt. Andere beträchtliche Aeste gehen vom *Miponga-Thale* aus in südöstlicher Richtung, indem sie sanft gegen die grosse Krümmung des untern *Murray*, in der Nachbarschaft des *Curreney-Creek*, abfallen.

Das *Wakefield-Gebirge* ist eigentlich mehr eine grosse Verlängerung vom südwestlichen Ende des *Barker*, als eine

besondere Gebirgskette. Ein sehr hübsches Thal von 6 bis 10 Meilen Breite, gut bewässert und fruchtbares Ackerland nebst schönen Viehweiden enthaltend, verlängert sich zwischen beiden Ketten auf 25 Meilen weit, von den *Yankalillah*-Ebenen, beim Golfe St. *Vincent*, bis zur Mündung des *Inmen* in die *Encounter-Bay*. In diesem Thale erheben sich die Hügel, welche das weiter östlich gelegene Land von *Yankalillah* trennen. Ihre Gipfel sind mit Viehweiden bedeckt. Die Höhe übersteigt nicht 800 Fuss, während die das Thal in Norden und Süden einschliessenden Berge 1200 bis 2000 Fuss hoch sind.

Der Gipfel des *Lofty*-Kammes ist schmal, während der des *Barker*-Gebirges eine Breite von 6 bis 10 Meilen beibehält. Die an den Abfällen sich erhebenden Berge haben im Verhältniss zum Hauptkamme nur eine geringe Höhe. Im Widerspruche mit den über die Geographie dieses Theils von Süd-Australien allgemein herrschenden Ideen, ist die Kette des

Barker-Gebirges, aber nicht die des *Lofty*, die Wasserscheide zwischen den in den St. Vincent-Golf gehenden Flüssen und denen, welche dem untern Murray und dem Alexandrina-See zuströmen. Zwischen den Gipfeln und den grossen Thälern am Fusse der Lofty- und der Barker-Gebirge zieht sich ein Gürtel schmaler und gezackter Hügelketten hin, die oft eine Breite von 3 bis 4 Meilen haben. Sie bilden beim ersten Anblick das grösste Hinderniss für die Herstellung gangbarer Wege. Betrachtet man sie aber genauer, so findet man fast überall Stellen, wo sie sich bequem durchbrechen und übersteigen lassen.

Die untern Abhänge aller dieser Gebirgsketten bestehen fast überall aus *Thonschiefer*. Im Lofty-Gebirge ist es grösstentheils Uebergangsschiefer, welcher sehr der Grauwacke im nördlichen Wales gleich kommt. Geht man von Osten nach Süden, so wird er härter und von röthlicher Farbe; noch weiter südlich geht er in *Kiesel-* und *Glimmerschiefer* über. Das

den Thonschiefer bedeckende Land enthält grosse für Schafweiden geeignete Kräuterebenen. Der Kamm des Lofty-Gebirges ist mit einem sehr eisenhaltigen Kies bedeckt, und ansehnliche Strecken des Barker-Gebirges bestehen aus einem Conglomerat von Eisenstein und eckigen Quarzstücken. Man findet sie überall mit Wäldern oder Gesträuch bewachsen.

Die südlichen Gebirge scheinen aus *Syenit, Grünstein* und *Hornblende* (*Amphibole*) zu bestehen. Man sieht davon ungeheure Massen an der Oberfläche der Berge zwischen der *Yankalillah*- und der *Encounter-Bay*. Im Norden ist Quarz und Quarzfels vorherrschend. Gänge von diesen Gesteinen durchziehen, 24 bis 30 Fuss breit, oft die höchsten Ketten und gehen zuweilen in Granit über. Das Becken von *Adelaide*, westlich vom Lofty-Gebirge, das vom *Aldinga*, zwischen dem Lofty- und dem Barker-Gebirge, und wahrscheinlich auch die Becken der *Yankalillah*- und der *Encounter-Bay*, zwischen dem Barker- und dem Wakefield-

Gebirge, bestehen aus Tertiären Gebirgsarten und aufgeschwemmtem Lande, mit vielen Meerversteinerungen. Am Fusse des Terrible findet sich kalkiger Sandstein in grossen Blöcken, der sich zu schönen Quadern verarbeiten lassen dürfte.

Nach einer ungefähren Berechnung ist ein Drittel des im Vorstehenden beschriebenen Landes mit sandigem, zum Ackerbau und zu Viehweiden geschickten Boden bedeckt; ein Drittel besteht aus Waldungen von Stammholz, und ein Drittel aus Unterholz, Gesträuch oder kahlen Felsen.

Die *Eingebornen* sind, wie überall in diesem Erdtheile, Wilde der rohesten Art*).

In *Neu-Südwales* ist der brittische Capitän *Perry*, welcher beauftragt war, den im J. 1838 entdeckten Fluss *Clarence* zu untersuchen, mit dem Dampf-

*) *Reconnaitring Voyages and Travels with Adventures in the New Colonies of South-Australia* etc. etc. during the years 1836, 37, 38, by *W. H. Leigh*. London, 1839. — *Nouvelles Ann. d. Voy.*, 1841, April, S. 76 u. ff.

boote König Wilhelm eine grosse Strecke denselben hinaufgefahren. Die Mündung dieses Flusses ist in der *Seichten Bay* (*Shoal Bay*), ungefähr unter 29° 20′ südl. Breite, oder 390 Meilen nördlich von Sydney. *Perry* fand ihn überall drei bis fünf Faden tief. Zwanzig Meilen weit oberhalb der Mündung theilt sich der Fluss in zwei Arme, die eine grosse Insel bilden, welche nicht weniger als 120 M. Umfang hat. *Perry* fuhr 85 M. weit stromaufwärts, wo er durch Stromschnellen zur Rückkehr genöthigt wurde. Er glaubt aber, dass Boote noch 15 M. weiter kommen können. Die Eingebornen zeigten sich nicht bösartig; man hatte ihnen bloss einige kleine Diebstähle vorzuwerfen *).

Wenden wir unsere Blicke jetzt nach *Afrika*, und zwar zunächst nach der jetzt immer bekannter werdenden *Ostküste* dieses Erdtheils, über welche vor Kurzem der Engländer *Sir James Alexander* be-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1841, Mai, S. 251.

richtet hat. Mehre portugiesische Offiziere aus *Mozambique*, welche vor einigen Jahren nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung gekommen waren, machten eine so günstige Schilderung von jener portugiesischen Niederlassung, dass einige Engländer beschlossen, eine Handelsunternehmung dahin zu versuchen. Sir James erhielt von einem dieser Kaufleute, Namens *Chabaud*, mancherlei Auskünfte.

Bei ihrer Ankunft in *Mozambique* hörten diese Kaufleute schlimme Nachrichten über die Handelsverhältnisse des Landes. Sie verweilten sechs bis zwölf Monate in dem Hafen, ohne über ihre Ladungen verfügen zu können. Die Portugiesen verlangten eine Abgabe von 25 Prozent des Werths, den sie nach Willkür bestimmten. Es giebt keine ansässigen Kaufleute in der Stadt. Wenn eine Ladung ankommt, miethet der Eigenthümer ein Haus und eröffnet ein Gewölbe. Die ostindischen Banianen sind die Einzigen, welche den Handel daselbst in Händen haben. Der Capitän einer Goelette sagte

den Engländern, dass er in *Quilimane, Sofala* und *Inhiamban* bessern Absatz als in Mozambique gefunden habe. Man muss sich aber zuerst vom portugiesischen Gouverneur der Colonie die Erlaubniss zum Besuch jener Häfen verschaffen, und überdiess noch 35 p. C. vom Werthe *über* die 25 p. C., welche man in *Mozambique* bezahlt, entrichten.

Es waren schon viele Jahre keine Engländer nach *Mozambique* gekommen und der Handel mit Ostindien wurde unter portugiesischer Flagge getrieben. Man fand in der Stadt weder Brod, noch Fleisch, weder Milch noch Gemüse, und auch alle andern Lebensmittel waren äusserst selten und theuer. Ausser der Schwierigkeit des Absatzes und den Plackereien der portugiesischen Zollbehörde wird der Aufenthalt noch durch häufige Stürme und Gewitter und eine unglaubliche Menge Ratten und Muskiten lästig gemacht.

Die Engländer erfuhren vom Cap. *Griffith*, der zwei Jahre an dieser Küste

sich aufgehalten, dass *Quilimane* der günstigste Ort sei, wo man eine Ladung niederlegen könne; dass es hier eine Fülle von Gold und Elfenbein gebe, und dass in der Regel blaues Tuch, gebrannte Wasser, Glaskorallen und Stahlwaaren leichter Absatz fänden, aber die Engländer wären in der letzten Zeit auf Schwierigkeiten gestossen, weil ein Handelscapitän einem portugiesischen Lootsen gedroht habe, ihn zu erschiessen. Wenn die Kaufleute auf den Flüssen landeinwärts gingen, so kämen ihnen die Neger entgegen und bezeigten grosses Verlangen, mit ihnen zu handeln. *Inhiamban*, die grösste Stadt an der Küste, wäre ein guter Handelsplatz, und in *Sofala* fände man trefflichen Reiss, das beste Elfenbein der Welt und Goldstaub, und man könnte einen vortheilhaften Handel nach den Inseln *Bazeruto*, jenseits des Caps Sebastian, so wie auch nach der Bay von *Agoa* (*Lagoa*) treiben, wo sich zur Nachtzeit gute Contrebande machen liesse. Eben so könnte man sich zu *Natal* wie zu *Sta. Lucia* für

Baumwollengarn und Glaswaaren einen Ueberfluss an Elfenbein verschaffen.

Die, wenigstens theilweise erfolgte, Unterdrückung des Negerhandels hat *Mozambique* viel Schaden gethan. Als dieser schändliche Handel noch blühte, lagen zuweilen 20 bis 30 Schiffe im dortigen Hafen. Die trägen und stumpfen Portugiesen haben, wie schon gesagt, allen Handel in die Hände der Banianen übergehen lassen. Vormals bestand der grösste Verkehr mit *Brasilien*, von wo europäische Fabrikwaaren, Tabak und gebrannte Wasser eingeführt wurden. Von *Goa*, *Damaun* und *Diez* bringt man Stoffe, die gegen Sklaven eingetauscht werden. Aus *Surate* kommen durch Araber Stoffe und Reiss, gegen Elfenbein, Goldstaub und Piaster. Auch Rhinozeros-Hörner gehen nach Indien, wo die Hindus Trinkgefässe daraus machen, weil sie glauben, dass man dadurch augenblicklich eine etwanige Vergiftung des Getränks entdecken könne. Die Araber kaufen ihre Sklaven

gewöhnlich in *Zanzibar*, einem dem Imam von Mascat gehörigen Hafen.

Die Insel *Mozambique*, auf welcher die Stadt und das Fort erbaut sind, hat etwa 3 engl. Meilen im Umfang. Das Klima ist im September bis November sehr ungesund und würde es noch mehr seyn, wenn nicht die häufigen Winterregen allen Schmutz wegschwemmten. Es waren sonst, und sind vielleicht noch, zwei Männer eigens angestellt, welche jeden Tag die Hütten der Sklaven besuchen und die Leichen hinausschaffen mussten, um sie ins Meer zu werfen, wofür der Eigenthümer ein Gewisses bezahlen musste. Um diese Ausgabe zu vermeiden, legt man sie während der Nacht in Höhlen hinter der Stadt, wo die Leichen von den Hunden oder Schweinen verzehrt werden. Ein Engländer zählte eines Tages 36 Leichen in einer solchen Höhle!

Die Stadt Mozambique ist sehr unregelmässig gebaut; sie hat einige schöne Kirchen und grosse Gebäude, die aber verfallen. Selbst das imposante Regierungs-

gebäude befindet sich in einem sehr schlechten Zustande, obschon das Tafelgeschirr des General-Gouverneurs von Gold ist. Die Kathedrale ist dergestalt mit Todtengrüften angefüllt, wo die Leichen nur einige Zoll unter dem Fussboden der Kirche liegen, dass die Luft darin unerträglich seyn würde, wenn man nicht unablässig Weihrauch verbrennte.

Im März machten die englischen Kaufleute vom Cap vergeblich einen Versuch, *Quilimane* zu erreichen; der Monsun war ihnen entgegen. Sie sahen sich gezwungen an der Küste von *Madagascar*, im Hafen *Magenga*, vor Anker zu gehen. Hier mussten sie *Abdallah*, einem Mohammedaner aus Surate, dem s. g. Präsidenten der Europäer, welcher der Agent aller fremden Schiffe ist, ihre Aufwartung machen. Er erlaubte nicht ohne Schwierigkeit die Ausschiffung eines Theils der Ladung, weil er erst an den König berichten musste, der im Innern wohnt und von ihm einen jährlichen Tribut empfängt. Es gab in *Magenga* viel Eingeborne aus *Johanna*, einer der Como-

rischen Inseln, welche Kokos- und Betelnüsse, Kokosöl etc. hieher bringen. Die Amerikaner (meist aus Salem) kaufen Talg, Leder, Wachs und Schildpat ein. Die Franzosen (von Bourbon), die bei *Abdallah* in grosser Gunst stehen, treiben starken Sklavenhandel und die Araber bringen von Surate und der Küste Malabar grobe Stoffe.

Es wurde damals gerade der König krank. Die Zauberer riethen ihm aus *Magenga* vier freie Knaben holen zu lassen, diese zu schlachten und ihr Fleisch zu essen, wodurch der Zorn des bösen Geistes besänftigt werden würde. Sechs Soldaten kamen deshalb nach Magenga; aber die Araber griffen zu den Waffen und die Soldaten mussten Reissaus nehmen.

Im April kehrten die Engländer nach *Mozambique* mit einer Ladung Hornvieh zurück, welches sie zu 10 Crusaden das Stück verkauften. Das Wetter war sehr ungesund. Alle Kaufleute und öffentlichen Beamten bekamen im Mai das Fieber, heftige Schmerzen in den Gliedern, fortwährendes Erbrechen und eine grosse

Schwäche. Niemand konnte sich gute Lebensmittel verschaffen. Eine Goelette kam von *Quilimane* und sagte, dass es dort auch nicht besser stehe. Ihre Ladung bestand in Sklaven, Elfenbein und Goldstaub, im Werthe von 400000 Crusaden.

Anfang September kamen unsere Engländer nach der *Agoa-Bay*, wo sie einen Walfischfänger ihrer Nation antrafen. Die Eingebornen kamen an Bord und erkundigten sich nach den mitgebrachten Waaren. Sie sagten, ihr König habe sehr viel Elfenbein und würde es gern als Contrebande gegen Branntwein geben. Die Engländer besuchten den Gouverneur des portugiesischen Forts und sagten ihm, dass sie aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln in die Bay eingelaufen seien. Er schickte eine Wache von 6 Soldaten an Bord. Die Umgebungen der Bay sind wenig angebaut, obschon der Boden fruchtbar scheint. Das portugiesische Fort hat 17 Kanonen und als Besatzung eine Strafcompagnie von 50 Mann. Wenn die Könige der Eingebornen sich bekriegen, so

versammeln sich eine grosse Menge Neger um das Fort und die Portugiesen müssen ihnen ein ansehnliches Geschenk machen, damit sie wieder abziehen. Es ist kein Geld unter den Portugiesen dieser Bay in Umlauf. Was sie von den eingebornen Negern kaufen, wird mit Glaskorallen, Eisen und Messingdrath bezahlt.

Der oben erwähnte Kaufmann *Chabaud* miethete eine Schaluppe des Walfischfängers und fuhr den *Maputra* hinauf, um zu sehen, ob er einigen Verkehr mit einem Negerkönige am Ufer anknüpfen könne. Der Fluss hat 3 Meilen Breite an der Mündung und enthält viel Flusspferde. Man ging über 30 M. aufwärts und sah zwei Neger-Dörfer in den Gebüschen, konnte sich aber kein Elfenbein verschaffen.

Das Klima der Agoa-Bay ist gesünder als das aller übrigen portugiesischen Niederlassungen an der Ostküste; doch sind die Europäer, wenn sie die nöthige Vorsicht vernachlässigen, Fiebern ausgesetzt. Die Portugiesen haben Alles in Ueberfluss und leben behaglicher als die in *Mozam-*

bique. Als die Engländer beim Gouverneur speisten, gab es für 4 Personen eine Mahlzeit, die für 20 genug gewesen wäre.

Indessen setzten die Engländer äusserst wenig von ihren Waaren und nur zu geringen Preisen ab. Dennoch glaubt der Verf., dass zu einer günstigern Jahreszeit und mit mehr Berücksichtigung der Umstände sich bessere Geschäfte würden machen lassen. Man solle auch *Zanzibar* nicht vernachlässigen, wo der Imam von *Mascat*, ein Freund der Engländer, sechs Monate jährlich residire. Sein Ansehen gelte vom Aequator bis zur Agoa-Bay. Da übrigens eine neue Aera für Portugal begonnen hat, so dürften, bei der Freundschaft Englands, auch seine sämmtlichen Colonien wieder aufblühen und mit Unterdrückung des Negerhandels ein rechtlicher Verkehr immer gedeihlichere Fortschritte machen *).

Von demselben englischen Reisenden

*) *Ebendas.*, 1840, Septbr., S. 334 u. ff.; nach dem *Colonial Magazin.*

Dr. *Beke*, welcher im März 1837 Palästina bereiste und Beobachtungen über die tiefe Lage des Todten Meeres anstellte *), wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft am 22. Febr. 1841 ein Brief vorgelesen, welcher die Reiserouten von *Tadschura*, am Busen von *Aden* der afrikanischen Ostküste, nach *Aussa* im Innern, und von da nach dem Lande der *Wollu-Gallas*, so wie von *Zeila*, an derselben Küste, östlich von Tadschura, nach *Berbera* (noch weiter östlich) und *Hurrur*, im Innern, mittheilte. Die erstere Reiseroute erhielt Dr. *Beke* von dem Oheime seines Dieners *Hussein*, welcher mit den Karawanen nach *Hedschra* und von da nach *Haik* zu gehen pflegt. Der Bericht dieses Mannes wurde durch einen andern Einwohner von *Tadschura* bestätigt, welcher dieselbe Strasse bereist. Diese Berichte stimmen vollkommen mit dem überein, was *Beke* früher in Eng-

*) S. unsern Jahrgang 1839, S. CXXII, wo aber statt *Beek* *Beke* zu lesen ist.

land in Bezug auf die Lage der Hauptpunkte in dieser Gegend geäussert hatte, geben aber dem Flusse *Hauasch* (*Hawash*) gegen das Ende seines Laufs eine ganz verschiedene Richtung. Die Strassen nach *Hurrur* wurden ihm gleichfalls von einem Eingebornen in *Tadschura* mitgetheilt und durch Beke's Wirth bestätigt, der im Lande gut bekannt ist. „Wenn man" — sagt Dr. *Beke* — „von den Eingebornen Auskünfte über Reiserouten erhalten will, so ist es ganz fruchtlos, nach der Zahl der *Stunden* von einer Station zur andern, oder einer Tagreise, zu fragen. Alles was wir wissen, sagen sie, ist, dass die Karawane eine bestimmte Zeit zur Vollendung einer bestimmten Tagreise braucht, und dass es bestimmte Stationen oder Rastplätze giebt, wo sie anhält; aber die Zeit, welche man von einer Station zur andern, oder zum Aufenthalt an denselben braucht, ist nach den Umständen verschieden. Ich verfuhr nun bei meinen Erkundigungen auf folgende Weise. Zuerst fragte ich, wie viel Tage die *Karawane* von einem Endpunkte

der ganzen Reiseroute bis zum andern brauche; zweitens, wie lange ein *Fussbote* auf derselben ganzen Reise zubringe; drittens die verschiedenen Stationen, wo die Karawane anhält; viertens die allgemeine Richtung der Strasse (in Ansehung der Himmelsgegend), und fünftens ob einzelne Stationen oder andere Punkte besondere Merkwürdigkeiten darbieten. Das Ergebniss dieser Erkundigungen war, dass es eben so viel Stationen giebt als man (mit Einschluss einzelner Hemmungen, z. B. beim Uebersetzen von Flüssen etc.) Tagreisen zählt, und dass ein Fussbote täglich drei Karawanen-Tagreisen machen kann. Ein Maulthier geht eben so schnell wie ein Fussgänger, wird aber nicht geschlagen, sondern man lässt es seinen eignen natürlichen Schritt gehen.“ Ueber die Strasse von *Tadschura* nach *Aussa* und von da nach dem Lande der *Wollo Gallas*, sagt Dr. Beke, dass die Karawane ungefähr 15 Tage bis *Aussa* brauche, und etwa eben so viel von da bis *Hedschra*. Ein Fussgänger aber geht nach *Gagadi*

in zwei, und von da nach *Aussa* ebenfalls in zwei Tagen, oder im schlimmsten Falle erreicht er Aussa am dritten Morgen von Gagadi aus. Von *Aussa* nach *Hedschra* geht ein Fussgänger in 4 Tagen. Von *Tadschura* bis *Gagadi* sind 6 Stationen, von da nach *Aussa* 7, von *Aussa* nach *Hedschra* 18 Stationen. — Zur Reise von *Zeila* nach *Hurrur* braucht die Karawane 15 Tage, aber bei grösserer Anstrengung, wo die Nacht zu Hilfe genommen wird, auch nur 12. Ein Fussgänger macht die ganze Reise in 4 Tagen. Die Hauptrichtung der Strasse ist südwestlich. Von *Zeila* bis *Hurrur* sind 15 Stationen. Von *Berbera* bis *Hurrur* braucht die Karawane 25 Tage, der Fussgänger 8 Tage; die Hauptrichtung ist westlich und die Zahl der Stationen 25. Von *Hedschra* nach *Ankobar* würde nach der Aussage von Husseins Onkel ein Fussgänger 4 oder 5 Tage, nach Mahomed Alis, eines Einwohners von Tadschuri, Meinung aber 6 Tage brauchen. Von *Tadschura* bis *Ankobar* soll man zu Fuss in 12 Tagen

kommen können. Der Missionär *Isenberg**) war mit der Karawane 35 Tage auf der Reise, so dass sich das von Beke angenommene Verhältniss, 3 zu 1, bestätigt. Dr. *Beke* schloss sein von Tadschura, den 14. Dez. 1840 datirtes Schreiben mit der Bemerkung, dass er in ein oder zwei Tagen nach *Ankobar* aufzubrechen hoffe**).

Von demselben Dr. *Beke* war im April ein zweites Schreiben, datirt *Fiahr*, den 14. Jänner 1841, in London eingegangen. Es heisst darin: „Wir sind jetzt seit 25 Tagen von *Tadschurah* weg und werden *Killalu*, das auf dem halben Wege nach *Feri* liegt, erst übermorgen erreichen Nachdem wir südwestlich bis *Arabdera*, welches unter 10° 52′ nördl. Br. liegt, gekommen waren, sind wir von da an stets westlich gegangen. Meine letzte Beobachtung war 10° 50′ und ich bin überzeugt, dass die in *Killalu* nicht kleiner seyn wird. Ich reise mit einer Karawane von 200 Kameelen,

*) S. den vor. Jahrgang, S. XXXIV. u. ff.

**) *Lit. Gaz.*, 1841, März, S. 154.

mit Salz aus dem See *Assal* beladen. In Hinsicht dieses Sees habe ich eine wichtige Thatsache mitzutheilen. *Er liegt nämlich*, wie das Todte Meer, *beträchtlich tiefer als der Spiegel des Oceans.* Wasser kochte erst bei $213\frac{1}{2}^{0}$ (Fahr.), welches eine Einsenkung von 760 (engl.) Fuss giebt. Als Bestätigung dieses Resultats kann ich anführen, dass wir am folgenden Tage, nachdem wir den See verlassen hatten, das *Wady Kella* aufwärts gingen, durch welches ein kleiner Bach in den See fliesst, dessen Rieseln deutlich zu hören war, folglich ein beträchtliches Gefäll anzeigte, und dennoch gab am Ende unserer Tagreise das Thermometer nur 190 Fuss Meereshöhe für *Allulli.* Das ganze Land von *Tadschura* bis zum See *Assal* ist vulkanisch; aber jenseits desselben sind keine weitern Spuren von vulkanischer Beschaffenheit zu finden. Die Hauptmasse des Gebirges, welches ich jetzt übersteige, ist Granit. Die grösste beobachtete Meereshöhe war die von *Arabdera*, 1342 (engl.) Fuss, und die höchste Stelle, die wir erreicht haben, wird wahr-

scheinlich nicht über 40 oder 50 F. mehr gewesen seyn. So eben haben wir der von *Ifat* kommenden Karawane begegnet. Sie ist schwächer als die unserige, und bringt etwa 150 Knaben und Mädchen (Sklaven), Letztere in der Mehrzahl, nach der Küste. Ausser Kameelen haben die Leute Maulthiere zum Reiten und verkaufen diese in Tadschura mit grossem Gewinn. Wenn ich nach *Ankobar* komme, werde ich über diesen Handel Näheres erfahren. Sobald ich meine Notizen in Ordnung gebracht habe, werde ich euch meine Reiseroute, mein Tagebuch etc. schicken. Ich habe auch auf dem ganzen Wege eine schöne Sammlung von Felsarten gemacht *)."

In Beziehung auf *Abyssinien* lauteten die Nachrichten seit einem Jahre ziemlich widersprechend, je nachdem sie durch englische oder französische Blätter in Europa bekannt gemacht wurden. Berichten zufolge, welche die *Times* mittheilten, war

*) *Ebendas.*, Mai, S. 226.

der Fürst (oder König) *Ubie* (*Obie*) von *Tigre* durch einen seiner Generale vergiftet worden, aber sogleich durch ein Gegengift wieder genesen, worauf er dem Verbrecher und seinen Mitschuldigen den rechten Arm abhauen liess und sie nach einer wüsten Gebirgsgegend verbannte. Der Bruder des Fürsten empörte sich gegen denselben, zerstörte eine Menge Dörfer und begab sich dann zu *Ras Ali*, König von *Gondar*, einem erklärten Feinde *Ubies*, welchen er im September (1840), der in Abyssinien ein Frühlingsmonat ist, mit Krieg überziehen wollte. *Ubie* ist ein Christ, *Ras Ali* aber bald Christ, bald Muselmann, je nachdem der Scherif oder die Ulemas ihm Beistand versprechen. *Guebre Rafael*, der an der Spitze von 500 Mann, worunter 200 mit Flinten bewaffnet, ein fruchtbares Gebirgsland inne hat, war gleichfalls im Aufstande gegen *Ubie* begriffen, plünderte die Karawanen und machte die Strasse zwischen *Gondar* und *Goggeni* fortwährend unsicher. König *Ubie* hatte die Insel *Amfilo* an die Fran-

zosen abgetreten; man erwartete daselbst ein mit verschiedenen Waaren beladenes französisches Fahrzeug nebst einer Kriegs-Corvette. Die Franzosen sollten dem Könige 22 Kanonen mitbringen, als Verehrung für andere Geschenke, die er durch Hrn. *Lefèvre* dem Könige Ludwig Philipp geschickt hatte. *Naïb Yahya*, Sultan von *Harkiko*, der an den Folgen eines Schlaganfalls gefährlich krank darnieder lag, war durch einen Abyssinier, Namens *Sesch-Ali*, wiederhergestellt worden. Zur Belohnung dafür hatte ihm der Sultan die Stadt *Halay* geschenkt, und den Gouverneur derselben abgesetzt..... *Naïb-Yahya* empfängt jährlich von *Mehemed Ali* (Pascha von Aegypten) 12000 Talaris, um den von *Massaua* ins Innere von Abyssinien und wieder zurück gehenden Karawanen freien Durchzug zu gewähren und sie mit Wasser zu versorgen. Hr. *Schimper*, ein in Abyssinien reisender Naturforscher aus Teutschland, war von einer heftigen Augenentzündung befallen, aber wiederhergestellt worden, was das

Gerücht verbreitet hatte, dass man ihn vergiftet habe. Seine Sammlung von Pflanzen und Vögeln gehört, wie versichert wird, unter die seltensten und merkwürdigsten*).

Im Widerspruch mit dem, was der vorstehende Bericht über die günstige Stimmung des Königs *Ubie* gegen die *Franzosen* enthält, melden andere Nachrichten, dass er im Winter von 1840 auf 1841 alle sich in seinem Gebiete aufhaltenden Europäer, mit Ausnahme *Schimpers*, fortgejagt habe und Niemanden mehr die Erlaubniss gebe, sein Land von *Massaua* aus zu betreten. „Hieran sind" — heisst es — „die Umtriebe der französischen Emissäre, vor allen die Brüder *Abbadie*, Schuld. Diese sind Religionsmissionäre, denen ihre angeblichen andern Zwecke zum Deckmantel dienen. *Ubie* hatte ihnen viel Vertrauen geschenkt. Da sie sich aber zu sehr bemühten, Proselyten zu machen, und sich in Verschwörungen gegen *Ubie* einliessen, von denen er gleich Anfangs

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1840, Oktober, S. 121 u. ff.

Kenntniss hatte, so vertrieb er sie mit allen übrigen Franzosen aus seinen Ländern. — *Lefèvre*, der ebenfalls von der französischen Regierung eine Mission in Abyssinien hatte *), war vor einem Jahre mit einigen jungen Eingebornen nach Frankreich zurückgekehrt. Er gab sie für Söhne mächtiger Fürsten aus, es waren aber nur Bauernknaben aus Tigre und sie waren in Frankreich zurückgeblieben. *Ubie* erklärte darauf, dass er die drei Franzosen, welche *Lefèvre* in Abyssinien zurückgelassen, nicht eher wieder freigeben werde, als bis er seine Unterthanen aus Frankreich zurückerhalten habe. — Der belgische General-Consul in Aegypten, *Blondel*, hatte sich im Jänner oder Februar 1841 in Begleitung des aus Frankreich zurückgekehrten *Lefèvre* nach *Massaua* begeben. Man war in Kairo (März) neugierig, ob es ihm gelingen würde, über die Gränze der Schohos nach Abyssinien vorzudringen.

*) S. den vor. Jahrgang, S. XXXI.

Es scheint, dass auch *Blondel* eine religiöse Mission hatte *).

Ueber die Reise des französischen Naturforschers (hauptsächlich Chemikers) *Rochet* nach den *südlichen* Theilen Abyssiniens, besonders nach dem Königreiche *Schoa*, enthalten französische Blätter Nachrichten, welche die teutsche Zeitschrift *Ausland* mittheilt, aber in Beziehung auf geographische Richtigkeit für ungenügend erklärt. *Rochet* reiste (vermuthlich 1839) von *Suez* ab und begab sich über Mokka und durch die Strasse Bab el Mandeb nach der Ostküste Afrikas, wo er „durch das Königreich Adel" (?) den Süden von Abyssinien betrat und bis auf 180 Lieues weit (?) in das Innere des Königreichs Schoa vordrang. Der König *Salessalassi* empfing ihn mit Wohlwollen, obgleich die letzten Franzosen, welche im Lande erschienen waren, den König und die Einwohner gegen sich eingenommen hatten. Obgleich dieser Theil Abyssiniens viel

*) *Augsburger Allgem. Zeitung*, 1841, Nr. 103. (13. April.)

Zuckerrohr hervorbringt, so waren doch die Eingebornen mit der Kunst, Zucker daraus zu ziehen, unbekannt. *Rochet* lehrte sie dieselbe, so wie eine Anzahl anderer Geschicklichkeiten. Der König war so entzückt über die Arbeiten seines Gastes, dass er, nachdem er ihn sechs Monate gastfreundlich beherberget hatte, nur gegen das Versprechen einer baldigen Zurückkunft in dessen Abreise einwilligte. Während dieser sechs Monate machte *Rochet* verschiedene Ausflüge ins Innere des Landes und zwar in Gesellschaft des Königs, welcher von 15- bis 20000, zuweilen auch noch mehr Reitern begleitet war. Der König übergab ihm bei der Abreise verschiedene Geschenke für den König der Franzosen, worunter Handschriften über die Landesgesetze, die Religion etc. Er ist Verfasser mehrer Gedichte und gilt überhaupt für sehr gelehrt. Bei der Ankunft in Tadschura fand *Rochet* keine andern Fahrzeuge als solche, die nach *Aden* gingen, und es blieb ihm daher

nichts übrig, als diesen Umweg einzuschlagen *).

Die Redaction des Auslandes glaubt, dass der Inhalt eines in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 14. Juni vorgelesenen Briefes des schon oben erwähnten Dr. *Beke*, aus Ankober, ganz aus *Rochets* Mittheilungen entlehnt sei. Dieser Brief enthält Folgendes über *Schoa*. „Wenn man über den *Hauasch* setzt, zwischen welchem und dem Nil die *Schakka-Berge* die Wasserscheide bilden, so befindet man sich im Königreiche *Schoa*, wo der Reisende durch die Schönheit der Landschaft erfreut wird, namentlich nach dem dürren Anblick des Landes *Adel*. Die Berge, welche sich nördlich und südlich ausdehnen, bilden ein prächtiges Amphitheater, das mit einer kraftvollen Vegetation geschmückt ist. Der Boden ist fruchtbar und regelmässig angebaut, das Klima noch angenehmer als das von Aegypten. Das Land ist von fünf *Bergketten* durchzogen,

*) *Ausland*, 1841, Januar, Nr. 20.

und der Höhepunkt scheint in der Provinz *Zamettia* zu seyn, wo auch die Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Hauasch ist. Nach dem *Nil*, der einen Bogen von etwa 30 Lieues macht, ist der *Hauasch*, dessen Quellen *Rochet* zuerst besucht haben will, der bedeutendste Fluss. Diese Quellen liegen in der Provinz *Zamettia-Galla* und bestehen aus mehren Teichen von verschiedener Grösse, die zum Theil mit einander in Verbindung stehen und deren Nebenströme (? Abflüsse ?) den *Hauasch* bilden. Dieser fliesst von Südwest nach Nordnordost (? ?) durch die südlichen Theile von Schoa und mündet sich in den *Aussa-See*, der zur Zeit der Regen in Abyssinien etwa 50 Lieues im Umkreise hat. Aus einer Untersuchung der verschiedenen Wasserläufe ergibt sich, dass die allgemeine Abdachung der Oberfläche von Schoa von Südwest gegen Nordost geht. Es finden sich mehre kleine Seen im Lande; der bedeutendste ist der von *Suae*, der etwa 10 Lieues im Umkreis hat. In einigen findet sich des Mor-

gens krystallisirte kohlensaure Soda am Rande. Im Allgemeinen besteht der Boden aus Urgestein, im östlichen Theile aber finden sich augenscheinliche Spuren vulkanischer Erschütterungen. Neunzehn Lieues von *Ankobar* ist ein thätiger Vulkan mit nur Einem Krater, dessen Rand mit Schwefel in allen Abschattungen geschmückt ist; er stösst Rauch aus; auch sind in der Nähe mehre erloschene Vulkane. Acht Lieues von Ankobar sind warme Quellen, einige sogar siedend. Eben so finden sich an mehren Stellen ungeheure Massen von Lava *).

Das Ausland bemerkt bei Erwähnung eines französischen Artikels über *Rochets* Reise: „Ausser einigen Nachrichten über den vulkanischen Zustand etc..... sind namentlich einige Bemerkungen über einzelne Völkerschaften von

*) *Ebendas.*, 1841, Nr. 185. — Statt *Lieues* werden wohl *englische Meilen* gemeint seyn. Das Ausland scheint diesen Bericht aus einer *französischen* Zeitschrift entlehnt zu haben. Das Juniheft der *Literary Gaz.* ist uns in diesem Augenblicke noch nicht zugekommen.

Interesse, besonders die im Lande *Adel*, d. h. in dem Küstenstriche (?) zwischen Tadschura und der Gränze von Schoa. Rochet führt hier acht Stämme auf, deren Namen wir übergehen, da sie mit Ausnahme der *Danakils* und *Somalis* sehr zufälliger Art, nämlich von Ortschaften entnommen scheinen. Sie sollen sämmtlich einerlei Sprache, wiewohl in verschiedenen Dialekten, reden; die Sprache sei aber weder Arabisch, noch Amharisch, noch Galla. Sind es lauter *Somalis*, so erstreckt sich dieser Stamm von etwa 15° bis mindestens 5° nördl. Breite, also über eine Länge von 10 Graden, und alle die bisherigen Nachrichten, dass hier *Galla*-Stämme hausten, sind falsch. Diess ist für die Zukunft Abyssiniens keine gleichgiltige Sache; denn wenn auch hier Galla-Stämme sässen, so wäre eine endliche Vernichtung oder gänzliche Unterjochung der Abyssinier durch die Gallas kaum zu bezweifeln, und das Christenthum, so wie die übrige, wenn auch schwache, Cultur würde untergehen. *Rochets* Nachrichten,

die sich vielleicht auf einer zweiten Reise, welche er zu machen gedenkt, noch vervollständigen werden, können in kurzer Zeit hierüber nähern Aufschluss geben. Die augenscheinlich politischen Absichten *Rochets* lassen freilich nicht erwarten, dass er Untersuchungen, die zuvörderst nur ein wissenschaftliches Interesse haben, besondere Aufmerksamkeit widmen werde. Nichtsdestoweniger ist es sehr zu bedauern, dass wir bis jetzt nur eine so flüchtige Bearbeitung seiner Reisetagebücher besitzen; denn nicht nur ist *Rochet* ein sehr aufmerksamer Beobachter, sondern seine Pläne, die auf den Handel sowohl als auf politische Verbindungen gerichtet sind, haben ihn auch veranlasst, seine Aufmerksamkeit auf noch etwas mehr als das zunächst Liegende zu richten, und er scheint Nachrichten über die Gebiete von *Cambat*, *Gingiro*, *Anaria* (*Narea*) etc. gesammelt zu haben, Gebiete, die wir nur dem Namen nach, und fast allein durch die Schriften der Portugiesen kennen. Hier sind noch sehr interessante Entdeckungen zu

machen. *Krapf* *) berichtet (in seinen neuesten Nachrichten aus *Ankobar*), dass er von Priestern in Schoa gehört habe, *Cambat* sei ein christliches Land. Priester und Handelsleute desselben sollen manichfach nach *Schoa* und *Harrar* (*Hurrur*) kommen, welcher letztere Ort der Vereinigungspunkt der Karawanen aus dem Innern zu seyn scheint, von wo sie dann nach *Berbera* oder *Zeila* ziehen. — Augenscheinlich ist eine Reihe grosser Unternehmungen im Zuge, um das Innere Afrikas zu erforschen. Wie die Herrschaft der *Portugiesen* in Indien zu ihrem maritimen Uebergewicht im Rothen Meere geführt hat, so jetzt die Herrschaft der *Engländer*; auch diese bemühen sich, Abyssinien ihrem Einfluss zu unterwerfen. Man meldet nämlich aus Indien, dass eine Unternehmung nach *Abyssinien* im Werke sei, die unter dem Capitän *Harris* stehen

*) *Zwei und zwanzigste Anzeige, den Missions-Hilfverein zu Tübingen betreffend.* Tübingen, 1841, S. 33 u. ff. — Ueber die Reisen des Missionärs *Krapf* sehe man den vor. Jahrg. unsers Taschenbuchs, S. XXXIV. und XLIII.

soll. Zwei Teutsche begleiten dieselbe als Zeichner. Ihre nächste Bestimmung ist die *Westküste* des *Rothen Meeres*. Sechs Stück Geschütz und 600 Gewehre sollen mitgenommen werden; es ist aber nicht gesagt, ob als Geschenk für irgend einen abyssinischen Fürsten oder nur zum Gebrauch der Mannschaft. Als Hauptgrund der Unternehmung werden „die Intriguen der Franzosen in jenem Lande" bezeichnet, welche endlich die ernste Aufmerksamkeit der brittischen Regierung erregt und diese zu Gegenmassregeln bewogen hätten. Ein Kreuzer soll die Expedition begleiten, um die Verbindung mit *Aden* zu unterhalten *).

Mit der von der brittischen Regierung veranstalteten neuen Expedition nach dem *Niger* (oder *Quorra*) ist es nicht so rasch vorwärts gegangen, als sich nach unserm Berichte darüber im vorigen Jahrgange, S. LVI u. ff., erwarten liess. Erst im April 1841 ist sie von England aus

*) *Ausland*, 1841, Juli, Nr. 197 und Nr. 206.

unter Segel gegangen. Die drei eisernen Dampfschiffe, aus welchen die Expedition besteht, führen die Namen *Prinz Albrecht*, *Wilberforce* und *Sudan*. Der Albrecht steht unter dem Befehl des Cap. *H. Dundas Trotter*, der Wilberforce unter dem Commander *William Allen*, und der Sudan unter dem Commander *Bird Allen*. Die Mannschaft aller drei Schiffe besteht, ausser den Offizieren etc., aus 22 Seesoldaten und 88 Matrosen und Gehilfen beim Dienste der Dampfmaschinen. Unter diesen 88 befinden sich 20 eingeborne Afrikaner. Ueberdiess sollten die Schiffe bei ihrer Ankunft in *Sierra Leone* noch etwa 120 Mann dortiger Eingebornen an Bord nehmen, welche zu Arbeiten am Lande, als Holzfällen, Wasserschöpfen etc., zu verwenden wären. Die drei Befehlshaber der Schiffe und ausserdem Cap. *Cook* sind als königliche Commissäre bevollmächtigt, mit den eingebornen Häuptlingen Verträge zur Abschaffung des Sklavenhandels zu schliessen. Der Verwaltungsausschuss der Afrikanischen Civilisations - Gesellschaft

(*African Civilisation Society*) hat, um die Zwecke der Expedition zu unterstützen, die Dienste des Botanikers Dr. *Vogel* zugesichert, der dazu vom Freiherrn *Alexander von Humboldt* empfohlen worden ist. Als Mineralog ist Hr. *Roscher*, ein praktischer Bergverständiger und Schüler der Freiberger Akademie, und als Zoolog Hr. *Fraser*, Curator der Zoologischen Gesellschaft in London, angenommen. Der Ausschuss hat sich auch der Dienste eines praktischen Gärtners versichert, welcher unter der Leitung des Dr. *Lindley* eine Auswahl der nützlichsten Sämereien und Pflanzen getroffen hat, um sie in Afrika einheimisch und die Eingebornen mit ihrem Nutzen und ihrer Behandlung bekannt zu machen. Endlich ist auch ein geschickter Zeichner angeworben worden. Ein anderer wesentlicher Gegenstand ist die Abfassung von *Wörterverzeichnissen* der vornehmsten Sprachen des westlichen Afrika gewesen. Anfangs schien bei der geringen Kenntniss derselben diese Arbeit keinen günstigen Erfolg zu versprechen, indessen

ist mit Ausdauer und Fleiss doch ein ziemlich gutes Wörterverzeichniss von den Sprachen der sechs Hauptvölker, mit denen die Expedition in Berührung kommen wird, nebst einer kürzern Liste einiger andern zu Stande gekommen: Schätzbare Hilfe haben dabei Hr. *d'Avezac* in Paris, die jetzt in London befindlichen Aschanti-Prinzen, Hr. *de Graft*, ein eingeborner Fanti, und auch Dr. *Mac William* geleistet, welcher Letztere eine Reihe der nützlichsten medizinischen Fragen entworfen hat, die nach *Sierra Leone* und *Cape Coast* geschickt werden sind, um dort übersetzt zu werden. Die Aschanti-Prinzen sollten mit der Expedition in ihr Vaterland zurückkehren.

Folgendes war der Reiseplan, wie er im Jäner 1841 festgesetzt wurde. Die Schiffe sollten zuerst in St. *Vincent*, einer der Capverdischen Inseln anlegen, um Kohlen einzunehmen, und dann nach *Sierra Leone* und *Cape Coast Castle* gehen, wo sich Neger und Dolmetscher einschiffen werden. An der Mündung des *Niger* an-

gelangt, sollten sie ihre Kohlenvorräthe aus den Transportschiffen ergänzen, die zu diesem Behuf bereits im voraus dort angelangt seyn werden. Nachdem sie ihr schweres Gepäck auf Boote und Kanots ausgeladen und die Schiffe für die Flussfahrt gehörig erleichtert hätten, sollten sie in den *Quorra* entweder durch den *Formosa* oder den *Nun* einlanfen, je nachdem einer oder der andere dieser beiden Mündungsarme vortheilhafter scheinen würde. Bei der Stadt *Ibu*, am westlichen Ufer des Nun, etwa 120 (engl.) Meilen von dessen Mündung, sollten sie zuerst Halt machen und hier ihre Verrichtungen beginnen und versuchen, mit den Häuptlingen Verträge zur Abschaffung des Sklavenhandels und zur Herstellung eines freundschaftlichen Verkehrs mit England abzuschliessen. Die Expedition wird dann weiter stromaufwärts gehen und nach 40 Meilen die ersten Berge an der Spitze des Delta, etwa 160 M. vom Meere, erreichen, eine Entfernung, die sich selbst mit mittelmässigen Dampfschiffen in 3 bis

4 Tagen zurücklegen lässt. Der Reisende ist dann über das aufgeschwemmte Land und die verpestete Luft des Delta hinaus und blickt mit Vergnügen auf die Kette der *Kong-Gebirge*, die sich am Horizont im fernen Norden ausbreitet. Bei *Attah*, 60 M. weiter aufwärts, wahrscheinlich der nächste vortheilhafte Punkt, wo sich Verträge mit den Eingebornen werden machen lassen, erscheinen bereits die *Adansonia digitata* und andere merkwürdige Erzeugnisse der üppigen Pflanzenwelt dieses Klimas. Dann kommt der Markt von *Bokweh*, ein Platz von grosser Wichtigkeit für die Produkte aller Gegenden des Innern, welche hier gegen sehr unbedeutende europäische Waaren, die von der Küste kommen, ausgetauscht werden. Man sagt, dass die Neutralität dieses Versammlungsplatzes bei allen Kriegen, die etwa eintreten, unverbrüchlich aufrecht gehalten wird. Acht Meilen weiter erreicht man die Insel *Beaufort*, und 20 M. weiter, oder 270 M. von der Seeküste, erscheint die Mündung des prachtvollen,

von Osten her kommenden *Tschadda*, welcher eine Hauptstrasse in das noch unbekannte, aber gewiss volkreiche Innere darbietet. Hier wird die Expedition vermuthlich für einige Zeit ihr Hauptquartier aufschlagen und die königlichen Commissäre werden in möglichst ausgebreitete Verbindungen mit den Häuptlingen der Eingebornen zu treten suchen. Auch wird sich hier die erste Gelegenheit darbieten, die Afrikaner mit der besten Bearbeitung des Bodens bekannt zu machen und dem Klima angemessene Pflanzen und Sämereien zu vertheilen. Schicklichenfalls sollen die Schiffe auch den obern Theil des Quorra-Laufs, gegen *Bussah*, wo der unglückliche *Mungo Park* das Leben verlor, und eben so auch den *Tschadda*, so weit dieser fahrbar ist, erforschen. Einzelne Abtheilungen dürften selbst den 500 M. östlich entfernten *Tschad-See* oder auch das nicht viel weiter nordwestlich liegende *Timbuktu* erreichen und so die geographischen Ergebnisse der Expedition mit den Resultaten der Forschungen *Denhams*,

Clappertons und *Laings* in Zusammenhang bringen können. Die Expedition ist mit zwölf der besten Chronometer und überhaupt mit allen Instrumenten versehen, welche zu einer genauen geographischen Aufnahme des Landes erforderlich seyn werden *).

Zeitungsberichten zufolge war die Expedition am 16. Juni auf *St. Vincent* angekommen und hoffte am 8. Juli an der Mündung des *Quorra* einzutreffen.

Es fehlt nicht an Stimmen in England, die sich ungünstig über diese Expedition äussern und ihr keinen glücklichen Erfolg zu versprechen geneigt sind. Ein Artikel wurde der *Literary Gazette* (Febr. Nr. 1255) zugeschickt, worin es heisst: „Es sind Berichte eingelaufen über die Rückkehr des Dampfschiffes *Ethiope*, aus dem Niger nach Fernando Po. Cap. *Becroft* bestätigt das Misslingen, einen Zugang in den *Quorra* durch den *Benin* oder *Formosa* zu finden, was ihm aber später auf

*) *Lit. Gaz.*, 1841, Jäner, Nr. 1251, S. 26 u. f.

dem Wege von *Warri* gelungen ist. Er drang dann in das Innere bis in die Nähe von *Lever* (unweit von *Bussa*, der nördlichste Punkt, der am Niger erreicht worden) vor, aber das Bett des Flusses wurde hier so schmal und so mit Felsblöcken verstopft, dass jede weitere Fahrt aufgegeben werden musste. Ueberhaupt war der Fluss schwer zu beschiffen und zwar in Folge des wenigen Regens, der in dieser Jahreszeit gefallen war. Man suchte mit allen Hauptstädten am Ufer Handelsverbindungen anzuknüpfen, aber nur wenig Geschäfte wurden gemacht, obschon die Eingebornen überall freundlich gestimmt und zum Handel geneigt schienen. Unter der weissen Besatzung des Schiffes herrschten, so lange die Fahrt auf dem Flusse dauerte, viel Krankheiten, und selbst einige Todesfälle traten ein. Es scheint im Ganzen, dass der *Niger*, trotz den von ihm gehegten Erwartungen, verhältnissmässig wenig geeignet seyn wird, Handelsverbindungen mit dem Innern von Afrika zu vermitteln.“ — Wahrscheinlich

sind dergleichen Berichte, da manche Interessen ins Spiel kommen, mit Vorsicht und Misstrauen aufzunehmen.

Auch *Marokko* ist wieder von einem Engländer besucht worden. Dr. *Willshire*, welcher im Febr. 1841 von da zurückgekommen war, legte der Versammlung der Londoner Geographischen Gesellschaft am 8. März eine Reihe von Abbildungen vor, die er von verschiedenen Gegenständen in der Hauptstadt jenes Reiches gemacht hatte. Er hatte das Land bei *Mogadore* betreten, war zuvörderst nach *Maremma*, welches seinen Beobachtungen zufolge auf den bisherigen Karten sehr unrichtig niedergelegt ist, und dann nach der Hauptstadt *Marocco* gegangen, wo ihm gestattet wurde, die Ruinen von *Tasremut* im Atlas-Gebirge zu besuchen. Von Tasremut zog er längs dem Fusse der Atlas-Kette weiter bis *Aureka*, und kehrte dann über die Ruinen von *Chromatz* nach *Marokko* zurück. Hier suchte und erhielt er die Erlaubniss, seine Reise bis *Saffi* fortzusetzen, durch eine Gegend, welche

innerhalb der letzten zwanzig Jahre ausser ihm nur ein einziger christlicher Reisender betreten hat. Von *Saffi* begab sich Dr. *Willshire* wieder nach *Mogadore*, um sich nach England einzuschiffen. Es ergiebt sich aus seinen Beobachtungen, dass auf unsern Karten mehre Punkte innerhalb des von Saffi, Mogadore und Tasremut gebildeten Dreiecks falsch angegeben sind. Der Reisende erwähnte auch einiger *vulkanischen* Gebirgsarten in der Nähe von *Scheschaua* und eines merkwürdigen *Salzsees* in der Provinz *Hainan* *).

In *Asien* ist für die Engländer vorzüglich die Erforschung der im Innern dieses Erdtheils ihre ungeheuern Besitzungen in *Ostindien* berührenden Länder und Staaten von der äussersten Wichtigkeit. Capitän *Blosse Lynch* von der indischen Marine erstattete in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 25. Jäner 1841 Bericht über eine Reise, die er zum Theil auf einem neuen

*) *Ebend.*, März, Nr. 1960, S. 168.

Wege nach Indien gemacht hatte. Auf der Donau nach dem Schwarzen Meere gekommen, landete er in *Samsun*, an der Küste von Klein-Asien, und begab sich von da durch die fruchtbaren Thäler des *Taurus* nach *Mesopotamien*. Seiner Beschreibung nach würde dieser Gebirgsweg auch für Wagen fahrbar gemacht werden können. Die Strasse wäre von grosser Wichtigkeit, indem sie einen Zugang zu den ungeheuern Hilfsquellen Kleinasiens öffnen, die Hauptstadt des türkischen Reiches mit diesen entfernten Provinzen in leichtere Verbindung, und auch die zahlreichen christlichen Bevölkerungen, die an beiden Ufern des obern Tigris zerstreut leben, in innigere Gemeinschaft bringen würde. Cap. *Lynch* erreichte unterhalb des Gebirges *Hadschar Baha*, am südlichen Ufer des schönen Sees *Gul Gik*, nahe an den südlichen Gränzen des Taurus, die nördlichen Quellen des *Tigris*, und folgte den Windungen des kleinen Flusses durch das wilde Gebirgsland. Durch zahlreiche Bäche und andere Flüsse verstärkt, tritt

der Strom aus dem Gebirge in die Ebene von *Diarbeker* und erscheint unterhalb dieser Stadt als ein schon breiter, obwohl seichter, Fluss. Der Reisende setzte sich hier auf ein s. g. *Kelek*, ein aus 30 aufgeblasenen Schaffellen bestehendes Floss, und fuhr so den Strom hinab. Dieser geht in östlicher Richtung gegen 100 (engl.) Meilen weit durch ein offenes, wellenförmiges Land, welches in der Nähe der Ufer von Holz entblösst ist und wenig der Aufmerksamkeit Würdiges hat. Sein Lauf ist langsam und häufige Untiefen nebst kleinen Stromschnellen machen ihn für andere Fahrzeuge als Keleks unzugänglich. Nach der Aufnahme des *Batman Su* (oder *Sert*), welcher von Norden her kommt, wird der Tigris tiefer und reissender, die Ufer gehen abwechselnd einerseits in steile Felsen, andererseits in fruchtbare sanfte Anhöhen über, bis er nach einem kurzen Laufe eine südöstliche Richtung annimmt. Die romantische Schönheit der zahlreichen, auf den Felsspitzen erbauten christlichen Dörfer, und die fin-

stern Schluchten hie und da, welche vom Flusse aus einen Zugang zu dem dahinter liegenden offenen Lande bilden, verschönern die Gegend ungemein. Etwa 40 M. unterhalb der Mündung des *Batman Su* ist eine schöne Brücke, und am rechten Ufer sieht man die malerische Ruine *Hussein Keif*. Etwa 15 M. weiter fällt der *Ridjwan* von der linken Seite her in den Tigris, und noch 20 M. weiter, ebenfalls von Osten her, der *Bohtan*. Dann setzt der Strom seinen Lauf in mehr südlicher Richtung, durch das schönste Land, gegen 50 Meilen fort, bis *Dschesireh* und zu den „überhangenden Klippen" Xenophons. Das Land zwischen *Hussein Keif* und *Dschesireh* ist dicht mit christlichen Dörfern angefüllt, welche über eine hohe, sehr unebene, felsige Fläche zerstreut sind, wo die schönsten Weintrauben in üppiger Fülle wachsen, so wie alle Spielarten der Zwergeiche *), welche die stufen-

*) *Dwarf-Oak*, wahrscheinlich *Quercus infectoria*, welche nur mannshoch wird und die „türkischen Galläpfel" (*Galla turcica*) liefert.

weise an den Ufern emporsteigenden Felsen bedeckt. Etwa 4 M. oberhalb *Dschesireh* tritt der Strom unter den erwähnten Xenophontischen Klippen wieder in offeneres Land. Abwärts von Dschesireh, 25 M., nimmt er den von Osten kommenden *Chabur* (*Khaboor*) oder *Sutscho* (*Zucho*) auf. Diess muss die Stelle seyn, wo die Griechen die Ufer des Tigris verliessen, um einen Weg über die *Carduchischen* (oder *Gordiäischen*) *Gebirge* zu finden. Der Chabor ist da, wo er in den Tigris fällt, nicht zu übersetzen. In Dschesireh beherrscht ein schönes altes Kastell den Tigris und die über ihn führende Schiffbrücke; 2 M. unterhalb sieht man die Reste einer prachtvollen steinernen Brücke. Auch viele andere grossartige Ruinen sind für die Geschichte dieser Gegenden merkwürdig und erregen das Staunen des Wanderers über die Veränderungen, die im Laufe der Zeit hier Statt gefunden haben. Unterhalb Dschesireh fliesst der Strom bis *Mosul* durch eine hochgewellte Ebene. An beiden Ufern sieht man Berge in der

Nähe des Flusses; die von der linken Seite rücken allmählich zusammen und immer näher, bis sie den Strom, gerade unterhalb der Einmündung des Chabur, fast erreichen. Die Strasse längs dem linken Ufer führt über diese hohe Ebene, etwa 7 Meilen vom Flusse entfernt. Auch über den Chabur geht unweit von dem alten Schlosse Sutscho eine schöne Brücke. Sie liegt jetzt ebenfalls in Trümmern, aber der Fluss ist unterhalb derselben übersetzbar. Cap. *Lynch* sah sich sehr aufmerksam nach einer Fuhrt über den Tigris oberhalb *Mosul* um, wo *Alexander* vor der Schlacht von Arbela über den Strom gegangen seyn könnte; es giebt aber heut zu Tage keine solche Fuhrt hier. An der Stelle, wo Alexander den Fluss muthmasslich übersetzt hat, sieht man grosse Trümmerhaufen; wahrscheinlich war hier eine Brücke, so wie auch gewiss eine Stadt hier gestanden hat. Die Eingebornen nennen sie *Eski Mosul* (*Alt-Mosul*). — Unterhalb Mosul ist der Tigris von dem verstorbenen *Rich* besucht und in einer

Weise beschrieben worden, die wenig zu bemerken übrig lässt. Doch sind die in seinem Tagebuche angezeigten Punkte auf der Karte durch Cap. *Lynch* und die Offiziere der Euphrat-Expedition trigonometrisch bestimmt worden. — Das fruchtbare gewellte Land zwischen Mosul und Arbela enthält zahlreiche christliche Dörfer. Die Ebene von *Arbela* ist ganz flach, und wird bloss von kleinen Schluchten und Wasserbetten durchkreuzt, deren Ufer nur durchstochen zu werden brauchen, um für Wagen einen fahrbaren Weg zu bilden, wie diess *Darius* gethan haben soll. Die Strasse von *Arbela* über die Gebirge und *Rauandus* (*Rowandooz*), wird noch von Reisenden gebraucht, welche aus diesen Ebenen in das Gebirgsland von Medien gehen *).

Der Engländer *Fellows*, über dessen Reisen in *Klein-Asien* unser Taschenbuch im XVIII. Jahrgange, S. XCV u. ff. berichtete, hat im Jahre 1840 eine neue

*) *Lit. Gaz.*, 1841, Febr., Nr. 1255, S. 89 u. f.

Reise dahin gemacht und die Ergebnisse derselben, namentlich seine Entdeckungen in *Lycien*, in einem eigenen bereits zu London 1841 herausgegebenen Werke beschrieben *). Philologie, Geschichte, Kunst, Geographie, Botanik und Numismatik haben durch den Scharfsinn und Forschungseifer dieses Gelehrten abermals neuen Zuwachs erhalten. Von den in den Schriften der Griechen und Römer erwähnten sechs und dreissig Städten hat *Fellows* mit Einschluss der auf seiner vorigen Reise besuchten Städte *Xanthus* und *Tlos*, dreizehn aufgefunden, so dass, wenn die von andern Reisenden untersuchten eilf Städte an der Küste dazu gerechnet werden, bereits vier und zwanzig, oder zwei Drittel der obigen Anzahl jetzt bekannt sind. Aber der Hauptvorzug dieses Werkes ist der Schlüssel zu der *Lycischen Sprache*, den die von *Fellows* gefundenen Münzen und copirten Inschriften liefern. In dieser

*) *An Account of Discoveries in Lycia; being a Journal kept during a Second Excursion in Asia Minor.* By *Charles Fellows.* London, 1841.

Hinsicht sind seine Mittheilungen von der grössten Wichtigkeit. Denn während wir uns Mühe geben, das verlorene Lycische wieder zu finden, müssen wir nothwendig auch merkwürdige Fortschritte in Bezug auf das *Zend*, das *Etrurische*, das *Persepolitanische* und andere Sprachen machen, und die Beschäftigung mit diesen Schwierigkeiten wird wahrscheinlich mehr als manche andere gelehrte Forschung zur Aufhellung der frühesten Geschichte der Menschheit beitragen. Die *Inschriften* sind grösstentheils von Gräbern und nur wenige von öffentlichen Gebäuden genommen. Sie haben bereits zu der beinahe zuverlässigen Abfassung eines Alphabets und selbst zur Uebersetzung verstümmelter Fragmente geführt. Einige derselben sind schon früher durch Prof. *Bökh* bekannt gemacht und commentirt worden, insbesondere ein Rathsbeschluss auf einer umgestürzten und verstümmelten Säule in *Xanthus*, wo, beiläufig bemerkt, unser Verfasser auf seiner zweiten Reise weit mehr als bei seinem ersten Besuche fand. Auch die *Mün-*

xen liefern wichtige Beiträge, und es lassen sich mittelst derselben drei Perioden der Geschichte Lyciens feststellen: 1) die Persische Eroberung, 2) die Macedonische oder Griechische Oberherrschaft, und 3) die Bundesverfassung unabhängiger Städte, die von den Römern zuerst beschützt, später aber unterjocht wurden *).

Auch *Persien* ist fortwährend ein Gegenstand der Forschungen brittischer Reisenden. Ein Hr. *Abbott* besuchte im Februar 1840 die persische Provinz *Ghilan* und verweilte gegen drei Wochen in *Resecht*, der Hauptstadt derselben. Ghilan ist ein schmaler Streifen Landes an der südwestlichen Seite des Kaspischen Meeres, rückwärts von einer Kette hoher Gebirge umschlossen, welche 6 bis 9000 Fuss über dem Meere liegen. Es ist ungefähr 144 (engl.) Meilen lang und 50 breit, aber an manchen Stellen kommen die Gebirge, welche wahrscheinlich die Hälfte der Provinz einnehmen, dem Meere

*) *Lit. Gaz.*, 1841, Mai, Nr. 1271, S. 338 u. ff.

bis auf 5 oder 6 Meilen nahe. Fast das ganze Land ist mit Waldungen bedeckt. Die grosse Menge Regen, welche jährlich fällt, der Mangel an Abfluss des Wassers, die dichten Wälder und die üppige Vegetation überhaupt machen das flache Land zu einem Sumpfe. Das Klima ist daher ungesund und besonders in den Sommermonaten dem Fremden sehr nachtheilig, so dass selbst bis Ende September kein Europäer es hier aushalten kann. Die Landessprache ist das *Ghilaik*, ein Dialekt des Persischen, welches aber mit grösserer Schnelligkeit gesprochen wird und nicht so wohlklingend ist als das Persische in andern Provinzen des Reiches. Der *Talisch*-Bezirk, der jetzt grösstentheils den Russen gehört, begränzt *Ghilan* in Norden. Die Einwohner desselben werden als roh und wild, der Räuberei und dem Morde ergeben geschildert, sind aber ein thätiges und tapferes Volk, vorzüglich die im Hochlande hausenden Stämme. Ihre Sprache weicht ganz von der persischen ab. Die vornehmsten Ortschaften

in Ghilan sind *Resecht*, die Hauptstadt, *Enseli*, *Fumen* und *Labidschan*. Letztere ist nicht viel kleiner als Resecht selbst, welches 3000 Häuser und 15- bis 20000 Einwohner zählt. Resecht kann eine recht saubere Stadt genannt werden. Die Bazare sind gross, obsehon nicht eben glänzend. Sie enthalten hauptsächlich russische Eisen- und Stahlwaaren, Glaswaaren und Töpfergeschirr nebst einigen englischen Manufacturen. Die Strassen sind mit kleinen Steinen gepflastert, aber die Leute werden bei Regenwetter von dem Wasser, das stromweise von den weit vorragenden Dächern herabfliesst, tüchtig durchnässt. Das Sumpfgesträuch, welches Ghilan bedeckt, reicht bis dicht an die Häuser von Resecht. Diese bestehen meist aus gebrannten Ziegeln und enthalten gewöhnlich ein Erdgeschoss mit einem Ober-Stockwerk. Die Volksmenge von ganz Ghilan ist nicht über 100000 Seelen stark. Die Pest soll 1830 volle zwei Drittel der damaligen Bevölkerung weggerafft haben und von diesem Unglück hat sich das Land noch

nicht wieder erholen können. — Bei der Bereitung der Speisen wird weder Fett noch Butter angewendet, auch geniesst man, ausgenommen in den Städten, keinerlei Art von Brod; die Leute sagen, es sei in diesem Klima der Gesundheit schädlich. Pferde werden mit unausgehülstem Reiss gefüttert. Wer es kann, giebt ihnen auch Gerste. Der Boden von Ghilan ist eine höchst fruchtbare Schicht Dammerde, auf einem Untergrunde von Sandstein und Kies. Unstreitig ist das Tiefland, was auch aus den häufig gefundenen Seemuscheln hervorgeht, einst vom Meere bedeckt gewesen. Die Flora der Provinz ist ausserordentlich reich. Unter den Bäumen finden sich Eichen und Buchen im Ueberfluss, erstere aber selten von ansehnlicher Stärke. Die Wälder beherbergen Tiger, Panther, Eber, Dschakals, Marder etc. etc., in den Flüssen hält sich auch die Fischotter auf. Unter den mancherlei Vögeln gibt es besonders sehr viel Fasanen, so wie auch zur gehörigen Jahreszeit zahlreiche Waldschnepfen. Auf den Seen

und ihren mit Rohr bewachsenen Inseln, so wie in den Sümpfen, wimmelt es von wildem Geflügel mancherlei Art. Im Sommer werden die Mücken und Fliegen äusserst lästig. — Die russische Regierung hat seit mehren Jahren einen General-Consul in *Resecht*. Sein Geschäftskreis erstreckt sich bis *Masanderan* und er empfängt einen Jahrgehalt von 6000 fl. C. M., hat auch ausserdem an Sporteln etc. wahrscheinlich noch grosse Nebeneinkünfte. Der gegenwärtige Consul ist sehr genau mit Persien, seinen Bewohnern, deren Sprache, Sitten und Gebräuchen bekannt und scheint sich in Resecht sehr beliebt gemacht zu haben. Er ist in der Ausübung seiner Pflichten sehr eifrig und zeigt sich als ein Mann von grossem Einfluss. Das Volk war vor drei Jahren nicht wenig erstaunt, als es sah, wie der Agent einer fremden Macht ihren Gouverneur in Ketten nach *Teheran* führen liess, um dort zur Rechenschaft über sein Betragen gegen einen russischen Unterthan gezogen zu werden. Seit dieser Zeit hat sein Ein-

fluss noch mehr zugenommen und er kann jetzt wahrscheinlich Alles thun, was ihm beliebt. — Das *Kaspische Meer* ist an der südwestlichen Seite bis weit von der Küste sehr seicht. Einmaster liegen 10 bis 15 Meilen weit im Meere sehr sicher vor Anker. Da die Tiefen sich fortwährend ändern, so schickt die russische Regierung jährlich ein Schiff zur Untersuchung der Küstenstrecken aus. Das Meer ist auch sehr stürmisch. Das Wasser hat einen sehr geringen Salzgehalt. — Die Stadt *Enseli* enthält 3- bis 400 Häuser und Kaufläden, und ist der einzige Seehafen an der Küste von Ghilan. Sie liegt am äussersten Ende einer Landzunge von etwa 15 (engl.) M. Länge und an einigen Stellen nur 450 Fuss Breite. Der Ankerplatz ist innerhalb dieser Landzunge. Schiffe von 250 Tonnen können, wenn sie nur theilweise beladen sind, dicht ans Land kommen. Der Hafen ist sehr geräumig; doch müssen die grössern Fahrzeuge einen Theil ihrer Fracht ausladen, ehe sie über die Barre am Eingange der 27 M. langen und 18

M. breiten Lagune setzen können. Das Wasser in dieser Lagune ist so wenig gesalzen, dass es die Bootsleute für gewöhnlich trinken. Man sagt, dass jährlich 10 bis 12 Schiffe von 200, 250 und 300 Tonnen aus *Astrachan*, und 50 oder 60 grosse Boote aus *Baku Salian* und *Lankeran* nach Enseli kommen. Die Boote von Baku sind mit Naphtha beladen, dessen Verbrauch als Brennstoff sehr gross ist; dreizehn Pfund kosten nicht mehr als 18 Pence (45 kr. Conv. Mz.). Die russische Handels-Marine im Kaspischen Meere soll etwa 1000 Schiffe aller Gattungen stark seyn. Die Strasse von *Puri Basar* nach *Resecht* führt mitten durch das Sumpfgesträuch und ist so schlecht, dass man ungeachtet der geringen Entfernung von 5 oder 6 Meilen, 3 bis 4 Stunden braucht, um sie mit einem leicht bepackten Pferde zurückzulegen. — Hr. *Abbott* bemerkt am Schlusse seines Berichts, dass *Ghilan*, obschon es in schlechten Händen ist und auf die schändlichste Weise vernachlässigt wird, dennoch in Verhältniss zu seiner

Grösse die reichste Provinz in Persien ist. Es herrscht viel Wohlstand unter den Einwohnern. Die Regierung bezieht ein jährliches Einkommen von 200000 Tomans (1 Mill. fl. C. M.) aus dieser Provinz, mit Einschluss der Zölle und des Ertrags der Fischereien, welche sich zusammen auf 225000 fl. belaufen mögen. Ausserdem entrichten wahrscheinlich die vornehmsten und reichsten Einwohner noch die Hälfte jener Summe als willkürliche Steuer an den Hof. Auch äussert sich Hr. *Abbott* sehr weitläufig über die Handelsverhältnisse der Provinz und über deren Stapelwaare, die Seide, welche hier besonders stark gewonnen wird*).

Von einem amerikanischen Geistlichen, *Horatio Southgate*, ist die Beschreibung einer Reise durch *Armenien*, *Kurdistan*, *Persien* und *Mesopotamien* erschienen, welche derselbe in den Jahren 1836 bis 1839 gemacht hat **). Der Verfasser

*) *Ebendas.*, April, Nr. 1268, S. 216.

**) *Narrative of a Tour through Armenia etc. With Observation on the Condition of Mohammedanism and Christianity in*

war als Missionär von der amerikanischen Episkopal-Kirche abgeschickt worden, um den Zustand des Christenthums und des Islam in jenen Ländern, hauptsächlich aber in Persien zu beobachten. Er ging von *Konstantinopel* zu Wasser nach *Trebisond* und von da zu Lande nach *Erzerum*, *Musch*, *Bitlis*, *Wan*, *Urmiah*, *Tebriz*, *Teheran*, *Bagdad*, *Mosul*, *Mardin* und *Diarbeker*. Von hier durchkreuzte er abermals *Armenien*, einen Theil von *Kurdistan*, *Persien* und ging um *Mesopotamien* herum nach *Klein-Asien* zurück. Nach dem Urtheil des Berichterstatters in der *Lit. Gaz.* ist wenig Neues in diesem Werke zu finden. Als das Interessanteste wird das herausgehoben, was der Verf. über den heutigen Zustand der *morgenländisch-christlichen Kirchen* und des *Mohammedismus* sagt; aber auch hier ist weit weniger Neues anzutreffen, als man von einer dreijährigen Reise zu erwarten berechtigt gewesen wäre.

---

those Countries. By the Rev. *Hor. Southgate.* 2 Voll. London and Newyork, 1840.

Minder ungünstig äussert sich dieselbe Zeitschrift über die Reise eines Hrn. *G. Fowler* nach *Persien* und *Kurdistan* *). Der lesenswertheste Theil dieses kleinen Buches ist der Bericht über den letzten Krieg zwischen *Persien* und *Russland*, so wie eine Uebersicht der *politischen* Verhältnisse Persiens zu Gross-Britannien.

Von einem ebenfalls Persien bereisenden Hrn. *Layard* wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 26. April 1841 ein Schreiben vom 31. Dez. 1840 vorgelesen. Der Reisende verliess *Isfahan* um die Mitte des September in Gesellschaft eines Baktyari-Häuptlings, und erreichte *Kala Tul* auf einem Wege durch das Baktyari-Gebirge, nachdem er den höchsten Theil der grossen *Mungascht*-Kette überschritten hatte. In Kara Tul war sein erstes Geschäft, nach *Mandschanik* zu gehen, wo er, im Widerspruch mit dem, was Major *Rawlinson* nach mündlichen Aussagen der Eingebornen

*) *Three Years in Persia; with Travelling Adventures in Koordistan.* By *G. Fowler*, Esq. 2 Voll. London, 1841.

über diese Ruinen behauptet hatte, keine bedeutenden Schutthügel (*Mounds*) antraf. Es sind zwar allerdings Ruinen einer grössern Stadt, aber sie gleichen denen der andern Sassanischen Städte und stammen wahrscheinlich aus derselben Zeit. Der *Abi-Zard*, welcher mitten hindurch fliesst, vereinigt sich mit dem *Abi Allah*, einem sehr ansehnlichen Strome, der vom Gebirge der *Kongelon-Stämme* herabkommt, wo er bei *Kala Allah* entspringt. Er fliesst nach Aufnahme des Abi-Zard weiter durch die Ebene von *Rum Hormuz*. Die Ebene von *Mel Amir* enthält zweierlei Arten von Ruinen, alte Schutthügel und Sassanische Ruinen. Es giebt auch in den benachbarten Gebirgen viel keilförmige Inschriften. Das von Major *Rawlinson* erwähnte *Schekafti Salman* ist westlich von Mel Amir, und nicht an der Strasse nach *Susan*. An die natürliche Höhle stossen vier Tafeln mit Bildhauerarbeit. Ehemals waren auch weitläuftige keilförmige Inschriften hier zu sehen, die aber jetzt alle zerstört sind, bis auf eine,

die *Layard* copirte. Die Skulptur scheint aus sehr alter Zeit zu stammen und die Charaktere der Inschriften sind sehr complicirt. Zwei riesengrosse Gestalten sind Priester der Magier; zwischen ihnen ist eine natürliche Felsvertiefung, wo ein Altar gewesen seyn mag. In derselben Ebene und an der Strasse nach *Susan* sind noch andere Skulpturen und weitläuftige Inschriften. Die Ebene *Mel Amir* ist vom Thale des *Karun* durch einen beträchtlich hohen Bergrücken getrennt. Es führen zwei Strassen nach Susan, das etwa 15 bis 20 (engl.) Meilen entfernt ist. Die Umgebung von Susan ist von dem Stamm der *Dunarini* bewohnt, die als grosse Räuber bekannt sind. Hr. *Layard* wurde auch wirklich hier seiner Uhr, seines Compasses und mehrer andern Dinge beraubt, die für einen Reisenden von grösster Wichtigkeit sind. In *Susan* ist kaum noch etwas vorhanden, was die Lage der alten Stadt genau bezeichnen könnte. Die noch vorfindigen Ruinen liegen alle am nördlichen Ufer des Flusses. Auf jeden Fall

aber hat hier eine grosse Stadt gestanden, obschon weder grosse Schutthaufen, noch Säulen, noch selbst Quadersteine und Ziegel zu sehen sind. An beiden Ufern des Flusses, welcher das Thal von Susan durch enge und fast ungangbare Schluchten betritt und verlässt, sind Spuren alter Strassen zu finden, und es ging eine Brücke über den Fluss, von der noch vier Pfeiler übrig sind und die staunenswürdige Grösse des Bauwerks bezeugen. Das (angebliche) Grab *Daniels* (des jüdischen Propheten) ist vergleichungsweise ein modernes Gebäude von rohen Steinen. Es steht in grosser Verehrung und führt den Namen *Gebr Daniel Akbar* oder des *Grossen Daniel*, um es von dem zu *Schus* zu unterscheiden. Der Fluss *Karun* ist hier ziemlich breit und im ganzen Lande wegen der guten Beschaffenheit seines Wassers berühmt. In den Gebirgen nordöstlich von hier soll noch ein anderer Ort *Susan* liegen, ebenfalls mit Ruinen einer grossen Stadt, und in der Nähe soll ein merkwürdiger Berg-Durchstich zu sehen

seyn, welcher gemacht worden, um einem ansehnlichen Flusse einen Weg zu öffnen. Dieses Susan führt den Namen *Susan Sir Aub*. Der Reisende war Willens, es zu besuchen. Ein früheres Vorhaben, nach dem Süden von Persien zu gehen und dann über Busra (Bassora) nach Arabien vorzudringen, wollte er aufgeben*).

Der im Vorigen erwähnte Major *Rawlinson* hatte, wie unser voriger Jahrgang, S. XCVI., berichtete, unter dem 13. Febr. 1840 von *Bombay* aus gemeldet, dass er im Begriff sei, über *Kelat* und *Kandahar* nach *Kabul* zu reisen. Aus einem seiner Schreiben vom 25. Juni dess. J. ersieht man, dass er gerades Weges nach *Kabul* gegangen war und dass er von da nach *Kandahar* zu reisen beabsichtigte, von wo er im Stande zu seyn glaubte, noch vor Jahresschluss Nachrichten von sich zu geben. Er bemerkt, dass die Resultate der neuesten geographischen Forschungen bald durch eine grosse Karte von *Afga-*

*) *Lit. Gaz.*, 1841, May, Nr. 1270, S. 333.

nistan würden veröffentlicht werden, die die brittisch-indische Regierung herauszugeben gedenke. Zugleich meldet er, dass er Materialien zur vergleichenden Geographie von *Sindh* und dem *Indus* gesammelt, und dass er die Lage der arabischen Hauptstadt *Mansurah* in der Nachbarschaft des Sees *Manschur* entdeckt habe, volle 180 engl. Meilen entfernt von der bisher angenommenen Lage bei *Heiderabad*. Endlich berichtet er auch, dass sein Bruder, *Edward Conolly*, vor Kurzem eine wichtige Reise durch *Seistan* (*Sistan*) gemacht habe *).

Von dem englischen Handelsbeamten *Davis*, aus dessen interessanter Beschreibung des *Chinesischen Reichs* wir im XV. Jahrgange unsers Taschenbuches (1837), S. 201 bis 272, einen Auszug geliefert haben, ist ein neues Werk über dieses Land erschienen, welches zwar hauptsächlich nur ältere Beobachtungen, wie sie auf der lezten Gesandtschaftsreise des

*) *Ebendas.*, 1840, Dec., Nr. 1246, S. 784.

Lords Amherst, auf dem Wege zwischen *Canton* und *Peking*, gemacht worden sind, aber auch wichtige Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand und mit Beziehung auf den jetzigen Krieg enthält *).

Der durch seinen Eifer für die Verbreitung des Christenthums in China bekannte, in den letzten Jahrgängen dieses Taschenbuches mehrmals erwähnte Missionär *Gützlaff* hat im Jahre 1839 auf einem brittischen Schiffe, wo er die Dienste eines Dolmetschers versah, eine Reise nach der Küste der chinesischen Provinz *Fokien*, so wie nach den *Lieukieu-Inseln* und nach der Küste von *Japan* gemacht, deren Beschreibung voriges Jahr dem brittischen Parlament vorgelegt und von der Zeitschrift *Ausland* (1841, Mai, Nr. 146 bis 151) vollständig mitgetheilt worden ist.

Gützlaff bemerkt zuvörderst über den Aufenthalt in *Futscheu-fu*, der Hauptstadt

*) *Sketches of China; partly during an Inland Journey of Four Months, between Peking, Nanking and Canton* etc. etc. 2 Voll. London, 1841.

der Provinz Fokien, 5 bis 6 teutsche Meilen oberhalb der Mündung des Flusses *Min*: „Die Erscheinung eines Kriegsschiffes an der Mündung des Min-Flusses erregte grosses Aufsehen, wiewohl man augenscheinlich sich bemühte, keine Furcht blicken zu lassen. Ich musste die Mandarinen zu wiederholten Malen versichern, dass das Schiff keine Ladung führte, und gleichwohl zweifelte man noch immer an der Wahrheit dieser Angabe ..... Das Volk fanden wir ohne Ausnahme gut geartet und selbst freimüthig in seinen Manieren. Man pflegte uns, auch wenn es nicht begehrt wurde, in allen Dingen Beistand zu leisten; man nahm gewöhnlich nichts an, wenn wir uns dafür erkenntlich zeigen wollten.... Die grossen Dschonken, die wir gegenüber vor Anker sahen, bewiesen zur Gnüge, dass Schiffe von beträchtlicher Ladung, ungeachtet der Kanal schwer zu befahren und nicht ohne zahlreiche Sandbänke ist, bis zum Ankerplatz vordringen könnten.... Die Mandarine waren ohne Ausnahme darauf bedacht,

die commerciellen Hilfsquellen dieses Handelsplatzes herabzusetzen; doch sprach der Augenschein zu sehr für das Gegentheil. Am Ufer des Flusses war Alles Leben und Geschäftigkeit ... Die eingeborne Kaufmannschaft ist hier um ein Bedeutendes zahlreicher, als ich sie je in Canton gesehen habe. Die *Amoy'schen* Kaufleute sind auch hier die geachtetern und bestimmen den Markt. Ihre Dschonken holen von *Formosa* Reiss und versehen *Futscheu* mit Zucker und Baumwolle, zwei Artikel von ansehnlichem Verbrauch. Als der natürliche Hafen für die Theeausfuhr verdient diese Stadt in vollem Masse unsere Beachtung."

Ueber die *Lieu-kieu-Inseln*, wo Gützlaff am 14. Juli auf der Rhede von *Napakiang*, auf *Kaminsang*, dem westlichsten Eilande der Gruppe, anlangte, heisst es in seinem Berichte: ... „Wir verweilten ziemlich lange am Landungsplatze, wurden aber keineswegs freundlich aufgenommen. Die Erscheinung zweier Schiffe, darunter eines Kriegsschiffes, hatte die

Behörden aufsichtig gemacht.... Die Stadt kann 10000 Einwohner haben.... Das Volk lebt in der grössten Armuth... Es ist jetzt nahe an 200 Jahr, seit der Fürst des japanesischen Fürstenthums *Satzuma* gewaltsam von diesen Inseln Besitz nahm, und bis auf den heutigen Tag müssen die Einwohner jährlich 75000 Pikuls in Zucker als Tribut bezahlen.... Der Handel mit *Satzuma* ist ansehnlich. Es kommen jährlich an 14 Dschonken in den Hafen von Napakiang. Die Bewohner der Lieu-kieu segeln aber auch mit ihren eignen Fahrzeugen nach *Kagosima*, der Hauptstadt von Satzuma. Nicht unbedeutend ist auch der Handel mit *Futscheu*, nach welchem Hafen jährlich zwei Dschonken von der grössten Art abgehen. Sie bringen Biche de mar, Agar agar, Schwefel, ihre eignen und japanischen Manufaktur-Waaren dorthin, und nehmen dagegen chinesische Stoffe und andere Artikel in Rückfracht. Diese Leute erfreuen sich unter allen Völkern der meisten Gunst im himmlischen Reiche; sie dürfen nament-

lich die Ueberbringer ihres Tributs (denn auch *China* spricht die Oberherrlichkeit über diese Inseln an) in die Hauptstadt schicken und einige ihrer Landsleute zur Erlernung der chinesischen Sprache dort zurücklassen.

Von den Lieu-kieu-Inseln wandte sich das Schiff Morrison nach *Japan*. Die englische Behörde in Canton hatte diese Gelegenheit benützt, sieben schiffbrüchige Japanesen, die seit längerer Zeit in Macao auf Kosten Gross-Britanniens unterhalten wurden, in ihr Vaterland zurückzuschicken. Man hoffte durch diesen Beweis von Höflichkeit die japanische Regierung etwas milder zu stimmen und vielleicht einigen Zutritt ins Land zu erhalten und in Handelsverkehr mit den Einwohnern zu treten. Aber diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Nicht nur empfingen die Batterien der Bucht von *Yedo* das Schiff mit einem lebhaften Kanonenfeuer und nöthigten es, einige Meilen unterhalb des Forts vor Anker zu gehen, sondern auch später, als man, aufgemuntert durch das freund-

liche Benehmen der an Bord gekommenen Eingebornen, das Ufer zu betreten versuchte, fielen von allen Seiten Kugeln herab, deren einige das Schiff stark beschädigten. Es blieb daher nichts übrig, als die Bucht zu verlassen. Da auch die sieben schiffbrüchigen Japaner sich nicht ans Ufer zu gehen getrauten, so hielt es der Befehlshaber des Morrison für Pflicht, an einem andern Orte einen neuen Versuch zu machen, und steuerte nach *Kagosima*, der Hauptstadt von Satzuma. Aber auch hier erwartete die Reisenden der feindseligste Empfang, und die armen Schiffbrüchigen mussten nach *Macao* zurückkehren.

Im *Russischen Asien* ist die Thätigkeit der Regierung und der wissenschaftlichen Vereine fortwährend auf die genauere Erforschung aller Theile des ungeheuern Landes gerichtet. Die *Altaischen* und *Sajanskischen Gebirge* namentlich waren bisher nicht nur in Hinsicht der Naturerzeugnisse, sondern auch in geographischer Beziehung einem grossen Theil nach

unbekannt. Die *Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher* zu *Moskau* hat deshalb eine gelehrte Reise unter der Aufsicht des Hrn. *Karelin* *), der sich bereits durch mehrfache Wanderungen in den Steppen des Kaspischen Meeres einen Namen erworben, angeordnet. Der Zweck dieser neuen Reise besteht in der Erforschung der Naturerzeugnisse der *Altaischen* und *Sajanskischen Gebirge*, besonders der *südlichen* Abdachungen, deren die Werke von *Pallas*, *Gmelin* und *Ledebour* kaum erwähnen. Nach dem mit der Gesellschaft abgeschlossenen Vertrage sollte Hr. Karelin nach seiner Rückkunft — zwei Jahre nach seiner Abreise von Orenburg — eine vollständige Beschreibung seiner Reise herausgeben; inzwischen hat er bereits an die Gesellschaft einen kurzen Abriss seiner Wanderungen im Jahre 1840 eingesendet **).

---

*) In unserm vorigen Jahrgange, S. CV., wurde dieser Reisende, nach einem Zeitungsberichte, fälschlich *Kawelin* genannt.

**) Eine Uebersicht derselben, grösstentheils mineralogischen,

Der k. russ. Akademiker *von Baer* hat im Sommer 1840 die im vorigen Jahrgange unsers Taschenbuches, S. CV., erwähnte neue Reise nach *Nowaja Zemlja* angetreten. Aber schon unterm 19. Oktober meldeten öffentliche Blätter aus Drontheim, dass die vom Cap. *Oetow* befehligte russische Fregatte *Ladia*, an deren Bord die unter dem Hrn. *v. Baer* von der Petersburger Akademie abgeschickte wissenschaftliche Expedition sich befand, in den Hafen von *Waardhuus*, an der Polarküste Norwegens, eingelaufen sei, weil das Eis sie an der Fortsetzung ihrer Reise verhindert habe. Man wollte hier überwintern und die Zeit bis zum Sommer 1841 mit Wanderungen in *Finmark* und *Lappland* zubringen.

Was die Enthüllung des äussersten Nordens von *Amerika* betrifft, so haben in neuester Zeit, ausser dem, was durch die Engländer hier geschehen ist und wor-

botanischen und zoologischen Inhalts, giebt, aus den „Vaterländischen Memoiren, Mai 1840.“ die Zeitschrift *Ausland*, 1841, Nr. 176 und 177.

über die letzten Jahrgänge unsers Taschenbuches Nachrichten enthalten, auch die *Russen* die Geographie des nordwestlichen Theiles vom amerikanischen Festlande sehr bereichert. Man verdankt die Auskünfte darüber dem Admiral *von Wrangell*, welcher in den Jahren 1830 bis 1835 Oberverwalter der Russisch-Amerikanischen Besitzungen war.

Die *Russisch-Amerikanische Handelsgesellschaft* hatte, von dem Wunsche beseelt, Handelsverbindungen mit den Völkern, die das Land zwischen dem *Kenaiskischen Sunde* (Cooks-Einfahrt) und der *Bay Schaktol* (Norton-Sund) bewohnen, anzuknüpfen, schon im Jahre 1828 eine Expedition unter dem Befehle des Schiffsfähndrichs *Wassiljew* zur Untersuchung dieser Gegenden abgeschickt. Diese verliess das Fort *Alexandrow*, am Flusse *Nuschagack*, unter 58° 57′ 5″ Br. und 158° 25′ westl. Länge von Greenwich, und versuchte im Laufe dieses und des folgenden Jahres den Fluss *Kuskokwim* (oder *Kuschkukechwack*) mit Baidaren oder

aleutischen Barken hinaufzufahren, erreichte aber erst 1830 seinen Zweck, indem er durch den *Chulitna* diesen letztern erreichte, dann auf demselben 290 Seemeilen bis zu seiner Mündung hinabschiffte und längs der Küste nach dem Fort Alexandrow zurückkehrte.

Die günstigen Berichte, welche *Wassiljew* über die grosse Menge von Bibern erstattete, die sich in den von ihm besuchten Gegenden befanden, bestimmte die Compagnie zur Aussendung einer neuen Expedition, welche, ebenfalls von *Alexandrow* ausgehend, den Kuskokwim bei der Mündung des Chulitna erreichte. Der Hauptzweck war der Handel und *Kolmakow*, Befehlshaber des Forts Alexandrow, hatte die Leitung der Expedition übernommen. Diese fand in den Wintermonaten der Jahre 1832 und 1833 Statt. Die Reisenden gingen zu Fuss, hatten aber zwei Hundeschlitten bei sich, welche ihre Waaren trugen und das einzuhandelnde Pelzwerk zurückbringen sollten. Später wurde beschlossen, einen Weg vom süd-

lichen Theile der Bay *Schoktol* bis zum Flusse *Kwichpack*, und von da über die Berge bis zum Flusse *Kuskokwim* aufzusuchen, um auf demselben bis zum *Kenaiskischen* Busen zu gelangen, bei welcher Gelegenheit man eine bisher ganz unbekannt gebliebene Landstrecke würde erforschen können. Im J. 1833 liess die Compagnie, mit Zustimmung der Eingebornen, unweit vom *Cap Stephen* ein Fort errichten, welches den Namen *Fort Michaïlow* erhielt und unter 63° 28′ Br. und 161° 53′ westl. L. (von Greenwich) liegt. In demselben Jahre wurde auch eine neue Expedition abgeschickt, mit dem Auftrage, über die Gebirge und die Flüsse zu gehen, welche diesen Punkt vom Kenaiskischen Busen trennen. Die Leitung derselben erhielt der Ober-Bootsmann *Andreas Glasunow*, ein in der Colonie geborner und erzogner Creole, welcher mit der Kadjak-Sprache, die unter allen von der Expedition zu besuchenden Stämmen sehr verbreitet ist, genau bekannt war. Als Begleiter schlossen sich freiwillig

vier Russen der Expedition an, welche am 30. Dez. aufbrach und am 15. April 1834 wieder zurückkam, nachdem sie einen Weg von 2080 Werst zurückgelegt hatte. Der Zweck derselben war, ausser der geographischen Kenntniss des Landes, in Hinsicht der Handelsverbindung mit den Eingebornen nur unvollkommen erreicht worden. Auf der Reise durch ganz unbewohnte Gegenden und der strengsten Winterkälte preisgegeben, waren die mitgenommenen Lebensmittel zuletzt aufgezehrt und die Führer verliessen *Glasunow*, um in die Heimath zurückzukehren, so dass dieser und seine Gefährten vor Hunger und Elend auf der Rückreise fast umgekommen wären.

Gleich beim Antritt der Reise war das Gerücht verbreitet, dass die Bewohner des Flusses *Pastol* feindselige Absichten gegen die Expedition hätten. Diess verursachte solchen Schrecken, dass *Glasunow* keine Führer fand, bis er sich entschloss, mehr nach Nordwesten zu gehen, wo er von den Eingebornen auch gast-

freundlich behandelt wurde. Die Reise war beschwerlich; es ging abwechselnd über Flüsse, wo das Eis oft einbrach, und durch dichte Tannen-, Birken- oder Pappelwälder. Am Flusse *Anwick* gab es zahlreiche Biberbauten. Da die Lebensmittel zu mangeln anfingen, so erboten sich die Führer, eine *Baraborka* aufzusuchen, welche einem Indier ihrer Bekanntschaft gehörte und nur eine Tagreise entfernt war. Sie brachten von dorther auch wirklich einige Lebensmittel. Diese *Baraborka's* sind Niederlagen von Fischen, Caviar und andern Vorräthen, welche im Sommer hier für den Winter aufbewahrt werden. Man lässt sie einsam in der Wildniss, ohne Schutz, weil man weiss, dass Niemand sich daran vergreift, ausgenommen die nächsten Verwandten des Eigenthümers, und auch diese nur im äussersten Nothfalle.

Gegen Ende Februar beginnen die Einwohner von *Anwickmut*, an der Mündung des *Anwick*, diesen Fluss aufwärts zu gehen, um Biber zu jagen. Im Sommer sorgen sie für ihre Wintervorräthe an Fischen,

und vom Herbste bis November jagen sie Marder, Füchse, Hasen und Rennthiere. Die Wälder sind dicht und hochstämmig. Die Tannen besonders würden treffliches Bauholz geben. Die Reisenden sahen viel Schnee- und Auerhühner. Am 15. Febr. gingen sie nach einigen Rasttagen wieder vorwärts, aber da sie nicht an das Gehen mit Schneeschuhen gewohnt waren, so kamen sie nur langsam fort. Jemehr sie sich der Mündung des Flusses näherten, desto zahlreicher wurden die Sommerwohnungen und Baraborkas der zum Stamme der *Anwickmuten* gehörigen Eingebornen. Am 25. erreichten sie das indische Dorf an der Mündung des *Anwick*. Die Einwohner nahmen Anfangs eine feindselige Stellung an, liessen sich aber durch *Glasunow* bald beruhigen, so dass sie ihn zuletzt baten, in ihr Dorf zu kommen und bei ihnen auszuruhen. Bald wurde eine Volksversammlung von 240 Männern gehalten, wo sich *Glasunow* einfand und ihnen in einer langen Rede den Zweck seiner Reise auseinander setzte, wie er

gekommen wäre, sie einzuladen, dass sie ohne Furcht nach den russischen Niederlassungen ihr Pelzwerk bringen möchten, wofür sie Tabak und was sie sonst bedürften, erhalten würden. Die Indier hörten diess beifällig an und vorzüglich gefiel ihnen, was sie vom Tabak hörten, den sie leidenschaftlich lieben. *Glasunow* vertheilte beim Weggehen eine Parthie unter sie, theils Rauch-, theils Schnupftabak. Sie machten sogleich Gebrauch davon, und waren dann äusserst erkenntlich gegen die Russen.

Stürme und Schneefälle nöthigten *Glasunow*, mehre Tage hier zu verweilen. Er verschaffte sich während dieser Zeit wichtige Auskünfte über die vornehmsten Tragplätze in der Richtung des *Kwichpack*, die man Anfangs ihm zu verheimlichen gesucht hatte. Man erzählte ihm auch von einem wilden Volke im Innern des Landes, welches alle Fremden umbringe. Die Eingebornen gaben diesen Wilden die Namen *Inkalischmuten* oder *Kyltschanen*.

Am 1. März gingen die Reisenden den *Kwichpack* hinab und erreichten am 3. das Dorf der *Magimuten*, die auf ihre Ankunft schon vorbereitet waren und sie ohne Misstrauen empfingen. Die steilen und sandigen Ufer dieses, an manchen Stellen $1\frac{1}{2}$ Werste breiten Flusses sind mit dichten Wäldern bedeckt; man sah aber keine hohen Berge. *Glasunow* ermunterte die Einwohner ebenfalls zum Verkehr mit den Russen. Zwei Männer von den Ufern des *Tschagiluck* sagten ihm, dass dieser Fluss zwischen dem *Kwichpack* und dem *Kuskokwim* seinen Lauf nehme und sich in den erstern ergiesse. Seine Ufer seien sehr bevölkert, weil es allerlei Thiere daselbst gebe. Man zähle nicht weniger als 40 Dörfer, aber nur zwei verschiedene Sprachen. Die *Kyltschanen* oder *Inkalischmuten*, deren Wohnungen am weitesten von den europäischen Niederlassungen entfernt sind, handeln mit den näher wohnenden Stämmen und geben ihnen Pelzwerk für Tabak. Es giebt viel Rennthiere auf ihrem Gebiete.

In dem Dorfe *Anulychtychpack*, am rechten Ufer des *Kwichpack*, wurde *Glasunow* ebenfalls gut aufgenommen. Das *Kaschim* oder Versammlungshaus war grösser als in den bisher besuchten Dörfern. Es waren 300 erwachsene Männer beisammen; das Dorf zählte mehr als 700 Einwohner. In *Tschuckwack*, einem Dorfe am Kuskokwim, suchte Glasunow sich Führer zu verschaffen, die ihn nach der Mündung des *Tschalchuck* brächten, der sich in den Kuskokwim ergiesst; er hatte nämlich erfahren, dass dort ein Tragplatz bis zum *Kenaiskischen Busen* vorhanden sei. Aber die Einwohner suchten ihn davon abzubringen, indem sie ihm vorstellten, dass er entweder Hungers sterben oder von den Kyltschanen umgebracht werden würde. Alles diess vermochte nichts über den muthigen *Glasunow*. Er brach mit seinen Russen und einigen Führern allein auf, wurde aber, wie schon oben gesagt, von den Letztern verlassen und kam nach *Fort Michailow* in dem allerelendesten Zustande zurück. Die Reise

hatte 104 Tage gewährt, von welcher 39 mit dem Aufenthalte in den verschiedenen Dörfern zugebracht worden waren *).

Admiral *Wrangell* hat im Archiv der Russisch-Amerikanischen Colonie auf *Sitcha* eine Karte vom *Kupferflusse* aufgefunden, die ein gewisser *Klimowsky* entworfen hat, der im J. 1819 von Wrangells Amtsvorgänger, dem Cap. *Hagemeister*, zur Untersuchung dieses Flusses abgefertigt worden war. Einige Anmerkungen geben über die von dem Reisenden durchwanderten Länder nähere Aufklärung.

Zu den nützlichsten Unternehmungen der Russisch-Amerikanischen Compagnie in neuester Zeit gehört die Aufnahme der *Südküste von Aljaschka* durch den Lieut. *Woronkowsky* im Sommer 1836 **).

Geschlossen am 10. Septbr. 1841.

Der Herausgeber.

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1841. Jänner, S. 5 u. ff.

**) *Berghaus Almanach* etc. V. Jahrgang, S. 142 und 145.

I.

FAHRTEN DURCH DEN OSTINDISCHEN ARCHIPEL.

Nach Lafond de Lurcy.

Wir entlehnen das Folgende aus dem vor Kurzem zu Paris erschienenen Werke: *Quinze ans de Voyages autour du Monde, par le Capitaine Gabriel Lafond (de Lurcy), Membre de la Commission centrale de la Société de Géographie etc.*, von welchem bis jetzt zwei Theile vorhanden sind, denen aber bald noch mehre folgen werden. Der Verfasser hat diese Reisen in den Jahren 1818 bis 1833 auf verschiedenen französischen, englischen etc. Schiffen, zuerst als Steuermanns-Lehrling (Pilotin), dann bald als Passagier, bald als Supercargo,

bald als Offizier, zum Theil auch als Befehlshaber gemacht. Sein Hauptaugenmerk war auf die Handelsverhältnisse der fremden Länder und die Vortheile, welche Frankreich daraus ziehen kann, gerichtet. Wir lassen ihn selbst erzählen, erlauben uns aber verschiedene Abkürzungen, besonders was bekannte Dinge oder unbedeutende Reiseabenteuer betrifft.

Die Insel *Lombock* wird von einem Radscha regiert, der dem Sultan *Cerang* auf der Insel *Java* zinspflichtig ist. Dieser Radscha wohnt in der kleinen Stadt *Mataran* an der Westküste. Der Boden der Insel ist sehr fruchtbar. Er enthält weitläuftige trefflich angebaute Ebenen und die Einwohner stehen in dem Rufe sanfter und friedlicher Gesinnungen. Die Insel *Bally* wird von Lombock nur durch einen Meeresarm getrennt, welcher die *Bally-Strasse* heisst. Ihre Bewohner sind das Gegentheil von denen der Insel Lombock; so harmlos die Letztern, so unruhig und feindselig sind die von Bally, Freunde des Krieges, der Plünderung und gefahrvoller Unternehmungen. Sie machen die gefangenen Feinde zu Sklaven, verkaufen ihre eignen Diener und machen sich kein Gewissen daraus, Schiffe zu überfallen und wegzuführen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet. Die Insel Bally ist ein gebirgiges Land, mit dichten und finstern Waldungen bedeckt. Sie ist

von Hirten und Jägern bevölkert, während Lombock auf seinen weiten Ebenen Ackerbauern nährt...

Der wichtigste Handel von Lombock, der für unsere Colonie Bourbon von grossem Nutzen seyn kann, ist der mit Reiss, den man vom September bis November hier abholen muss. Man kann ihn sehr wohlfeil kaufen, wenn man sich mit den nöthigen Tausch-Artikeln versieht. Dergleichen sind Pulver, Flinten, Pistolen, Eisen, Stahl, grobe Quincaillerie, ordinäre Calicots, grossblumige Cattune, einige chinesische Seidenzeuge, und vor Allem chinesische Kupfermünzen (*Kossings*), spanische Piaster und indische oder javanische Rupien. Man wird, besonders nach der Aernte, stets einen Ueberfluss an Reiss, getrocknetes Hirschfleisch und Wildschwein-Fleisch, einige Häute und Pferde antreffen.

Ausserdem giebt es noch einen andern, in Europa wenig bekannten Handelszweig, über welchen ich hier Einiges mittheilen muss; ein schändlicher Handel, der zum Glück für die Menschheit, von Tage zu Tage immer mehr seinem Erlöschen entgegen geht. Man hat *Sklaven* auf allen diesen Inseln, theils als Hausdiener theils als Feldarbeiter. Alle Radschas haben deren, je nach ihren Vermögensumständen, mehr oder weniger. Es sind theils Malayen anderer Inseln, welche durch Seeräuberei gefangen werden, theils Bewohner des Innern der grossen Inseln, die durch Krieg in die Hände siegreicher Feinde gefallen und von diesen

verkauft worden sind, theils Dienstleute, welche von ihren Herren auf den Markt gebracht werden. *Bally* und *Timor* lieferten in neuerer Zeit eine grosse Zahl dieser Sklaven, welche Franzosen und Portugiesen für ihre Colonien kauften. Die Portugiesen bezogen sie hauptsächlich von *Timor-Dely* und führten sie nach *Macao*, *Goa* und selbst bis *Rio-Janeiro*, wo man deren eine grosse Menge sieht.

Die Franzosen der Insel *Bourbon* ahmten dieses Beispiel nach, und als der Handel an der Küste von Afrika immer schwieriger wurde, trieben sie ihn als Schleichhandel mit den Malayen. Diese Unternehmungen beschäftigten jährlich 4 bis 5 Fahrzeuge von 150 bis 200 Tonnen, leichte Briggs und schnelle Segler mit 20 bis 25 Mann Besatzung. Das Geschäft verlangte ein Capital von 150- bis 200000 Francs. Jedes Schiff kaufte 150 bis 200 Sklaven, deren Preis nicht über 100 Piaster für den Kopf betrug und oft nicht 50 Piaster erreichte. Sie wurden auf Bourbon gewöhnlich als Hausdienstboten, oder als Aufseher auf den Pflanzungen oder auch als Arbeiter verwendet. Die Schiffe, welche ihre Ladungen in *Bally* einnahmen, kauften hauptsächlich Frauenspersonen, weil sie gute Dienstboten abgaben und auf der Ueberfahrt weniger zu fürchten waren als die Männer, die selbst als Sklaven mehr Trotz und Entschlossenheit besitzen als die afrikanischen Neger.

Nachdem wir *Lombock* hinter uns hatten, fuh-

ren wir längs den Küsten von *Sumbawa* hin. Diese Insel ist sehr hoch und von vielen Bergketten durchzogen, unter welchen man eine Gruppe mit drei hohen Piks unterscheidet, von welchen der mittlere, kegelförmige, die andern bedeutend überragt. Es ist diess der berühmte Vulkan *Tombaro*, dessen furchtbarer Ausbruch im J. 1815 zahlreiche Dörfer von Grund aus zerstörte und eine Menge Menschen unter den Trümmern begrub. Die Nordküste hat tiefe Einbuchten, welche zum Theil treffliche Zufluchtsorte für die Schiffe darbieten. Eine gewaltige Bay dringt tief landeinwärts und nimmt fast das ganze Innere der Insel ein. Sumbawa wird von mehren kleinen Radschas beherrscht, welche die Oberherrlichkeit des Fürsten von *Bima* anerkennen, der, ein Vasall der Niederländer, den grössten Theil der Insel, so wie *Menggaray* und den westlichen Theil von *Flores* unter seiner Botmässigkeit hat.

Flores, das wir zu Gesicht bekamen, als wir an der kleinen Insel *Menggaray*, die sie von *Sumbawa* trennt, vorübergekommen waren, ist eine ziemlich ausgedehnte schöne Insel, deren stark bewaldete Küsten mit zahlreichen freundlichen Dörfern bedeckt sind, die man bald am Abhange, bald auf den Rücken der Gebirge, bald im Hintergrunde der Thäler erblickt. Ein üppiger Pflanzenwuchs beurkundet die Fruchtbarkeit des Bodens und macht die Insel zu einer der volkreichsten dieser

Gruppe. Flores ist ebenfalls unter mehre jetzt unabhängige Fürsten vertheilt, welche noch vor wenig Jahren Vasallen der Portugiesen waren. Letztere hatten hier einen Gouverneur, welcher in der kleinen Stadt *Larantonca*, im westlichen Theile der Insel, residirte. Jetzt erkennen fast alle Radschas die Ober-Lehnsherrlichkeit der Niederländer an, mit Ausnahme einer Colonie *Bugis* (*Bouguis*) im südlichen Theile, wo sie einen schönen Hafen besitzt. Es ist nöthig, einige Worte über dieses Volk zu sagen, welches sich über die Küsten aller westlichen Inseln des Ostindischen Archipels verbreitet hat, wo es als Handels-Nebenbuhler der furchtbarste und erbittertste Gegner der Europäer und ihrer Niederlassungen geworden ist.

Die Bugis bilden bekanntlich die Mehrzahl der Einwohner der Insel *Celebes*. Sie sind von höherm Wuchse als die andern Malayen, überhaupt von schönerer Gestalt, auch in Betreff der geistigen Eigenschaften verständiger, offener und tapferer als ihre Stammverwandten. Ihre Thätigkeit ist ausserordentlich, und ihr natürliches Geschick zum Geschäftsbetrieb von der Art, dass man sie geborne Kaufleute nennen kann. Weniger dunkelfarbig als die andern Eingebornen, haben sie schönere und edlere Züge, und alle ihre Bewegungen, ihr Gang und ihre Sprache verkündigen, dass sie von ihren Vorzügen lebhaft überzeugt sind. Die Bugis sind mit einem Worte das im Verhältniss

zu den Malayen, was die Europäer allen andern Bewohnern des Erdbodens gegenüber sind.

Dieses Volk nun, auf einem von der Natur vernachlässigten Boden entsprossen, durch Uebermass der Fortpflanzung in enge Gränzen eingezwängt und wegen der Schwierigkeit des Verkehrs in der klippenvollen Boni-Bay *) wenig oder gar nicht von seinen Nachbarn gekannt, musste für seine Kenntnisse und Thätigkeit einen weitern Spielraum suchen. Es verbreitete sich daher über die benachbarten Inseln und trug auf dieselben seine Rasse, sein Blut und seinen unternehmungslustigen Handelsgeist über. Man findet daher den Bugis als Seefahrer und Kaufmann auf allen kleinen Inseln, in den unbedeutendsten Einbuchten und in allen europäischen Ansiedelungen, wo er die Waaren einkauft, deren er zur Unterhaltung seines Verkehrs bedarf. Er wagt sich unter die wildesten Stämme, auf alle Küsten und ins Innere der Länder. Die Reichthümer, welche er erwirbt, sein Unternehmungsgeist und sein Muth sichern ihm ein entschiedenes Uebergewicht. Wenn er nicht Radscha oder Oberhaupt ist, so ist er Serif (Priester); kurz — er macht sich überall geltend,

*) Man sagt indessen, dass die zahlreichen Klippen auf den Karten der Boni-Bay nur erdichtet seien und dass die Holländer durch falsche Angaben fremde Seefahrer von diesen Küsten haben abhalten wollen.

Anm d. Verf.

entweder durch Reichthum und Gewalt, oder durch die Religion. Er ist auch Seeräuber. Wenn von geplünderten Schiffen und entführten Sklaven erzählt wird, so sind gewiss ein oder mehre Bugis die Anführer der Expedition gewesen. Der Europäer ist sein natürlicher Feind, den er also hasst. Die andern Völkern, die es an Kopf und Faust mit ihm nicht aufnehmen können, verachtet er bloss.

Es ist nicht möglich, sich in Europa einen Begriff von der Ausdehnung und der Wichtigkeit des Verkehrs zu machen, den dieses unternehmende Volk auf schlecht ausgerüsteten Fahrzeugen, mit denen es den ganzen unermesslichen Archipel nach allen Richtungen durchkreuzt, von *Malacca* bis *Neu-Guinea*, das *Papus-Land* und *Australien* unterhält. Der Handel erstreckt sich vornehmlich auf Goldstaub, Schildkrötenschalen, Vogelnester etc., welche sie längs den Küsten und an verborgenen, ihnen allein bekannten Orten, bis tief im Innern der Länder, aufsuchen, und in Ladungen von 20-, 30-, 50- und 80000 Piastern an Werth nach *Batavia*, *Sincapur* oder *Pulo-Pinang* bringen.

Die Bugis bieten alle List und Geschicklichkeit auf, sich das unmittelbare Monopol des Handels mit den Einwohnern der von ihnen besuchten Gegenden zu bewahren; sie suchen auf alle Weise den Europäern, wenn diese als Mitbewerber auftreten, Hindernisse in den Weg zu legen. So haben sie in *Borneo*, welches sie ausschliesslich

mit europäischen, indischen und chinesischen Fabrikaten versehen, alle Versuche der Engländer und Holländer scheitern gemacht. Sie liefern den unter dem Namen der *Dayaks* bekannten Stämmen im Innern dieser Insel alle Arten von Waaren, die sie gegen rohe Diamanten, Vogelnester, Goldstaub, Kampher, Benzoe und andere werthvolle Artikel eintauschen. Es sind Bugis, welche man unaufhörlich in jener so gefürchteten Macassar-Strasse antrifft, wo so viele Schiffe, — weit mehr als man glaubt — durch ihre Tücke verschwunden sind. Mit Einem Worte: die Erhaltung ihres Monopols ist der Gegenstand aller ihrer Bestrebungen und die Ursache des tödtlichen Hasses, welchen sie gegen die als Mitbewerber gefürchteten Europäer hegen. Ihre Seeräuberei, besonders um *Borneo*, entsteht daher nicht aus eigentlicher Plünderungssucht, sondern ihr Hauptzweck ist, uns an dem unmittelbaren Verkehr mit den Eingebornen zu hindern.

..... Als wir über das östliche Ende von Flores hinaus waren, steuerten wir nordwärts gegen die *Molucken*. Was wir zuerst von diesem Archipel erblickten, waren die *Buton-Inséln*, in der Nähe südlich von Celebes, deren Radscha ein Vasall der Niederländer ist. Ein Kanal von einigen Meilen Breite trennt diese Inseln von der Gruppe *Token-Bessey*, einem winzigen Archipel, der aus unzählbaren Eiländchen, Klippen und Felsen besteht, die

unter den seltsamsten Formen haufenweise aus den Fluthen emporzusteigen schienen. Die meisten sind niedrig und mit schönem Gesträuch bewachsen, aber es ist der vielen Riffe wegen, die weit ins Meer hinausgehen, gefährlich sich ihnen zu nähern. Ueberdiess sind die Fahrstrassen zwischen denselben noch unbekannt.

Ein guter Südwind brachte uns aus dieser bösen Nachbarschaft weiter nach Norden zur Insel *Buro*, die wir schon von weitem an ihrem kuppelförmigen Berge, *Pic de Bouro*, von 2200 Metres Höhe über dem Meere, erkannten. *Buro* ist eine der grössern Inseln der Molukken und steht unter einem niederländischen Residenten, welcher den Titel eines Unter-Gouverneurs führt. Der östliche Theil ist nicht hoch. Hier ist ein Fort mit der holländischen Flagge, ein hübsches Dorf dicht am Gestade, und ein guter Hafen (*Kaschelli*, *Çajelli*), wo die Schiffe sich Wasser und Lebensmittel wohlfeiler verschaffen können als anderwärts in diesen Meeresgegenden. Die Küste von Buro ist überall sehr gesund und man kann ihr sehr nahe kommen. Am östlichen Gestade sind mehre Einbuchten und Häfen, welche den Schiffen treffliche Unterkunft gewähren und deren Lage auf dem *India Directory* genau verzeichnet ist. Indessen ist es rathsamer, diese Orte und überhaupt die Meerenge zu vermeiden, besonders für kleine Fahrzeuge, welche am besten den Weg nach der Westküste, der

Strasse gegenüber, einschlagen; denn obwohl die hiesigen Seeräuber weniger furchtbar sind als an der Küste von Borneo, so benützen sie doch die Gelegenheit, schwache Fahrzeuge zu überfallen. Man muss daher in dieser Gegend beständig auf der Hut seyn. Die Umgebungen der Bay Cajelli liefern das in der Pharmacie unter dem Namen *Kayaputi* bekannte treffliche Oel. Da jedoch die Holländer den Verkehr damit sich ausschliessend zugeeignet haben, so werden nur ihre Schiffe in dieser Bay zugelassen, fremde aber nur in Fällen schwerer See- oder Sturmbeschädigungen (*Avaries*).

Eine Strasse trennt Buro von den *Xulla*-Inseln. Unser Schiff steuerte nach der kleinsten und östlichsten dieser drei Inseln, welche *Xulla-Bessey* (die kleine Xulla) heisst. Sie ist von mittelmässiger Höhe und ihre Ufer sind durch zahlreiche Bayen und Kriks zerrissen, welche weit ins Land gehen. Am folgenden Morgen sahen wir *Oby*, eine andere kleine Insel, östlich von Xulla-Bessey. Man kann sich ihr ganz gefahrlos nähern. Der südöstliche Theil der Küste ist ganz flach, während das Uebrige mit Gebirgen bedeckt ist, eine Erscheinung, die sich bei den meisten Molucken vorfindet. Ueberhaupt haben alle Inseln dieses Archipels in ihrer Bildung, Gestalt und Ansehen eine auffallende Aehnlichkeit.

Nachdem wir die Inseln *Seram* und *Missuri* aufgenommen hatten, beschlossen wir den Archipel

auf dem Wege zwischen *Dschilolo* und *Waidschiu* zu verlassen. Ich wüsste nicht leicht etwas, das so viel Reiz für mich gehabt hätte als die Fahrt durch diese Inseln und die wundervollen Gemälde, welche eine reiche und fruchtbare Natur jeden Augenblick unsern Blicken darbot. Alle diese Küstenstrecken, bald niedrig und flach, bald schroff und zerrissen, hier pyramidenförmig, dort mit sanften Abhängen emporsteigend, waren mit einem und demselben ewigen Grün geschmückt. Die höhern Gebirge bedeckten sich mit prachtvollen Bäumen, wahrhaften Riesen des Pflanzenreiches, während die Hügel und sanften Anhöhen mit Palmen bekränzt waren, deren zierlich gezackte Blätter leicht vom Winde bewegt wurden. An einer Stelle gewahrten wir nahe am Strande ein Haus, fast in europäischem Styl gebaut, aber mit Verandas und Nebengebäuden umgeben; es war die Wohnung des holländischen Residenten, des wahren Sultan des Landes. Der Abend kam; auf den prachtvollen Sonnenuntergang folgte die Dämmerung. Die kühle Luft und die Heiterkeit der Atmosphäre verbreiteten rings um uns eine unaussprechliche Ruhe. Der Wind erschütterte in leichter Weise das Tau- und Segelwerk und sein sanftes Rauschen vermehrte die Reize dieser schönen Nächte. Zuweilen brachte er uns auch, wenn wir nahe an einer Küste hinfuhren, köstliche Wohlgerüche vom Lande herüber, und kaum hatten die ersten über das Meer empor-

schiessenden Strahlen des Morgenroths den jungen Tag verkündigt, als sogleich die ganze Natur zu neuem Leben erwachte. Am Ufer eine Menge Papagaien und Kakadus aller Farben und jeder Grösse — ganze Wolken anderer Vögel aller Art erhoben sich von ihrem Lager in die Luft und hüpften von Zweig zu Zweig, indem sie mit ihrem Geschrei und Gesang die Wiederkehr des Tagesgestirns zu begrüssen schienen. Zuweilen setzte sich an einem so schönen Abend Hr. R., ein trefflicher Musiker, auf das Hackbord des Schiffes und entlockte seiner Flöte so liebliche Töne, dass die Mannschaft, gern auf den Schlaf verzichtend, sich am Fusse des grossen Mastes auf das Verdeck lagerte und voll Entzücken diesem neuen Orpheus zuhörte. Man kennt den Zauber, den dieses Instrument in stiller Nacht auszuüben vermag. Er wird noch erhöht, wenn es auf einem Flusse, am Bord eines Schiffes ertönt. Man kann sich also die Wirkung vorstellen, die Hr. R. durch seine unnachahmliche Geschicklichkeit auf uns alle, und besonders auf die, zwar schlichten und ungebildeten, aber in hohem Grade erregbaren und entzückten Matrosen hervorbrachte.

.....Ehe wir den Archipel der Molucken verlassen, muss ich einen flüchtigen Blick auf den Ursprung der von den Europäern in Indien gestifteten Niederlassungen werfen, unter welchen die

Molucken lange Zeit als das kostbarste Kleinod betrachtet worden sind.

Die Bewohner der Iberischen Halbinsel, die *Spanier* und die *Portugiesen*, haben sich am meisten durch ihre Entdeckungen ausgezeichnet. Die grosse geographische Revolution, welche die Seefahrer dieser Nationen zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bewirkten, hat die Verhältnisse und die Politik der Völker des Erdbodens, wie die Beschaffenheit und die Wege des Welthandels verändert. Im J. 1486 erreichte *Bartholomäus Diaz* das Vorgebirge der Guten Hoffnung; im J. 1492 entdeckte *Christoph Columbus* Amerika, und im J. 1519 drang *Magellan* durch die seitdem seinen Namen führende Strasse in das Stille Meer. Drei und dreissig Jahre reichten hin zur Vollendung der grössten Revolution älterer und neuerer Zeit. Die Expedition Magellans ist eine der merkwürdigsten in den Jahrbüchern der Seefahrt. Er selbst starb auf den *Philippinen*. Seine Nachfolger im Oberbefehl des Schiffes kamen nach den *Molucken* und erstaunten nicht wenig, als sie hier Portugiesen angesiedelt fanden. Sie konnten nicht begreifen, wie diese auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung hieher gekommen seien, während sie selbst vom Cap Hoorn hier angelangt waren.....

Zur Zeit dieser grossen Entdeckungen befand sich der Handel von Europa in den Händen der *Italiäner*, welche seit den Kreuzzügen grösstentheils

die aus Europa nach Asien geschickten zahlreichen Kriegsheere geliefert hatten. Die *Venetianer* hatten ihren Antheil an diesen Eroberungen. Man gab ihnen Morea, und sie besetzten die griechischen Inseln nebst den wichtigen Plätzen an den Küsten von Klein-Asien, Syrien und Aegypten. Die *Genueser* errichteten Forts längs der Küste von Afrika; sie nahmen Besitz von Corsika, Sardinien, den Dardanellen, dem Schwarzen Meere, der Krim, dem Azowschen Meere, und bemeisterten sich der Vorstadt Pera von Konstantinopel. Die reichen, durch Handel und Marine gleich mächtigen Städte *Venedig* und *Genua* waren die Stapelplätze der kostbaren Erzeugnisse Asiens. Hieher kamen über Suez und Haleb die Damascener Goldstoffe, die persischen Teppiche, die Wohlgerüche, die Perlen, die Diamanten, die kostbaren Musseline, die Gewürze und Spezereien Indiens und Arabiens, um von hier weiter durch Europa vertrieben zu werden.

Aber das Schicksal der Völker, die bloss vom Handel leben, ist sehr unsicher und hangt von Zufälligkeiten ab. Die Entdeckungen der *Portugiesen* entschieden das Loos von Venedig. *Lissabon* wurde der Mittelpunkt des Welthandels.

Die Unternehmungen der *Portugiesen* in Indien bieten eine Reihe von Grossthaten, die nur mit denen der spanischen Eroberer Amerikas verglichen werden können, und, wenn sie nicht mit Grausamkeiten befleckt wären, das Erhabenste über-

treffen würden, was uns die Geschichte alter und neuer Völker überliefert hat. Man sieht mit Erstaunen eine kleine und schwache Nation mit einer Handvoll kühner Männer Unternehmungen ausführen, die ans Fabelhafte gränzen. In einem Zeitraume von siebzehn Jahren hatten die *Castro*, die *Ataïde*, die *Cabral*, das ganze Küstenland von *Ostindien* erobert; aber weit überstrahlt wird dieses Heldengestirn von dem Glanze des Namens *Albuquerque*. Dieser grosse Mann hatte seine Eroberungen bis an die Gestade von *China* ausgedehnt, als er durch die Rüstungen der Venetianer gegen das Rothe Meer zurückgerufen wurde. Diese Republikaner sahen voll Verzweiflung das Scepter der Meere im Begriff, ihren Händen zu entschlüpfen. Sie entschlossen sich zu den grössten Opfern, um ihre Nebenbuhler zu vernichten. Der Doge liess in den Häfen des Adriatischen Meeres und Griechenlands die nöthigen Materialien zum Bau und zur Ausrüstung mehrer Schiffe zusammenbringen. Diese wurden dann nach Aegypten und mit ungeheuern Kosten durch die Wüste und auf den Rücken der Kameele nach *Suez* geschafft, indem der Pascha, mit dem Venedig in grossem Verkehr stand, sie dabei unterstützte. Bald sah man von Suez eine wohlausgerüstete und stark bewaffnete Flotte auslaufen, welche die Portugiesen im tiefsten Innern von Ostindien aufzusuchen bestimmt war. *Albuquerque* ersparte ihr den Weg; er griff die Vene-

tianer gleich beim Auslaufen von Suez an, steckte die Flotte in Brand und zerstörte sie gänzlich.

Dieses Ereigniss, welches sich im J. 1513 zutrug, hatte einen wahrscheinlich sehr entscheidenden Einfluss auf das Schicksal von Europa. Die Eroberungen *Albuquerque's* in Indien, hauptsächlich die Expedition im Rothen Meere und eine spätere im Persischen Busen, bewahrten Europa vor dem Joche des Islam. Die Türken standen auf dem Gipfel ihrer Macht, welche sich theils durch Eroberung, theils durch Gleichförmigkeit der Religion, von Oesterreichs Gränzen ostwärts bis durch das ganze südliche Asien erstreckte. Ohne Albuquerque's Siege würden sie diese blühenden Länder gänzlich bezwungen und sich die Mittel zur vollständigen Unterwerfung Europas verschafft haben.

Wir haben gesagt, dass im J. 1520 die *Spanier* und die *Portugiesen* auf den *Molucken* zusammentrafen. Diese Inseln wurden jetzt gleichsam die Vorposten der beiden Völker und der Schauplatz ihrer blutigen Nebenbuhlerschaft. Indessen fuhren die Portugiesen fort, ihre Herrschaft über Indien auszudehnen. Sie hofften sie dadurch zu befestigen, dass sie für ihre Niederlassungen das Ausschliessungs-System der Spanier in Amerika annahmen. Sie glaubten sich ihres Besitzes allein und ungetheilt erfreuen zu dürfen; aber diese Träume einer blinden Habsucht sollten sich bald in Nichts auflösen.

Die *Holländer* waren nach ihrer Trennung von Spanien ebenfalls eine selbständige Seemacht geworden, und fingen nun an ihre Blicke auf die reichen Länder Ostindiens zu werfen. Sie hatten aber keine Kenntniss, weder von diesen Meeresgegenden noch von der Art, wie hier die Geschäfte betrieben wurden. Ein holländischer Steuermann, Namens *Houtman*, der lange Zeit als solcher in portugiesischen Diensten gestanden hatte, war in Lissabon wegen Schulden verhaftet worden. Er schrieb an seine Landsleute in Amsterdam, dass er wichtige Eröffnungen über die portugiesischen Besitzungen in Indien machen könne, wenn man ihn loskaufen wolle. Diess geschah sogleich. *Houtman* kam 1595 in sein Vaterland zurück und führte bald darauf die erste holländische Expedition nach Indien. Seine Rückkunft verbreitete Jubel und Hoffnung unter den Einwohnern von Amsterdam. Eine *Ostindische Compagnie* wurde gebildet, fünf Jahre früher als die Englisch-Ostindische. Sie rüstete zahlreiche Schiffe aus, gründete Niederlassungen in *Java* und ging den Portugiesen überall mit jener Kühnheit und Beharrlichkeit zu Leibe, welche die vorherrschenden Züge im Charakter des holländischen Volkes ausmachen. Auch in den *Molucken* wurden die Portugiesen bald angegriffen und von den Holländern fast gänzlich aus denselben vertrieben. Die portugiesischen Besitzungen beschränken sich heut zu Tage auf einen Theil

von *Flores* und auf die Oberlehnsherrlichkeit über die Hälfte der 63 Radschas auf der Insel *Timor*, von welchen die übrigen die *Holländer* als ihre Oberherren anerkennen.

Lange Zeit haben die Molucken die Begierde der europäischen Mächte erregt. Am Ende des XVI. Jahrhunderts stritten sich die Portugiesen, die Spanier, die Holländer und die Engländer auf's heftigste um ihren Besitz. Was war der Gegenstand dieser Nebenbuhlerei, dieser furchtbaren Erbitterung? Es war die nämliche Ursache, welche im Alterthume zur Eroberung des Goldenen Vliesses und der Goldenen Aepfel in den Gärten der Hesperiden antrieb. Es handelte sich um den Besitz der *Muskat-* und der *Gewürznelken*. Die Cultur dieser Pflanzen war eine Quelle des Reichthums für die Holländer, welche das Erzeugniss nur mit zurückhaltender Vorsicht in den Handel brachten, um den Preis derselben auf einer gewissen Höhe zu erhalten. Sie gingen so weit, mit grossen Kosten und mit den Waffen in der Hand ganze Wälder von Gewürzbäumen zu zerstören, so dass die Cultur der Muskate auf *Banda* und die der Nelken auf *Amboina* beschränkt wurde. »Um Verwüstungen dieser Art auszuführen« — sagt Graf *Hogendorp*, ehemaliger General-Gouverneur — »musste die Compagnie eine Menge Gewaltthätigkeiten verüben, kostspielige Besatzungen unterhalten, Festungen bauen, den einheimischen Fürsten

Jahrgelder bezahlen, und sich aller übrigen Einkünfte des Landes berauben. Wenn nur auch diese Massregeln überwiegenden Nutzen gebracht hätten! Aber die Compagnie hat in gewöhnlichen Jahren nie mehr als für *zwei Millionen* (holl.) Gulden (zu 50 kr. Conv. Mze.) Nelken, Muskatnüsse und Macis verkaufen können, während sie, um diese zu erhalten, oft mehr als *drei Millionen* Gulden ausgegeben und zugleich diese schönen Länder, aus welchen sie bei kluger Verwaltung unermessliche Vortheile hätte ziehen können, zu Grunde gerichtet hat.«

Ehemals war der Verbrauch dieser Gewürze ungeheuer gross. Nicht nur alle Erzeugnisse der Küche hatten sie nothwendig, sondern man mischte sie auch unter die Weine und gebrannten Wässer, um ihnen mehr Stärke und Wohlgeschmack zu verleihen. .... Wir dürfen uns übrigens nicht wundern, dass unsere Voräitern einen Gefallen daran fanden, sich den Gaumen und die Eingeweide zu entzünden, wenn wir wissen, dass die Römer ihre Gerichte mit *Assa foetida* würzten.

Indem die Holländer Nutzen aus der allgemeinen Thorheit zu ziehen suchten, reizte der anscheinende Gewinn auch die Begierde der übrigen Handelsnationen von Europa, welche sich eine nach der andern ebenfalls auf den *Molucken* ansässig zu machen suchten. Aber das Monopol dieser Inseln wurde denselben durch den aufgeklärten Eifer un-

sers *Poivre*, dieses berühmten Verwalters der Insel *Bourbon*, entrissen. Er liess aus *Banda* und *Ternate*, im J. 1770, eine grosse Menge Muskaten- und Nelkenpflanzen entführen, welche nach *Isle de France*, *Bourbon*, *Cayenne* und den *Antillen* gebracht, trefflich fortgekommen sind, und gegenwärtig den vierten Theil alles Bedarfs von Frankreich decken. Der Werth dieser Einfuhr beträgt an 240000 Francs...

Auch die *Engländer* tragen Verlangen nach den holländischen Besitzungen in Ostindien, wie es in Beziehung auf die Philippinen und Cuba derselbe Fall ist. Colonien in andern Händen als den ihrigen sehen zu müssen, scheint ihnen eine wahre Usurpation. Im J. 1815 haben sie den Holländern die schönsten Blumen aus dem Kranze ihrer aussereuropäischen Besitzungen geraubt. Sie möchten auch das Uebrige noch an sich bringen. Beim ersten Kanonenschusse, der in Europa fällt, werden sie sich dieses Restes bemächtigen, um ihn gegen alle weitern Angriffe »zu beschützen,« und ihn, wie das Cap und Ceylon »in Verwahrung zu nehmen.«

In Folge dieser Pläne haben sie sich seit mehren Jahren auf der Halbinsel *Malacca* festgesetzt. Am 17. März 1824 schlossen sie mit den Niederlanden einen Vertrag, der dem Anscheine nach alle fernern Zwistigkeiten zwischen beiden Mächten beseitigen zu wollen schien. Es war eine Art Theilung, indem sich Holland die Oberherrschaft

über den ganzen malayischen Archipel vorbehielt, während sich England die Niederlassungen auf dem Festlande zueignete. Letzteres überliess den Niederländern *Bencoulen* und sein Gebiet an der Westküste von Sumatra. Andererseits trat Holland *Malacca* und dessen Gebiet ab. Diese durch die neuen Ansiedelungen *Pulo-Pinang* und *Sincapur* verstärkte Besitzung gewährt den holländischen Colonien gegenüber den Engländern eine furchtbare Stellung.

Pulo-Pinang, von den Engländern *Prinz Wales-Insel* genannt, liegt nahe an der Küste von Malacca. Sir John Macpherson erlangte die Abtretung derselben vom Sultan von *Quedah*, vor etwa dreissig Jahren, für eine Pension von ungefähr 12000 Pf. St. Die Insel ist durch ganz Indien um ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit willen, hauptsächlich aber wegen ihrer gesunden Luft und milden Temperatur berühmt. Sie ist das Montpellier Asiens, wohin Kranke aus Calcutta, Madras, Batavia und ganz Süd-Asien geschickt werden. Die Haupt- oder richtiger gesagt, die einzige Stadt der Insel heisst *Georgetown* und ist der Sitz des Gouverneurs, dessen wichtigste Bestimmung es ist, stets ein wachsames Auge auf die holländischen Besitzungen zu haben. Die Stadt ist gut befestigt und hat eine Citadelle, Casernen, Hospitäler, Magazine und Alles was zur Ausrüstung eines Truppencorps nöthig ist, welches in einigen Tagen aus Bengalen hieher geschafft werden kann. Die Zunahme dieser Niederlassung

ist erstaunenswürdig. Vor 25 Jahren hatte Pulo-Pinang nicht mehr als 1500 bis 2000 Einwohner; 1828 zählte man 60000 und 1836 an 80000 Köpfe, welche in den verschiedenen Ansiedlungen der Malacca-Strasse der Gerichtsbarkeit von *Georgetown* unterworfen waren.

Singapur hat sich nicht minder schnell und glänzend emporgeschwungen; aber sein Stern scheint bereits erbleichen zu wollen. Diese Niederlassung wurde 1819 von *Sir Stamford Raffles* gegründet. Er kannte genau die holländischen Colonien, deren Gouverneur er während der englischen Besitznahme gewesen war; er wusste, welche Vortheile *Batavia* aus seinem Freihafen würde ziehen können, und um diesem einen Nebenbuhler zur Seite zu stellen, schuf er *Singapur*, welches ebenfalls zu einem Freihafen erklärt und allen Nationen (die einzigen Nord-Amerikaner ausgenommen) geöffnet wurde. Es erhob sich bald zum Sammelplatze sämmtlicher seefahrenden Völker in Asien. Die Stadt, welche 1819 nur 150 Einwohner hatte, zählt deren jetzt mehr als 30000 *). Gleichwohl hat der Handel, der sonst im steten Wachsen begriffen gewesen war, seit 1830 von Jahr zu Jahr beträchtlich abgenommen, wie es die Ein- und Ausfuhrlisten beweisen, welche von 120 Millionen Francs auf 80 gesunken sind.

*) Man sehe über diese Insel unsern achten Jahrgang (1830), S. 85.

Um dem nachtheiligen Einflusse der Nähe von Sincapur ein Gegengewicht zu geben, haben die Holländer die Niederlassung *Riow* (*Rhio*, auf der kleinen Insel Tandschong bei Sumatra) gegründet, welche bereits grosse Fortschritte gemacht hat und einer beträchtlichen Erweiterung fähig ist, seitdem sie die niederländische Regierung im J. 1828 zum Freihafen erhoben hat, wie es Malacca vor der Abtretung an England war. *Riow* kann ein grosser und blühender Stapelplatz für den niederländischen Handel sowohl im Archipel als mit China und dem Festlande Asiens werden, ist aber noch weit entfernt, mit *Sincapur* wetteifern zu können. . . . .

Die Holländer, die in den letzten Seekriegen die schöne Colonie am *Cap*, die Insel *Ceylon* und die Rhede von *Trincomale*, die schönste und sicherste in ganz Ostindien, so wie die Factoreien auf dem Festlande, *Chinchura*, *Cassimbazar* und *Patna* in Bengalen, *Palicate* und *Masulipatnam* an der Küste Coromandel und *Cochin* an der von Malabar, verloren haben, wissen recht gut, dass beim ersten Kanonenschuss eines Krieges mit England der Rest ihrer asiatischen Besitzungen in die Hände dieser Beherrscherinn der Meere fallen würde, und diess scheint der wahre Beweggrund zu seyn, der sie abhält, ihre, übrigens sehr ansehnlichen Capitale, in den überseeischen Handel zu stecken.

Mit Ausnahme eines Theils von *Timor* und

Flores, wo, wie gesagt, einige Radschas die *portugiesische* Oberherrschaft anerkennen, welche sich übrigens nur in der Aufstellung einiger theils wirklicher, theils nur sogenannter Residenten kund giebt, steht der ganze malayische Archipel, von der Malacca-Strasse an, entweder unter der unmittelbaren Herrschaft der *Niederländer* oder doch unter ihrer Oberlehnsherrlichkeit, oder wenigstens unter ihrem Einfluss. Diese Colonien gehören, sowohl durch ihre Lage als durch ihre kostbaren Naturerzeugnisse, unter die schönsten, die jemals eine Nation besessen hat. Auch sind die Niederländer zu einsichtsvoll, als dass sie sich nicht angelegentlich mit der Sorge für dieses Kleinod beschäftigen sollten. Die Regierung ist bemüht, ihr Ansehen und ihren Einfluss zu erweitern und zu befestigen, und hat in dieser Hinsicht durch die Weisheit und Mässigung ihrer Verwaltung, wodurch sie mit jedem Tage immer mehr die Zuneigung der Eingebornen gewinnt, bedeutende Fortschritte gemacht. Das Uebrige ist die Sache des Handels.

II.

DIE KIRGISEN.

(Nach Lewschin und Göbel.)

Das seit *de Plano Carpini* (1246) und *Rubruquis* (*Ruisbroeck*, 1253) in älterer, *Pallas* (1762 u. ff.) und *v. Meyendorf* (1820) in neuerer Zeit von wissenschaftlichen Reisenden nicht wieder besuchte Land und Volk der *Kirgisen*, oder, wie sie eigentlich heissen, *Kirgis-Kasaken* oder Kirgis-*Kaissaken*, sind der Gegenstand eines Werkes, welches in russischer Sprache 1832 in drei Bänden zu St. Petersburg erschienen ist und (teutsch) den Titel führt: *Beschreibung der Horden und Steppen der Kirgis-Kasaken* etc., von *Alexei v. Lewschin*. Eine französische Uebersetzung von *Ferry de Pigny* und *E. Charrière*, in Einem Baude, ist 1839 zu Paris

herausgekommen. Die *Nouvelles Annales des Voyages* geben im Jänner- und Februar-Heft 1840 eine Uebersicht davon, welche wir, da uns das Werk selbst nicht zu Gebote steht, hier ebenfalls mittheilen und weiter unten durch ein Bruchstück aus Dr. *Göbels* (k. russ. Collegienrathes und Professors der Chemie und Pharmacie zu Dorpat) *Reise in die Steppen des südlichen Russlands* (2 Theile, Dorpat, 1838, mit Steintafeln und einer Karte) vervollständigen. Bei der gegenwärtigen Stellung, die *Russland* in Beziehung auf das *mittlere Asien* genommen hat, wird unsere Mittheilung nicht ohne Interesse seyn.

Hr. v. *Lewschin* äussert sich über die Quellen, aus welchen er schöpfte, in folgender Weise: »Die Verhältnisse, unter welchen ich meine Kenntnisse der Kirgis-Kaïssaken gesammelt habe, waren so günstig, die Quellen, die mir zu Gebote standen, verdienten so grosses Vertrauen, die Kasaken-Horden endlich sind so unvollkommen bekannt, dass ich es für eine Pflicht ansehe, Alles was ich über ihren frühern und ihren jetzigen Zustand erfahren habe, öffentlich mitzutheilen. Ich schöpfte meine Kenntnisse von diesem Volke zuerst aus den Archiven der asiatischen Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, in den Jahren 1819 und 1820, und vervollständigte sie später durch einen zweijährigen Aufenthalt theils in Orenburg, theils in den Steppen jenseits des Ural, wo-

hin ich eigens geschickt wurde. Um die Sendung, mit der ich beauftragt war, mit der Erforschung des Landes zu vereinigen, widmete ich zwei Jahre dem Umgange mit den Kirgis-Kaïssaken, häufigen Besuchen beim Chan der Kleinen Horde, den Sultanen und allen übrigen angesehenen Männern dieses Volks, der Beobachtung ihrer Sitten und Gebräuche, der Erforschung alter Ueberlieferungen, die sich unter ihnen erhalten haben, der Durchsicht der Marschrouten und Aufsätze aller Art über die Beschaffenheit der Steppen, endlich der aufmerksamsten Untersuchung der Archive der Gränz-Commission von Orenburg, wo seit Errichtung der Orenburgischen Linie im J. 1735 alle wichtigen Urkunden und Papiere aufbewahrt werden, die sich auf die Verhältnisse des asiatischen Russlands zu den benachbarten Völkern des mittlern Asiens beziehen.« ....

Den Forschungen des Verfassers zufolge gehört der Name *Kirgis* nicht dem hier in Rede stehenden Volke, sondern einer andern von ihm ganz verschiedenen, gar keine Verbindung mit ihm unterhaltenden, sondern durch einen tief eingewurzelten Hass von ihm getrennten Nation. Es sind diess die *Kara-Kirgisen*, d. h. schwarzen Kirgisen, welche man auch wilde Kirgisen oder *Buruts* nennt. Das Volk, welches wir unter dem Namen der Kirgisen begreifen, nennt sich selbst *Kasaks* (*Kasaken*) und führt auch bei den Persern, Bucharen,

Chiwern und andern asiatischen Nationen keinen andern Namen. Die Chinesen nennen sie *Chassaki* *).

Der Ursprung der Kirgis-Kaïssaken ist sehr dunkel. Nur so viel ist gewiss, dass sie schon in einer sehr entfernten Zeit eine mächtige und von ihren Nachbarn gefürchtete Nation bildeten. Nach der »Analyse der Charte von der Kirgisensteppe« etc., von Prof. *Kruse*, welche sich als Beilage beim zweiten Bande von Göbels Reise befindet, waren die Bewohner des heutigen Kirgisen-Landes dem griechischen Geographen Strabo unter dem Namen *Saken* und *Massägeten* bekannt, und die *Rossmelker* (Hippomolgen) des Herodot sind wahrscheinlich auch die Vorfahren der heutigen Kirgisen und Kalmücken gewesen. *Ferdusi*, der am Anfange des XI. Jahrhunderts lebte, erwähnt schon der *Käsaken*, als mit Lanzen bewaffneter Reiter, welche sich durch Raub und Mord furchtbar gemacht hatten.

Nach den morgenländischen Schriftstellern bilden die Kirgis-Kasaken einen Zweig des grossen Stammes der *Türken (Turken*, von welchen die in Europa und Klein-Asien sesshaften Türken ein

*) Der französische Uebersetzer schreibt *Khassaki*, wie überhaupt die Franzosen und Engländer das russische *ch*, welches sie nicht aussprechen können, durch *kh* wiedergeben. Aehnliches ist der Fall mit den Endsylben *ow* und *ew*, wofür die Franzosen *off* und *eff* schreiben. Teutsche Uebersetzer und Zeitungs-Redactoren sollten diess beachten!

D. H.

anderer Zweig sind und eigentlich *Osmanen* (*Osmanli*) heissen). Nachdem sie durch den Mongolen *Dschandschis-Chan* bezwungen worden waren, kamen sie unter die Herrschaft seines Sohnes *Dschutschi*. Obschon sie einen Theil der s. g. Goldnen Horde ausmachten, hatten sie doch ihre eignen Chans. Nach dem Untergange dieser Horde vereinigten sich eine Menge Stämme, wie z. B. ein Theil der *Usbeken*, die *Kiptschaks*, die *Naïmanen*, die *Konraden* u. a. mit den *Kasaken*, welche damals so mächtig waren, dass sie 400000 bewaffnete Männer aufstellen konnten. Da sie jedoch bei ihrer nomadischen Lebensweise weder Chroniken noch Denkmähler hatten, so ist es unmöglich, eine, auch nur einigermassen zusammenhangende und geordnete Geschichte dieser Völker zu schreiben.

Herberstein ist der erste Europäer, der der *Kasaken* erwähnt hat. *Jenkinson*, welcher 1557 und 1558 Mittel-Asien bereiste, sagt, dass der Fürst von *Taschkend* damals Krieg mit den Kasaken führte, und nennt sie ein grausames Volk, das keine Städte habe und sich zum Islam bekenne. Um das Jahr 1538 machte der damalige Zar von Russland *Iwan*, mit dem Beinamen *der Schreckliche*, einige Versuche, mit ihnen in politische Verhältnisse zu treten, die aber erfolglos waren. Erst die Eroberung Sibiriens brachte eine Annäherung dieses Volks an Russland hervor. *Kutschum*, der letzte Chan Sibiriens, gehörte selbst zum Stamme der Kirgis-

Kaïssaken. Er wurde bekanntlich durch *Seïdak* aus Isker vertrieben, der später selbst in die Hände der Russen fiel, indem er mit *Uras-Mehemet*, dem Sultan der Kasaken und Neffen *Tewkels*, welcher sich Chan der Kasaken und Kalmaks nannte, gefangen wurde. Dieses Ereigniss setzte den Zar *Feodor* nicht nur in den Stand, die Pläne seines Vaters in Betreff der Kirgis-Kaïssaken wieder aufzunehmen, sondern auch sich wirklich zu ihrem Beherrscher aufzuwerfen; denn *Tewkel* schickte, um seinen Neffen zu befreien, im J. 1595 einen Gesandten nach Moskau, mit einem Schreiben an den Zar, worin er diesen bat, ihn mit der ganzen Horde unter die Zahl seiner Unterthanen aufzunehmen, dagegen aber *Uras-Mehemet* zurückzuschicken. Die Kirgis-Kaïssaken vergassen aber diese Verpflichtung sehr bald; denn bis zum XVIII. Jahrhunderte machten sie, weit entfernt Russland nützlich zu seyn, vielmehr wiederholte feindliche Angriffe auf die neuen Ansiedlungen in Sibirien.

Die Kirgis-Kaïssaken hatten damals nur den mittlern Theil ihres jetzigen Gebietes inne. Der östliche gehörte den *Zungaren* (Dsungaren) und andern mongolischen Stämmen, der nördliche verschiedenen sibirischen Tataren. Nach Westen hin wohnten die *Nagaïer* und weiter aufwärts die *Baschkiren*. Später kamen die *Kalmücken* und nahmen die Stelle der Nagaïer ein.

Die *Kirgis-Kaïssaken* breiteten sich zuerst gegen

Norden und hierauf, nach der Vernichtung der Zungaren durch die Chinesen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, auch gegen Osten hin aus. Im Westen vergrösserten sie ihr Gebiet schon am Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Indessen bewohnten, russischen Schriftstellern zufolge, damals noch *Baschkiren* die Ufer des obern Ural und der Emba, und die Kalmücken hausten an der Mündung dieser Flüsse. Im Süden begnügten sich die Kirgis-Kaïssaken nicht mit blossen Einfällen in das Gebiet ihrer Nachbarn, sondern sie waren auch wirkliche Herren der Stadt *Turkestan*, wo ihr Chan *Ischim* um das Jahr 1630 residirte. Sein Sohn *Dschangir* (*Zhangir*) ist durch die Kriege mit *Bagatyr*, dem Häuptlinge der *Zungaren*, bekannt geworden. Diese Kriege dauerten mit kurzen Unterbrechungen bis zur gänzlichen Vernichtung der Letztern.

Die Regierung des Chans *Tiawka*, des Sohnes Dschangirs, wird von den Kirgis-Kaïssaken als das goldene Zeitalter ihrer Nation betrachtet. Er beendigte die Fehden, welche zwischen den einzelnen Stämmen herrschten, und stellte Ordnung und Gesetzlichkeit her. Allem Anscheine nach war es ihm gelungen, sämmtliche drei Horden unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Es ist nicht genau bekannt, zu welcher Zeit die Trennung derselben entstanden ist. Eine Ueberlieferung sagt, dass ein ehemaliger Chan, dessen Name aber nicht genannt

wird, seine Länder unter seine drei Söhne getheilt habe. Der Antheil des ältern nannte sich die *Grosse*, der des zweiten die *Mittlere*, und der des Jüngsten die *Kleine Horde*.

Am Ende der Regierung *Tiawka's* brachte *Galdan-Tsyren*, Oberhaupt (Chontaidzi) der Zungaren, die Kirgis-Kaïssaken an den Rand des Verderbens. Dieser Fürst war so mächtig geworden, dass er sich selbst den Russen und Chinesen furchtbar gemacht hatte. Erschreckt durch die Fortschritte seiner Waffen riefen die Kirgis-Kaïssaken den damaligen russischen Statthalter von Sibirien, Fürsten *Gagarin*, um Unterstützung an. *Peter der Grosse* befahl ihm, sie unter seinen Schutz zu nehmen. Aber da *Tiawka* bald nachher starb, so fingen die Kirgis-Kaïssaken an, ihre Nachbarn zu plündern, und diese vereinigten sich nun mit den Zungaren und bedrängten sie von allen Seiten. *Galdan-Tsyren* eroberte im Jahre 1723 ihre Hauptstadt *Turkestan* und nöthigte mehre Stämme der Grossen und der Mittlern Horde, ihm als Ober-Lehnsherrn zu huldigen. Die andern sahen sich gezwungen, sich nach der Seite von Chodschant, Samarkand und Chiwa zurückzuziehen. Bei dieser Gelegenheit verloren sie fast alle ihre Heerden und geriethen ins äusserste Elend. Indessen hatten diese Unglücksfälle zur Folge, dass die innerlichen Zwiste unter den Stämmen aufhörten. Sie wählten den Chan *Abulchaïr* zum Oberhaupte, welcher bald

mehre Siege über die *Zungaren* erfocht und die frühern Besitzungen der Nation wieder eroberte. Den Kirgis-Kaïssaken war jedoch wenig an der Nachbarschaft der Zungaren gelegen, und sie begaben sich daher theils weiter nach Norden, theils nach Westen. Die Grosse Horde, welche allein in der Nähe der Zungaren blieb, wurde bald zur Unterwerfung unter die Häupter derselben gezwungen. Die Kleine Horde verjagte die *Kalmücken* von der Mündung der *Emba*, und nöthigte sie, am andern Ufer des *Ural* eine Zuflucht zu suchen. Die Mittlere Horde zog nordwärts bis zum *Uri* und *Ui*, wo sie, die *Baschkiren* verdrängend, sich festsetzte.

Da beide Horden voraussehen konnten, dass die Kalmücken und die Baschkiren sie nicht ruhig im Besitze dieser Länder lassen würden, so bewarben sie sich im Jahre 1726 um die Allianz Russlands. Aber die damaligen Unterhandlungen hatten keinen Erfolg, und erst im J. 1730 erreichten sie ihren Zweck, aber nur in der Art, dass der Chan *Abulchaïr*, der über die Kleine und die Mittlere Horde gebot, sich freiwillig für einen Unterthan der Kaiserinn *Anna* erklärte und ihr den Eid der Treue leistete. Ehe wir jedoch Näheres über dieses Ereigniss berichten, müssen wir einen Blick auf das Schicksal der *Grossen Horde* werfen, die an den Gränzen der *Zungarei* geblieben war und niemals die Oberhoheit der Russen anerkannt hat. Obschon diese Horde sich gänzlich der beiden

Städte *Taschkend* und *Turkestan* bemeistert hatte, so machte sie doch, so lange die Macht der *Zungaren* bestand, niemals einen Versuch, das Joch derselben abzuschütteln. Erst als Zwietracht unter den Häuptlingen entstand, versuchte sie ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, indem sie für die Vertriebenen Parthei zu nehmen sich den Anschein gab. Als nämlich die Chinesen sich in die innern Streitigkeiten der Zungaren zu mischen begannen und der Erfolg ihrer Waffen die Nachfolger *Galdan-Tsyrens* gänzlich geschwächt hatte, nahmen sich die Kirgis-Kaïssaken des *Amoiersian*, des letzten Fürsten der Zungaren, an und vereinigten sich mit dem Kriegsheere, welches die Eingedrungenen zurückschlug, bis zum Jahre 1756, wo das ehemals so mächtige Reich der Zungaren unter den Streichen der Chinesen erlag. Eine Abtheilung der Grossen Horde besetzte darauf, mit Zustimmung der Chinesen, das verheerte Gebiet der Zungaren und bildet bis zum heutigen Tage einen Bestandtheil des Chinesischen Reiches.

Derjenige Theil der Grossen Horde, welcher auf seinem alten Gebiete geblieben war und mit dem sich im J. 1760 eine grosse Anzahl *Karakalpaken* vereinigt hatten, fuhr fort, bei jeder Gelegenheit das Gebiet seiner Nachbarn, besonders *Taschkend*, zu verwüsten; aber im J. 1798 brachte *Yunus Chodscha*, der Beherrscher Taschkends, ein Heer zusammen, schlug sie, und zwang, nachdem

er eine furchtbare Metzelei unter ihnen angerichtet hatte, die Uebriggebliebenen, ihn als Oberherrn anzuerkennen und ihm einen Tribut zu entrichten, welcher in einem Schafe von jedem Hundert bestand. Mit Ausnahme einiger Tausend Zelte, die an den Irtysch flüchteten und sich mit der *Mittlern Horde* vereinigten, blieben die Kirgis-Kaïssaken der Grossen Horde Unterthanen von Taschkend bis zum Jahre 1814, wo sie mit dieser Stadt unter die Herrschaft des Chans von *Chokand* geriethen. Die *Grosse Horde* bildet also jetzt kein Ganzes mehr; ein Theil gehört zum *Chinesischen Reiche*, der zweite erkennt die Oberherrschaft des Chans von *Chokand Kokand* an, und der dritte wird als unabhängig betrachtet.

Es wurde oben gesagt, dass der Chan *Abulchaïr*, welcher den grössten Theil der Mittlern und der Kleinen Horde beherrschte, im J. 1730 die Oberhoheit *Russlands* anerkannt habe. Seinem Beispiele folgten bald die übrigen Häuptlinge. Indessen war diese von der Nothwendigkeit gebotene Unterwerfung lange Zeit nur ein leeres Wort. Sie hinderte die Kirgis-Kaïssaken ganz und gar nicht, die russischen Karawanen zu plündern und unaufhörlich Einfälle in das Gebiet des Reiches zu machen, besonders auf den von ihren alten Feinden, den *Kalmücken* und *Baschkiren*, bewohnten Theil desselben zu machen. Wenn die Kirgis-Kaïssaken sich zu sehr von den *Zungaren* oder

Chiwinzen bedrängt sahen, so riefen sie Russland um Beistand an und erneuerten ihre Ergebenheits-Versicherungen; aber sobald ihnen die Feinde wieder etwas Ruhe liessen, sehnten sie sich nach der alten Unabhängigkeit zurück und behaupteten, dass der Chan die Gränzen seiner Befugniss überschritten habe, indem er den Eid der Treue geleistet, ohne die Nation zuvor um ihre Einwilligung gefragt zu haben.

Abulchaïr wurde im J. 1749 durch den Sultan *Barak* getödtet, als er eben im Begriff war, einen Einfall in das Gebiet der *Karakalpaken* zu machen, und hatte seinen Sohn *Nurali* zum Nachfolger. Diesen brachte man zwar dahin, dass er um die Belehnung bei der russischen Regierung ansuchte, aber man konnte ihn nicht dazu bewegen, dass er die unter seinem Volke befindlichen russischen Sklaven zurückgab und sich enthielt, die Karawanen zu plündern, welche sein Gebiet durchzogen. Die Art, wie man sich benahm, um ihn an der Begünstigung des Aufstandes der *Baschkiren* zu hindern, verdient mit *Lowschins* eigenen Worten erzählt zu werden.

»Die seit der Regierung *Iwans des Schrecklichen* dem russischen Reiche unterworfenen *Baschkiren* hatten oft die Fahne des Aufstandes erhoben. Dieses geschah abermals im Jahre 1755, wo der Anfang mit der Ermordung aller Russen gemacht wurde, die sich in ihrem Lande befanden. Der

Aufstand wurde durch die Briefe eines Mollah, Namens *Batyrscha*, angefacht, welcher »die Gläubigen« ermunterte, die Waffen zu ergreifen, und versicherte, dass alle in diesem heiligen Kriege Gefallenen die durch den Koran verheissenen ewigen Belohnungen erhalten würden. Aehnliche Briefe würden an die *Kasanschen Tataren* und an die Horden der *Kasaken* geschickt. Letztere benützten die Gelegenheit zu Einfällen in das russische Gebiet, unter dem Vorwande, dass sie den Baschkiren beistehen wollten.«

»*Neplujew*, damaliger Befehlshaber in *Orenburg*, war so glücklich, die Empörung in dem Blute der Baschkiren zu ersticken, beschloss aber, um einer neuen zuvorzukommen und vorzüglich, um sie an der Vereinigung mit den *Kirgisen* zu hindern, zwischen beide Völker den Samen eines unversöhnlichen Hasses auszustreuen. Nachdem er die nöthigen Befehle dazu beim Ministerium eingeholt hatte, that er den *Kirgisen* zu wissen, dass die Kaiserinn, um ihre Treue und Ergebenheit gegen Russland zu belohnen, ihnen ein Geschenk mit allen *baschkirischen Frauen* und *Mädchen* mache, welche sich zu ihnen geflüchtet hätten, unter der Bedingung jedoch, dass alle *Männer* ausgeliefert oder wenigstens aus den Horden vertrieben würden. Die Kirgisen säumten nicht, sich sogleich der Frauen zu bemächtigen, metzelten die Männer nie-

der, die sie vertheidigen wollten, und lieferten die übrigen den Russen aus.«

»Wuth und Eifersucht brachten bald zahlreiche Baschkiren-Haufen unter die Waffen, welche die Russen um Erlaubniss baten, über den Ural zu setzen. *Neplujew* antwortete, die Kaiserinn gestatte nicht, dass die Gränzen überschritten würden. Indessen gab er insgeheim den Befehlshabern der Forts und Gränzposten die Weisung, keine Kenntniss von solchen Truppen zu nehmen, die etwa ohne Erlaubniss über den Ural gehen dürften. Von der scheinbaren Nachlässigkeit der Gränzwachen Gebrauch machend, setzten bald ganze Schaaren von Baschkiren über den Fluss, überfielen die kirgisischen Horden, fingen an zu plündern und zu morden, so wie die Frauen und Kinder fortzuschleppen.«

»Der Chan *Nurali* beklagte sich, erhielt aber zur Antwort, dass die Kirgisen durch Aufnahme verrätherischer Ueberläufer sich selbst alle diese Unglücksfälle zugezogen hätten, und dass bald alle Baschkiren dem Beispiele der übrigen folgen würden. Nun griffen die *Kirgisen* zu den Waffen und begannen die Anfälle ihrer Feinde abzuwehren. Diese dagegen erneuerten sie unaufhörlich und beide Völker fuhren so fort, sich wechselseitig zu bekriegen, bis *Neplujew* es an der Zeit erachtete, diesen Unordnungen Einhalt zu thun. Er untersagte sogleich den *Baschkiren* aufs strengste, den

Ural zu überschreiten; den *Kirgisen* aber wurde vorgeschlagen, zu ihrer Sicherheit sich nach den südlichen Theilen dieses Flusses zurückzuziehen. Gleichzeitig gab er auch den Gränzbefehlshabern die Weisung, von keiner Seite einen Uebergang zu gestatten, und die Wachtposten wurden zu dem Ende ansehnlich verstärkt.«

»Das Blutvergiessen verminderte sich; aber der Hass zwischen beiden Völkern dauert bis auf den heutigen Tag fort, und wechselseitige Neckereien tragen von Zeit zu Zeit bei, ihn zu unterhalten.«

Von dieser Seite beruhigt, suchte die russische Regierung die Kirgis-Kaïssaken zu civilisiren und diesem Volke Liebe zum Ackerbau einzuflössen; aber nichts war im Stande, ihre unruhige Sinnesart zu mildern. Sie fingen von Neuem an, Einfälle zu machen und die Karawanen zu plündern. Russland schien gegen sie allzu nachsichtig zu verfahren, was aber ohne Zweifel seinen Grund in der Schwierigkeit hatte, einem nomadischen Volke gehörig beizukommen. Als im Jahre 1770 die Regierung erfuhr, dass *Ablaï*, Chan der Mittlern Horde, mit China in Unterhandlungen stehe, sich gänzlich der russischen Oberhoheit zu entziehen, traf sie allerdings ernsthafte Anstalten, Truppen gegen ihn ziehen zu lassen; da kam aber der Abzug der *Kalmücken* von der Wolga dazwischen und gab der Sache plötzlich eine andere Wendung. Die russischen Truppen wurden, anstatt

die Kirgisen zu bekriegen, ihre Verbündeten. Es dürfte nicht überflüssig seyn, Etwas über dieses wenig bekannte Ereigniss hier mitzutheilen.

Die *Kalmücken* (*Kalmucken*) oder richtiger *Torguten*, welche heut zu Tage als Nomaden in den Steppen der Statthalterschaft *Astrachan*, am rechten Ufer der *Wolga*, leben, leiten ihren Ursprung aus einem Lande her, welches jetzt zu den Besitzungen China's gehört. Sie verliessen es, um sich den Angriffen der *Zungaren*, ihrer Nachbarn, zu entziehen, welche damals auf dem Gipfel ihrer Macht standen und sie ganz zu unterwerfen drohten. Der Zar *Michael Feodorowitsch* nahm die Kalmücken als Unterthanen auf und räumte ihnen weite Ländereien an beiden Ufern der *Wolga* ein.

Nach der Eroberung der *Zungarei* durch die Chinesen, im Jahre 1756, wünschte derjenige Theil der Kalmücken, welcher in den alten Wohnsitzen geblieben war, ungefähr 10000 Zelte, unter dem Befehl *Scherens*, einen Zufluchtsort bei seinen ehemaligen Landsleuten zu finden. Es waren diess ganz andere Leute als die Torguten, welche seit hundert und zwanzig Jahren Russland bewohnten. Sie waren an den Krieg gewöhnt und von dem Verlangen beseelt, sich an den Chinesen zu rächen, die sie aus ihrem Vaterlande vertrieben hatten. *Scheren* und die vornehmsten andern Befehlshaber waren glücklich genug, den damaligen Chan der Kalmücken, *Ubaschi*, ganz für sich einzunehmen, in-

dem sie ihm mit der Aussicht schmeichelten, aus einem unterthänigen Vasallen ein unabhängiger Herrscher zu werden, und ihn endlich überredeten, durch die Steppe der *Kirgis-Kaïssaken* nach der ehemaligen *Zungarei* zurückzukehren.

Ubaschi ging mit den Fürsten und den Lamas (Priestern) zu Rathe und beschloss, dass das Vorhaben zu der Zeit ausgeführt werden sollte, wo die *Wolga* mit Eis bedeckt seyn und den am rechten Ufer befindlichen Kalmücken kein Hinderniss entgegenstellen würde. Aber zum Glück für Russland war der damalige Winter so gelind, dass die Wolga gar nicht zufror, und *Ubaschi* genöthigt war, allein abzuziehen, ohne seine Landsleute am rechten Ufer mit sich vereinigen zu können.

Es war am 5. Jänner, als sich *Ubaschi* in Bewegung setzte und sich gegen den *Jaïk* (Ural) wandte. Kaum hatte die Orenburger Regierung Nachricht davon erhalten, als sie die *Kirgis-Kaïssaken* und alle andern nomadischen Horden aufforderte, die Waffen zu ergreifen und ihnen zugleich alle etwa zu machende Beute überliess, wofern es ihnen gelingen sollte, den Marsch der Kalmücken aufzuhalten. Es bedurfte nicht mehr als dieses Aufrufs, um ein von Natur schon räuberisches Volk anzutreiben, sich eine so herrliche Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen. Die unglücklichen *Kalmücken*, die ihre Weiber und Kinder und alle ihre Habseligkeiten mit sich führten, kon-

ten sich nur schwach vertheidigen. Indessen zogen es die ohnehin von Natur nicht sehr tapfern *Kirgisen* vor, sich mehr ihres Gepäcks und ihrer Heerden zu bemächtigen, als ihnen den Durchzug besonders zu erschweren. Kaum waren die Kalmücken ihnen entronnen, als sie in die Hände der nicht minder räuberischen und noch grausamern *Buruten* fielen. *Ubaschi*, welcher als Eroberer in China einzuziehen gehofft hatte, war jetzt dahin gebracht, als Flüchtling und in bittender Stellung zu erscheinen. Er hatte die Hälfte seiner Leute und fast ihr ganzes Eigenthum verloren.

Als in den folgenden Jahren der Aufstand *Pugatschews* ausbrach und das ganze südliche Russland in Bewegung setzte, fürchtete man sehr, dass die *Kirgisen* sich mit ihm vereinigen würden. Diess geschah glücklicherweise nicht, und zwar aus Hass gegen die *Baschkiren*, die den grössten Theil seines Heeres ausmachten. *Ablaï Chan* benutzte diese Gelegenheit, sich, unter dem Vorwand einer bloss nominellen Unterwerfung unter das chinesische Reich, vollkommen unabhängig zu machen.

Beim Tode Ablaï Chans ernannten die *Naïmanen*, die einen beträchtlichen Theil der *Mittlern Horde* bildeten, einen neuen Chan aus ihrem Stamme, welcher von China anerkannt wurde. *Wali*, Ablaïs Sohn, bewarb sich dagegen um den Schutz Russlands und erklärte sich als dessen Vasall. Indessen

blieb der grösste Theil der Horde fortwährend China zinspflichtig.

Von 1781 bis 1791 beschäftigte sich Russland hauptsächlich mit der *Kleinen Horde* und suchte hier auf jede mögliche Weise die Ruhe herzustellen; aber alle Bemühungen waren fruchtlos. Die Kirgisen hatten keine Lust sich zu civilisiren und erneuerten unablässig ihre räuberischen Anfälle der Karawanen. Man hoffte glücklicher zu seyn, wenn man die Würde des Chans aufhöbe, und im J. 1786 gelang es, sich des Chans *Nurali* und seiner Brüder zu bemächtigen und sie nach *Ufa* zu deportiren. Aber diese Massregel verschlimmerte nur die Sache; denn *Batyr-Syrim*, der dazu gerathen hatte, benutzte diese Gelegenheit, sich zum unbeschränkten Gebieter der Horde zu machen, indem er den Titel eines Repräsentanten der National-Versammlung der Kirgisen annahm. *Erali*, Nuralis Sohn, welcher seit mehren Jahren über die *Karakalpaken* herrschte, ergriff die Waffen gegen den Feind seiner Familie und nahm ihn in einem Gefechte gefangen; aber es gelang diesem nach einiger Zeit zu entkommen und sich neuerdings der Regierung zu bemächtigen. Durch die damals im Kriege mit Russland begriffene *Pforte* angefeuert, versuchte er das Joch gänzlich abzuschütteln, wodurch die russische Regierung bewogen wurde, im J. 1791 die Würde eines Chans zu Gunsten des Sultans *Erali* wiederherzustellen.

Ein Theil der Kirgisen hielt es jedoch fortwährend mit *Batyr - Syrim*. Erali's Sohn, *Ischim*, welcher dem Vater 1794 folgte, zeigte sich stets Russland ergeben. Er hatte aber unaufhörlich gegen die Anhänger Syrims zu kämpfen, und fiel zuletzt unter ihren Streichen in einem Gefechte bei der Festung *Krasnojar*. Sein Tod vermehrte die Unordnung. Die Kirgisen erneuerten ihre unablässigen Einfälle auf das russische Gebiet, welche es ihrerseits nicht an Züchtigungen fehlen liessen. Es wurde ein neuer, aber gleichfalls erfolgloser Versuch gemacht, die Kirgisen durch eine Rathsversammlung zu regieren, bis endlich *Aitschuwak*, der Sohn Abulchaïrs, zum Chan ernannt wurde.

Eine Menge Kirgisen, dieser ewigen Unruhen müde, baten um Erlaubniss, sich auf russischem Gebiete niederlassen zu dürfen, was ihnen auch gestattet wurde. Am 30. Sept. 1797 traten an 12000 Zelte über und liessen sich an verschiedenen Punkten nieder. Im Jahre 1799 erhielt der Sultan *Bukei* die Ländereien, welche auf der linken Seite der *Wolga*, in der Statthalterschaft *Astrachan*, seit der Flucht der Kalmücken unbesetzt geblieben waren. Diese Kirgisen-Abtheilung ist in ihren neuen Wohnsitzen zu grossem Wohlstande gelangt.

Jemehr Lewschin sich der neuern Zeit nähert, desto kürzer sucht er sich zu fassen. Wir erfahren nur, dass *Aitschuwak* bis 1805 regierte, sein Sohn und Nachfolger *Dschanhura* aber im J. 1812 durch

seine Vettern, die Söhne *Nuralis*, ermordet wurde, worauf *Schirgasy* zur Würde des Chans gelangte, welcher sie bis auf den heutigen Tag bekleidet.

Das Ergebniss aus der hier mitgetheilten Geschichte der Kirgis-Kaïssaken ist, dass eine ansehnliche Abtheilung derselben auf wirklich *russischem* Gebiete wohnt und dem Kaiser förmlich *unterthan* ist; dass Russland über die *Kleine Horde* und einen Theil der *Mittlern* nur eine Art *Oberhoheit* besitzt, welche indessen bei dem ungebundenen Charakter und der unstäten Lebensweise dieses Volks fast nur dem Namen nach besteht, und dass die übrigen Kirgisenstämme sich in ähnlichen Beziehungen zur *chinesischen* Regierung befinden. Es ist nicht zu bezweifeln, dass wenn die Russen jemals einen Kriegszug nach den Nachbarländern in Mittel- und Ost-Asien unternehmen sollten, sie an den Kirgisen bereitwillige Hilfstruppen finden werden, die ihnen ausserdem auch durch ihre zahlreichen Viehheerden in Hinsicht der Verproviantirung von grossem Nutzen seyn würden. Die Möglichkeit eines solchen Ereignisses verleiht Allem, was *Lewschin* über die Kirgisen berichtet, einen grossen Werth, und wir theilen daher aus seinem Werke die nachstehenden Schilderungen ihrer Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und sonstigen Verhältnisse mit.

Die drei Horden, welche das Volk der *Kirgisen* bilden, zerfallen in eine fast unzählbare Menge

von Stämmen und Zweigen, deren Namen *Lewschin* umständlich mittheilt. Im Allgemeinen besteht jede Horde zunächst aus zwei Klassen (*Chost*), welche die *Weisse* und die *Schwarze* heissen. Die Weisse Klasse besteht bloss aus den *Chans* und deren Verwandten und Abkömmlingen, welche den Titel *Sultan* führen. Manche eifrige Mohammedaner rechnen unter diese Klasse auch die *Chodschas* oder Nachkommen der »Heiligen«. Der Schwarze Chost umfasst nicht nur die gesammte Volksmasse, sondern auch die Stammhäupter und die Aeltesten, welche keine erblichen Würden bekleiden. Die *Telenguten*, oder Diener der Chans, und die *Kuls*, oder Sklaven, gehören zu keiner Klasse. Die Erstern werden zum gemeinen Volke gerechnet und die Letztern als bewegliches Eigenthum betrachtet, da sie überhaupt keine Kirgisen sind.

Lewschin schätzt die gesammte Volksmenge aller Kirgisen der drei Horden auf 400000 Zelte oder Familien, von welchen 75000 zur Grossen, 165000 zur Mittlern und 160000 zur Kleinen Horde gehören. Rechnet man im Durchschnitt 5 bis 6 Personen (? wohl zu viel) auf jede Familie, so gibt diess eine Gesammtzahl von 2,000000 bis 2,400000 Seelen.

Die Kirgisen führen ein unstätes, herumstreifendes Leben, dessen Bestimmung so zu sagen nur die Ernährung ihrer Heerden ist. Die Wohnung besteht in einer *Kibitka* oder *Jurte*, einem halbkugel-

förmigen Zelte, aus einem hölzernen Gitterwerk zusammengefügt, welches mit Filz bedeckt wird und am obersten Ende eine runde Oeffnung hat, die nach Belieben geschlossen werden kann. Sie dient als Fenster und vertritt zugleich die Stelle des Rauchfangs. Diese Jurten haben 8 bis 16 Fuss Höhe und sind doppelt so breit. Die Wände des hölzernen Gerippes sind mittelst Stricken von Pferdehaaren an Pfosten befestigt, die in der Erde stecken. Die Thüren sind von Holz und mit knöchernen Verzierungen bedeckt; zuweilen aber bestehen sie auch nur aus einem Stück Filz. Die Stricke, welche zur Aufrechthaltung des Zeltes dienen, sind gewöhnlich von Wolle, bei den Reichen von Seide. Die innern Wände sind im Sommer mit einem Geflechte aus Stroh und bunten Wollen- oder Seidenfäden behangen. Beim gemeinen Volke bestehen die Jurten aus grauem, bei den Vornehmen aus weissem Filze. Einige der mächtigern Sultane der Grossen und der Mittlern Horde haben dergleichen Ueberzüge von rothem Tuch und mit Seide gefüttert; die Aermern dagegen ersetzen den Filz durch Matten, zuweilen sogar durch Rohr und Rasenstücke. — Um ein Zelt abzubrechen oder aufzubauen, braucht der Kirgise nicht mehr als eine halbe Stunde.

Weit entfernt, dass die unaufhörlichen Wanderungen die Kirgisen ermüden sollten, finden diese vielmehr das höchste Glück darin. Auch ist die

nomadische Lebensweise im Sommer in der That höchst angenehm. Im Winter dagegen werden die Zelte oft so eingeschneit, dass Niemand zur Thüre heraus kann und der Schnee selbst in das Innere dringt. Zuweilen begräbt auch ein heftiger Sturm die Bewohner unter den Trümmern des gebrechlichen Hauses.

Selten beziehen die Kirgisen in grosser Anzahl ein Lager an einem und demselben Orte, denn es würde den Heerden an Futter mangeln. Es bilden sich nur Vereine von einigen Familien, welche durch Blutsverwandtschaft oder gemeinschaftliche Vortheile mit einander verbunden sind. Diese kleinen Gesellschaften ziehen nun von einer Gegend zur andern und trennen sich nicht, ohne dass besonders wichtige Gründe dazu vorhanden wären. Der Name eines solchen kleinen Lagers ist *Aul*. Die einzelnen Zeltbesitzer halten innig zusammen und stehen einander in allen Streitigkeiten mit andern Auls, die unter diesem Nomadenvolke häufig vorkommen, getreulich bei.

Dass auch europäischer Luxus bereits in die Kirgisen-Steppen gedrungen ist, zeigt die Beschreibung, welche Prof. *Göbel* von seiner Aufnahme bei dem Chan *Dschanghir* macht, der über die oben erwähnte Horde herrscht, die sich im Gouvernement *Astrachan*, links von der untern Wolga, niedergelassen hat. »Am 23. April

(1834) Mittags« — erzählt Prof. *Göbel* — »verliessen wir die Gestade des Elton-Sees .... und fuhren zunächst längs dem Ufer des Sees südöstlich in die ebene Steppe hinein, die nordöstlich an den Ufern des Elton zu einem kleinen Bergrücken sich erhebt, auf dessen Spitze wir einen Cordonposten wahrnahmen. Das Gebiet der Kirgisen, das mitten in der Steppe, in beinahe gleichen Abständen von der Wolga und dem Uralflusse liegt, ist jetzt noch, besonders in der Nähe der Salzseen *Elton* und *Bogdo*, mit einem Kosaken-Cordon umgeben..... Nach einem Wege von 32 Werst erreichten wir die kirgisische Gränze und das an derselben liegende »Umet« (ein einzeln stehendes Haus, welches den Reisenden als Unterkunft dient). Hier wurden wir von drei Abgeordneten des Chans, einem Sultan, dem Geheimschreiber und einem Volksältesten, bewillkommt, die uns nebst mehren gemeinen Kirgisen und einigen zwanzig Pferden entgegengeschickt worden waren. Man bot mir, nach Sitte der Kirgisen, ein fettes Schaf an, was ich jedoch vorläufig zu schlachten ablehnte und um weitere Beförderung bat. Bald waren auch die Pferde umgespannt. Meine Karandasse zogen fünf stattliche Pferde des Chans, welche der Leibkutscher desselben, ein bärtiger Tatar, der bereits seit zehn Jahren in diesem Dienste war, lenkte. Die Kibitke wurde von fünf andern Pferden gezogen, und bald flogen wir in sausen-

dem Galopp über die ebene, mit Tulpen bedeckte Steppe. Der Sultan und der Sekretär des Chans ritten stets auf ihren flüchtigen schönen Pferden zur Seite des Wagens. Bald vor demselben, bald ihm zur Seite jagten die übrigen mitgekommenen Kirgisen mit einigen zwanzig Pferden im abenteuerlichsten Aufzuge; denn es nahmen sich die sonnenverbrannten Gestalten in ihrer eigenthümlichen Tracht höchst phantastisch aus, so dass sie eher einer Räuberbande, als einem ehrenvollen Convoy, das sie vorstellen sollten, ähnlich waren. Man denke sich kräftige Männer mit braunen Gesichtern, bartlosem Kinn, langen Schnurrbärten und angethan mit langen Kaftans aus Pferdefellen, die behaarte Seite nach aussen, die Näthe auf den Armen und im Rücken mit Pferdemähnen besetzt, auf dem Kopfe eine hohe spitzige Mütze von gleicher Beschaffenheit, und man hat ein getreues Bild derselben. Auch das arme uns zugedachte Schaf, welches einer der Kirgisen quer vor sich auf dem Pferde hatte, musste den Rückweg auf diese unbequeme Weise machen. So fuhren wir wohlgemuth über die flache Steppe hin, denn vom Elton-See an finden sich, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Regenschluchten, eines Salzbaches von 7 Fuss Breite, der sich weit in die Steppe verlaufen, und eines Baches mit süssem Wasser, der ebenfalls weit hinein gehen soll, nicht die mindesten Unebenheiten, bis ungefähr 5 Werst von

der Wohnung des Chans, wo die *Rynpeski**) beginnen, durch deren Niederungen uns die Pferde keuchend fortzogen. Beim Untergange der Sonne wurde Halt gemacht und meine beiden vornehmen Begleiter verrichteten ihr Gebet, das Gesicht nach *Mekka* gewendet, indem sie sich zu wiederholten Malen zur Erde warfen, auch niederknieten und mit dem Gesichte die Erde berührten, u. s. w.

Abends in völliger Dunkelheit langten wir bei dem Palaste des Chans an, dessen Lichter uns schon aus der Ferne freundlich entgegen winkten. Noch einige Werst davon entfernt, sprengte einer meiner Begleiter voraus, uns anzumelden; und als

---

*) Die *Rynpeski* sind eine Gruppe kleiner Sandberge, welche sich zwischen 47° und 48° 30′ Breite in der Richtung von Nordwest nach Südost bis zum nördlichen Ufer des Kaspischen Meeres erstrecken. An verschiedenen Punkten reichen sie bis ans Meer, breiten sich als schmaler Strich von 2 bis 15 Werst im Durchmesser längs desselben aus und verlaufen sich längs der *Achtuba* aufwärts bis fast *Zarytsin* gegenüber. Es sind wellenförmige Anhäufungen von 1 bis 6 Klafter Höhe, von 2 bis 20 Klafter im Durchmesser, und durch eben so breite thalähnliche Vertiefungen von einander getrennt. Diese Letztern enthalten schönen Graswuchs und verschiedene Sträucher. Ueberall findet man daselbst das herrlichste Wasser, wenn man einen oder einige Fuss tief gräbt. Für die Kirgisen sind diese Rynpeski von grösster Wichtigkeit; sie dienen ihnen zum Winteraufenthalte, wo ihre Heerden Schutz gegen Kälte und Stürme und gutes Futter finden. (*Göbel* I. S. 65 und 66.)

wir näher kamen, fanden wir den Palast festlich erleuchtet und eine Menge Diener zu unserm Empfange bereit. Vom Schwager des Chans wurde ich freundlich begrüsst und eingeführt. Wir traten in einen grossen, durch Wachskerzen hell erleuchteten Saal, aus diesem in ein mit kostbaren persischen Teppichen belegtes Gemach, dessen Wände mit den prächtigen Waffen des Chans geschmückt waren, und hierauf in ein daran stossendes, auf europäische Weise möblirtes Zimmer, das uns zum Aufenthalte angewiesen wurde. Die Möbeln waren sämmtlich von Mahagoni; grosse Spiegel und Kronleuchter fehlten nicht; auch war ein grosses mit Teppichen belegtes Bett aufgeschlagen. In dem Waffenzimmer, das nach orientalischer Art von der Mitte des Zimmers an einen, ungefähr eine halbe Elle hohen Fussboden enthielt, belegt mit persischen Teppichen, waren im Hintergrunde kostbare Polster aufgestapelt und die Wand um diese herum mit reichen Waffen geschmückt. Auch Reitzeug, Sättel und Zäume, reich mit Türkisen und andern edeln Steinen verziert, hingen und lehnten an den Wänden. Bald erschienen Diener mit feinen Handtüchern und einem grossen silbernen Waschbecken, während andere Thee servirten und in grossen vergoldeten Schalen *Kumis* (ein säuerliches geistiges Getränk aus gegohrner Pferdemilch) und *Airan* (gesäuerte Kuhmilch) reichten.«

Bald darauf wurde ein Tisch auf europäische

Art gedeckt und die Reisenden erhielten als Abendmahlzeit eine vortreffliche Suppe von Reiss und Lammfleisch, Pillaw und Lammsbraten, nebst einigen Flaschen *Château Margaux* und *Haut-Sauterne*. Am folgenden Tage war eine förmliche Tafel veranstaltet, bei der der Chan selbst den Vorsitz führte und zu welchem, ausser *Göbel* und seinen Reisegefährten, auch der Leibarzt des Chans (ein junger Russe), der Kosaken-Commandant, ein in Geschäften aus Orenburg anwesender Beamter und mehre Sultane eingeladen waren. Eine Menge Gerichte, meistens aus verschiedenen Zubereitungen von Schaffleisch bestehend, folgten auf einander; auch fehlte es nicht an Pillaw und — Pferdeschinken. Als Champagner aufgetragen wurde, brachte Prof. *Göbel* die Gesundheit des Chans aus, was diesem sehr schmeichelhaft zu seyn schien, denn kurz darauf beauftragte er den Orenburger Beamten, seinen Dank auszusprechen und die Gesundheit zu erwiedern, da ihm selbst durch den Koran der Genuss des Weines verboten sei. »Diese Enthaltsamkeit« — bemerkt Göbel — »mag indess wohl nicht immer Statt finden, denn nach Versicherung des Leibarztes soll die jährliche Weinrechnung des Chans gegen 14000 Rubel betragen.« Vor der eigentlichen Tafel wurde nach russischer Sitte, um die Esslust zu reizen, ein sogenanntes Frühstück aufgetragen, welches aus Liqueur, Wein, Butter, Käse, Kaviar, nebst Kumis und Pferde-

schinken, bestand. Der Chan soll dergleichen nach europäischer Art zubereitete Speisen nur aus Höflichkeit gegen die Gäste mitgeniessen, ausserdem aber mit seinen Kirgisen, oft mit 100 oder 200 derselben, auf kirgisische Weise, d. h. mit den Händen, und zwar einfach gekochtes oder gebratenes Schaf- und Pferdefleisch schmausen.

Der Chan *Dschanghir* wird von Göbel als ein Mann von etwa 30 Jahren beschrieben, kräftig gebaut, von mittlerer Grösse, mit vorherrschender mongolischer Gesichtsbildung. Die Farbe seines Gesichtes ist blassgelblich, die Augen sind grau und freundlich, die Hände zart und weiss; Kinn, Augenbrauen und Stutzbart enthielten nur sparsamen Haarwuchs von hellbrauner Farbe. Er sprach gern und geläufig Russisch. Sein Anzug bestand in einem Kaftan von violettem Sammt, reich mit goldenen und silbernen Tressen besetzt, eben solchen Pantalons, einer mit Gold gestickten Sammtweste und einer spitzigen, mit Zobel besetzten, goldgestickten Sammtmütze. Ein mit Amethysten verzierter Gürtel umschloss den Leib und daran hingen ein tscherkessischer Dolch und ein krummer Säbel. Auf der linken Seite des Kaftans war der Stern des St. Annen-Ordens befestigt. *Dschanghir* ist der Sohn des oben erwähnten Chan *Bukei*, welcher sich 1799 (nach Göbel erst 1806) in den seit der Flucht der Kalmücken unbewohnt gebliebenen Steppen zwischen der *Wolga* und dem *Ural* nieder-

gelassen hatte. Diese Steppe enthält nur kirgisische Bewohner, welche unter dem Namen der *Bukeischen Horde* begriffen werden. Weder Kalmücken noch Tataren wird gestattet, ihr Vieh daselbst zu weiden, auch nicht gegen Entschädigung oder Entrichtung eines Tributs an den Chan, da nach Versicherung des Letztern die den Kirgisen angewiesene Fläche gerade nur hinreicht, sie selbst zu ernähren.

Der Chan *Dschanghir* hat zwei Frauen und von beiden eilf Kinder, worunter sieben Söhne, welche *Sultane* genannt werden. Die ältere Frau ist kirgisischer Abkunft, die jüngere, die Lieblingsfrau, eine Tatarinn. Die Wohnung des Chans ist ein zwar nur hölzernes, aber geschmackvoll errichtetes, palastähnliches Gebäude, umgeben von mehren kleinern Häusern für die Sultane der Kirgisen, die obersten Beamten und mehre Volksältesten. Alle diese Gebäude hat die russische Regierung errichten lassen. Sie werden aber nur im Winter benützt; im Sommer lebt der Chan unter dem Zelt in der Steppe.

Der Chan besitzt ein ansehnliches Privatvermögen, grosse Heerden von Schafen, Rindern, Kameelen und gegen 3000 zum Theil sehr schöner Pferde. Nach seinen eignen Angaben bestehen die in der Wolga-Steppe nomadisirenden Kirgisen aus 189300 Individuen beiderlei Geschlechts, die in 16550 Kibitken oder Jurten herumziehen, 99300

gelassen hatte. Diese Steppe enthält nur kirgisische [illegible]

[illegible]

[illegible] oder Jurten herumziehen, 99300

UNIV. LF WIEN

CHAN DSCHANGHIR.

Verlag von J G Calve in Prag

Kameele (zweibuckelige), 165000 Stück Hornvieh, 824500 Schafe (Fettschwänze) und 496500 Pferde besitzen. Früher betrug die Zahl der Schafe 3 Millionen; sie war aber bis auf obige Zahl durch strenge Winter, Stürme und Seuchen zusammengeschmolzen, ist jedoch seit 1834 wieder im Zunehmen begriffen. Es wird jährlich eine grosse Anzahl Schafe verkauft, namentlich in dem eben erwähnten Jahre 100000 Stück. Auch Pferde werden verkauft, Kameele dagegen sehr ungern; man bedarf ihrer hauptsächlich zum Transport der Kibitken. Unter den Pferden trifft man zuweilen sehr schöne Thiere an. Sie werden auch von den Kirgisen am höchsten geschätzt; doch tragen diese keine Sorge für ihre Veredelung, mit Ausnahme des Chans, welcher im J. 1828 zehn schöne Hengste und eben so viel auch im J. 1833 vom russischen Kaiser zum Geschenk erhalten hat.

Die Bukeïsche Horde treibt einen lebhaften Handel mit russischen Kaufleuten, an welche sie im Jahre 1828 400000 Schafe, 3000 Pferde, 4000 Pud (zu 40 Pfund) Ziegenwolle, 15000 Pferdehäute, 100000 Schaffelle, 10000 Hasenfelle und 10000 Pud Schaffett, zusammen in einem Werthe von nahe an 3 Millionen Rubel, absetzte.

Die Kirgisen sind, sowohl Männer als Frauen, geübte Reiter, da sie schon von frühester Jugend an das Pferd besteigen. Die wildesten Renner wissen sie mit einer Kühnheit und Leichtigkeit zu bän-

digen, welche die grösste Bewunderung erregen. Sie haben äusserst kurze Steigbügel, und indem sie das Pferd mit ihren krummen Beinen umschliessen, scheinen sie auf dem Sattel wie angeleimt zu seyn. Auch Bogen und Pfeile werden von ihnen mit grosser Geschicklichkeit gehandhabt; die sie aber selbst verfertigen, sind schlecht, und sie kaufen daher die meisten dieser Waffen bei den Baschkiren oder den Chinesen. Auch bedienen sie sich sehr unvollkommener Luntenflinten, deren vordern Lauf sie auf eine Gabel legen; indessen ist dieses Gewehr in ihren Händen nicht sehr furchthar. Ausserdem gebrauchen sie im Gefecht auch den *Tschakan*, ein kleines Beil mit einem sehr langen Griffe, welches oft tödtliche Wunden macht.

Die Lebensweise der Kirgisen ist im Ganzen sehr einfach. Fleisch von Schafen und Hornvieh — seltener von Pferden und Kameelen, weil ihnen diese Thiere zu kostbar sind —, welches sie, mit Wasser abgekocht und in kleine Stücke zerschnitten, *Bischbarmak* nennen (fünf Finger, weil sie es mit den Fingern aus der Schüssel langen), bilden ihre Hauptnahrung; doch haben sie auch geräuchertes Fleisch, namentlich, wie schon erwähnt, Pferdeschinken und Würste. Brod kennen sie gar nicht, und von Mehlspeisen geniessen sie höchstens mit Wasser abgekochten Grütze, den sie von den Russen und teutschen Colonisten an der Wolga kaufen. Doch fehlt in keiner Kibitke der *Krut*, ein

harter Käse von sehr unangenehmem Geschmacke. Ihre Getränke sind Wasser, frische Kuh- und Pferdemilch, Kumis und Airan. Mit Jagd und Fischere beschäftigen sich nur Einzelne, und mehr zur Unterhaltung als um der Ausbeute willen.

Von Krankheiten wissen sie in der Regel wenig und sie erreichen meist ein sehr hohes Alter. In Betreff der Heilmittel erfuhr Göbel vom Leibarzte des Chans, dass die Kirgisen grosse Freunde vom Aderlass seien, und dass besonders Tataren das Geschäft des Blutlassens bei ihnen verrichteten. Gegen mehre Krankheiten, besonders gegen Rheumatismen, wenden sie frisch abgezogene Thierhäute an. Gewöhnlich schlachten sie ein Schaf und wickeln den leidenden Theil in das warme Fell. Leidet der ganze Körper, so wird auch eine Kuh geschlachtet und der nackte Körper in die warme Haut gehüllt. Ausserdem haben sie Zauberer, welche durch Besprechen, Anhängen von Schlangenköpfen und dergleichen zu heilen vorgeben. Die vorzüglichsten Krankheiten bestehen 1) in der fast allgemein verbreiteten Krätze, gegen welche aber nichts angewendet wird; 2) in der zwar auch sehr verbreiteten, aber, wie man sagt, nicht eben bösartigen Lustseuche; 3) in Augenentzündungen, die sich besonders im Frühjahre zeigen und durch die Blendung der von der Sonne beleuchteten Schneefläche entstehen; 4) in den Blattern, welche in einzelnen Jahren noch sehr

verheerend seyn sollen; die Kirgisen sind gegen die Impfung, weil ein früher damit gemachter Versuch unglücklich ausfiel, indem die Geimpften doch die natürlichen Blattern bekamen; 5) endlich in Magenbeschwerden, die am häufigsten, sowohl bei Kindern als Erwachsenen, vorkommen. Das Uebel besteht in einer ungeheuern Anschwellung des Magens und hat seinen Grund im Genusse des schlechten Wassers und in dem unmässigen Verzehren des nicht selten verdorbenen Fleisches, indem sehr häufig kranke Thiere geschlachtet werden. — Auch werden die Kirgisen häufig von einer Gattung Tarantcln gebissen (die aber nicht die giftige, *Phalangium araneoides*, ist, welche gar nicht in der Steppe vorkommen soll), und dieser Biss soll ausserordentliches Uebelbefinden, besonders heftige Schmerzen in der Brusthöhle verursachen. Man wendet dagegen das Eingraben des Körpers bis zum Halse in Brunnen etc. an.

Die Kirgisen sind höchst neugierig, leichtgläubig und schwatzhaft. Im Allgemeinen sind sie gastfreundlich, doch rechnen sie im Stillen auf Wiedervergeltung, denn Eigennutz und Habsucht sind Hauptzüge ihres Charakters und werden nicht selten Veranlassung zu blutigen Streitigkeiten, in welche ganze Geschlechter gezogen werden, denn Selbstrache ist nicht nur geduldet, sondern der, welcher sich durch Glück bei Ueberfällen besonders auszeichnet, wird von seinen Landsleuten ge-

priesen und hochgeehrt. Fürchterlich ist die Blutrache, wenn Jemand bei Streitigkeiten das Leben einbüsst. Doch sind sie im Ganzen nicht tapfer, sondern mehr kecke Räuber, die den Feind durch List oder Ueberrumpelung zu besiegen suchen und die Flucht ergreifen, wenn sie kräftigen Widerstand finden. Sie machen darum ihre Ueberfälle und Angriffe meist des Nachts. Ihr erster Anfall ist stets heftig und fast unwiderstehlich, aber nur weil sie gute Reiter sind und durch Hoffnung reicher Beute angereizt werden. Wird das Pferd getödtet und müssen sie zu Fuss fechten, so sind sie verloren. Der Anblick einer einzigen Kanone ist hinlänglich, sie in Unordnung zu bringen. Bei der Theilung des Raubes, wenn sie eine Karawane geplündert haben, gehen sie auf eine lächerliche Weise gewissenhaft zu Werke. Tuch, Pelzwerk, etc. etc. wird in tausend Stücke zerrissen, selbst Uhren und Instrumente werden zerbrochen und die Stücke vertheilt; der Eine z. B. bekommt ein Rad, der Andere eine Schraube, der Dritte eine Feder u. s. w. Ueberdiess muss Jeder, wenn er nach Hause kommt, einen Theil der Beute an seine Aeltern und Verwandten abliefern, so dass ihm selbst oft nur wenig übrig bleibt.

Die *Kleidung* der Kirgisen besteht aus mannichfaltigen Theilen, und hat viel Eigenthümliches. Die Männer tragen dreierlei Mützen. Die *Tübeteïka* ist eine spitzige, ziemlich hohe Mütze, meistens aus

rothem Sammt, zuweilen aus Tuch mit Zobel oder Fuchs oder irgend einem andern Pelzwerke verbrämt und auch oft mit goldenen Tressen verziert. Einige Kirgisen tragen gewöhnliche *Bucharische Tübeteïken* (kleine, dicht anschliessende, leichte Mützen von Baumwollenzeug oder Tuch, die nur den Scheitel bedecken), andere umwickeln ihren Kopf mit Tüchern. Der *Kalpak* ist eine andere grössere Mütze, welche über der Tübeteïka getragen wird, wenn die Kirgisen auf der Reise sind und ihre Jurten und Auls auf einen andern Platz versetzen. Der Kalpak ist ein weisser Filz, aus Schafwolle bereitet, und wird auch für sich allein als Sommermütze getragen. Eine dritte Art von Kopfbedeckung ist der *Baschlük*, eine spitzige grosse Mütze mit drei grossen lappigen Ausschnitten, von welchen zwei zur Seite herabhangen, einer aber hinten aufgeklappt ist. Diese Mütze ist gewöhnlich mit rothem oder grünem, aus Kameelhaaren verfertigtem Zeuge überzogen, inwendig entweder mit Pelzwerk, gewöhnlich Schaffell, bei den Reichen mit Fuchs, oder auch mit schlechtem Tuch gefüttert, und wird sowohl im Winter als im Sommer getragen. Das gewöhnliche Kleid ist der *Chalat* oder *Kaftan*. Reiche tragen ihn entweder aus feinem Tuche von rother oder auch anderer Farbe, oder aus Sammt, mit goldenen Tressen besetzt, oder endlich aus buntfarbigem, bucharischem Seidenzeuge. Aermere haben Chalate von grobem

Verlag von J.G Calve in Prag

[illegible] aus Tuch mit Zobel oder [illegible]

[illegible] dicht [illegible] Tuch, [illegible] andere [illegible] Der *Kalpak* ist [illegible] auf der Reise [illegible] Platz [illegible] aus [illegible] für sich allein [illegible] Eine dritte Art [illegible] ist der *Beschlik*, [illegible] grosse [illegible] Lippigen Ausschnitten von [illegible] herabhängen, [illegible] gewöhnlich [illegible] Kaninchenfelle ver- [illegible] entweder [illegible] bei den Reichen [illegible] Tuch [illegible] als [illegible] Kleid ist der *Chalat* [illegible] entweder aus [illegible] von [illegible] auch anderer Farbe, [illegible] Sammt [illegible] besetzt, oder endlich aus [illegible] buchartischem [illegible] Aermere [illegible] von grobem

KIRGISE.

Verlag von J.G. Calve in Prag

UNIV

Tuch, meistens aber aus einem von Kameelhaaren angefertigten Zeuge, oder aus bucharischem Baumwollenzeuge. Ueber diesen Chalat wird gemeiniglich noch ein anderer von Kameelhaaren angezogen. Einige tragen, besonders im Winter, den *Jergak*, einen mit der Fellseite nach aussen gekehrten Pferdepelz, die Aermel- und Rückennäthe mit Mähnen besetzt. Unter dem Chalat tragen sie im Winter Pelze aus Fuchs- oder Lammfellen, welche mit Seiden- oder Baumwollenzeug überzogen sind. Die Form des Chalats ist übrigens die eines Schlafrocks. An der linken Seite wird, an einem Leibgurte hangend, die *Kalta* getragen, eine lederne flache Tasche, oft mit Silberblechen von verschiedener Form, in welchen zuweilen Carneole eingesetzt sind, verziert, in der Regel aber ohne allen Schmuck. In dieser Tasche hat der Kirgise gewöhnlich sein Tabakshorn, wichtige Papiere etc. Auf der rechten Seite des Leibgurts sind das Pulverhorn, der Dolch, das Messer und andere Kleinigkeiten durch Riemen befestigt. — Die Fussbedeckung besteht in grossen, unförmlichen, ledernen Stiefeln mit zwei- oder dreifachen Sohlen und aufwärts gebogenen Spitzen.

Die Weiber tragen auf dem Kopfe gewöhnlich eine hohe walzenförmige Mütze, welche oben einen flachen Boden hat, mit rothem Sammt überzogen und unten mit einem Rande von Zobelfell verbrämt ist. Oberhalb der Verbrämung befindet sich

ein Silberring, der ebenfalls die Mütze umgiebt und an welchem verschiedene silberne Anhängsel befestigt sind. Ausserdem sind auch überall an der Mütze silberne Bleche und Ringe, oft mit Carneolen verziert, in reicher Fülle angebracht. Auch ist sie oft mit goldenen Tressen eingefasst, oder es sind rechts und links seidene Bänder angeheftet, welche mit Ringen von Gold und Silber durchwebt sind. Zu beiden Seiten der Mütze und hinten sieht man Streifen von weisser Leinwand herabhangen. Bei einigen Mützen vertreten die Stelle dieser Streifen mehre Reihen von Korallenschnüren, welche der Quere nach durch Silberbleche in mehre Abtheilungen gebracht werden. Einige Frauen tragen einen Schleier von Flor, welcher an der Spitze der Mütze befestigt ist. Aermere Weiber umwickeln das Haar mit einem Stück weisser Leinwand. Die übrige Kleidung der Frauen unterscheidet sich nicht von der der Männer; doch ist die Fussbekleidung zierlicher; die Stiefel sind von gelbem oder rothem Saffian u. s. w.

Die Mädchen tragen eine spitzige Mütze, ähnlich der Tübeteïka der Männer, nur etwas höher, und breiter mit Zobelfellen verbrämt. Auf der Spitze ist gewöhnlich ein silbernes Häkchen befestigt, an welchem silberne Anhängsel angebracht sind. Uebrigens ist die ganze übrige Mütze mit silbernen Blechen, Münzen und andern Anhängseln, oft mit Carneolen, verziert. Zu beiden Seiten der

Mütze hangen Zobelschwänze, die eine Arschin (2¼ Wiener Fuss) lang sind, herab, an welchen ebenfalls silberne Bleche oder Münzen befestigt sind; ausserdem an den Seiten und hinten sehr dünn geflochtene Haarzöpfe, an den Enden gleichfalls mit Anhängseln verziert. Unter dem Kinne tragen sie ein weisses Tuch von Leinwand oder Seide, dessen Enden rechts und links im Innern der Mütze befestigt sind. Auf der Brust sieht man über dem sehr feinen seidenen Chalat drei oder vier mit einander verbundene Silberbleche, die mit allerlei Figuren ausgeschlagen, oft vergoldet und mit Perlen und Carneolen reich verziert sind. Ueber dem seidenen Chalat tragen sie einen andern von Sammt oder auch von Seide, und über diesen, wenn es kalt ist, noch einen Pelz, der mit Tuch oder Seidenzeug überzogen ist. Endlich wird auch wohl darüber noch ein grosser Pelz geworfen, der mit Fuchsfell, bei Reichen mit Marderfell gefüttert und mit reichem Seidenzeuge oder gar mit Goldstoff überzogen ist. Aermere Mädchen kleiden sich der Form nach auf ähnliche Weise, nur sind die Kleidungsstücke aus schlechtern Zeugen.

Die *Waffen* der Kirgisen sind vorzugsweise der *Kopjo*, oder die Lanze, ferner eine Büchse mit langem Laufe, ohne Schloss, Bogen und Pfeile, und endlich die *Nagaïka*, eine lederne Peitsche, an deren Ende oft Blei eingeflochten ist.

Die *Religionsbegriffe* der Kirgisen sind ziem-

lich unklar. Sie glauben allerdings an ein höchstes Wesen, das die Welt erschaffen hat, aber die Einen verehren Gott nach den Lehren des *Koran*, die Andern vermischen mit dem Islam noch alte Gebräuche des Heidenthums. Noch Andere glauben, dass es ausser dem guten Gott (*Chuda*), der nur das Beste der Menschen wolle, auch ein böses Wesen gebe, der *Schaïtan*, welcher der Urheber alles Uebels in der Welt sei. Ausserdem glauben alle Kirgisen auch an das Daseyn vieler andern Geister, so wie an höhere Kräfte der Zauberer und Beschwörer. Indessen kann man doch den *Islam* als die herrschende Religion der Kirgisen betrachten. Sie bekennen sich zur Sekte der *Sunniten*, und kein Gefangener, der zu dieser Sekte gehört, kann als Sklave verkauft oder als solcher zurückgehalten werden, während man Schiiten, Kalmücken und Christen als gute Prisen betrachtet und verkauft. Uebrigens nehmen es die Kirgisen mit den Geboten des Koran nicht sehr genau. Sie beobachten weder die Fasten noch die Waschungen; auch das tägliche fünfmalige Gebet wird nicht von Allen verrichtet. Beim Chan *Dschanghir* herrschte allerdings zu der Zeit, als Prof. Göbel bei ihm wohnte, grosse Gewissenhaftigkeit in diesem Punkte. »Abends gegen sieben Uhr« — erzählt der Reisende — »vernahmen wir die Stimme des Mollah, der im grossen Saale mit einigen und zwanzig Kirgisen das Gebet verrichtete. Der Mollah war aber,

wie ich erst später bemerkte, der Chan selbst, denn ich erkannte ihn nicht sogleich in dem grossen weissseidenen Talar und Turban. Der Mollah war abwesend und der Chan, ein guter Mohammedaner, vertrat seine Stelle.... Ich bewunderte die Andacht der Betenden, welche sich durch nichts stören liess, obgleich in demselben Zimmer hin und her gegangen und in einer grossen Theemaschine Thee bereitet wurde. Ein Metsched (Moschee) ist nicht vorhanden; doch gedenkt der Chan nächstens eine zu errichten.« — Da *Mekka* zu weit entfernt von diesen Ländern ist, so hat man fast kein Beispiel, dass ein Kirgise die Wallfahrt dahin gemacht hätte. Einige pilgern zuweilen nach *Turkestan*, zum Grabe des *Kara Achmet Chodscha*. Die wenigen Mollahs, die es hier giebt, sind Geistliche aus Turkestan, Buchara und Chiwa. Rückkehrende und durchreisende Pilger (*Hadschis*) und andere Schwärmer bereichern sich nicht selten, indem sie in der Steppe umherziehen, Gottesdienst halten und Talismane verkaufen, welchen die Kirgisen die Kraft zuschreiben, unverwundbar und unbesiegbar zu machen.

Die Zauberer oder Wahrsager theilen sich in mehre Klassen. Die zahlreichste ist die der *Dschaurunschis*, welche auf jede beliebige Frage nach verborgenen oder zukünftigen Dingen mittelst eines Schafknochens antworten, indem sie diesen von allem Fleisch entblössen und so lange ins Feuer legen, bis er an mehren Stellen Risse oder Spal-

ten bekommt. Aus diesen Rissen behaupten sie nun Vergangenes und Künftiges lesen zu können. Die *Ramtschis* gründen ihre Prophezeiungen auf die Farbe der Flamme, welche entsteht, wenn man Schaffett ins Feuer giesst. Höher geben es die *Dschulduztschis*, welche die Sterne beobachten, die nach ihrer Behauptung von ihren vertrauten Geistern bewohnt werden. Die schrecklichsten Menschen aber, oder, wenn man will, auch die unterhaltendsten, sind die *Baksy's* oder *Bazen*, welche an die *Schamanen* der sibirischen Völker erinnern. Der Baksy, welchen Lewschin zu beobachten Gelegenheit hatte, war in Lumpen gehüllt. Er nahm ein *Kobys*, eine Art Geige, und fing an zu spielen, zu singen und dann sich langsam hin und her zu bewegen. Bald vermehrten sich die Schwingungen und Verrenkungen des Körpers. Er krümmte und drehte sich rückwärts und vorwärts, und streckte sich aus und schlug sich mit den Händen wie ein Rasender. Der Schweiss floss ihm über den ganzen Körper und die Lippen waren mit Schaum bedeckt. Dabei stiess er von Zeit zu Zeit ein furchtbares Geschrei aus, indem er die Geister anrief. Als endlich die Kräfte erschöpft waren, lag er eine Weile wie todt auf der Erde. Hierauf kam er allmählich wieder zu sich und fing an das zu weissagen, was ihm während seiner Ohnmacht von den Geistern offenbart worden war.

Den Kirgisen ist, wie allen übrigen Musel-

männern, die Vielweiberei gestattet; doch wird von dieser Erlaubniss wenig Gebrauch gemacht, denn da die Braut um eine ansehnliche Summe (der *Kalym* genannt) ihrem Vater abgekauft werden muss, so begnügen sich die Meisten mit Einer Frau. Dieser Kalym steigt zuweilen bis auf 200 Pferde oder 1000 Schafe. Wenn Alles zwischen beiden Familien abgemacht und der Kalym bezahlt ist, so kommt der Bräutigam zu Pferde vor das Zelt seiner Zukünftigen und bittet um Einlass. Dieser wird eine Zeit lang verweigert, worauf er mit Gewalt eindringt, seine Frau ergreift, sie vor sich auf das Pferd setzt und mit ihr nach Hause in seinen Aul reitet, wo bereits ein eignes Zelt für die neue Familie errichtet worden ist. Bei einigen Stämmen der Kleinen und Mittlern Horde wird die junge Frau vorher auf einem Teppiche im ganzen Aul herumgetragen, damit sie überall Abschied nehme. Bei der Grossen Horde geht sie zu Fuss von Zelt zu Zelt. Während das junge Ehepaar sich in die neue Jurte zurückgezogen hat, wird vor der Thüre ein schön gesatteltes und mit einem Chalat bedecktes Pferd angebunden. Hat der Mann die Braut so gefunden, wie er es zu erwarten berechtigt war, so zieht er am folgenden Morgen den für ihn bestimmten Chalat an, schwingt sich auf das Pferd und begiebt sich jubelnd zum Schwiegervater, wo er von allen Seiten begrüsst und beglückwünscht wird. Ist aber das Gegentheil der

Fall, so hat er das Recht, den Chalat zu zerreissen, das Pferd zu tödten und das Zelt zu zerstören. Die Braut wird dann mit Schimpf und Schande fortgejagt und der Schwiegervater muss entweder den Kalym zurückbezahlen oder ihm eine andere von seinen Töchtern zur Frau geben.

Prof. *Göbel* wohnte einer kirgisischen *Hochzeit* in der Bukeïschen Horde bei, die er in folgender Weise beschreibt.

»Wir wurden am 13. Juni durch fröhlichen Lärm geweckt, denn der Aul war heute ein Sammelplatz froher Gäste, da die Hochzeit der Tochter des Besitzers desselben unter Spiel und Wettrennen gefeiert werden sollte. Eine Menge Kirgisen und Tataren hatten sich während der Nacht eingefunden; auch langten noch fortwährend Gäste an, so dass ich ebenfalls dem Feste beizuwohnen beschloss. Schon am gestrigen Tage hatten sich mehre junge Kirgisen nach einem 10 bis 12 Werst von hier entfernten Aul begeben, um heute ein Wettrennen hieher nach einem abgesteckten Ziele zu halten, wobei den Siegern Preise ertheilt werden sollten, bestehend in Pferden, Schafen, seidenen Chalats und Tüchern. Andere sollten die Hochzeitsgäste mit Ringen belustigen, wobei den Siegern ebenfalls Belohnungen ausgesetzt waren.... Der Himmel war jedoch nicht günstig, sondern spendete reichlich Regen, so dass man die Festlichkeiten verschob und nur die Uebergabe der

Verlag von J G Calve in Prag

hat er das Recht, den Chalat zu

KIRGISISCHE BRAUT.

Verlag von J G Calve in Prag

Braut an den Bräutigam vorzunehmen, so wie zu schmausen beschloss. Mehre Pferde, Kühe und Schafe befanden sich daher schon unter den Händen der Schlächter, während der Brautvater selbst mit dem Auswirken eines jungen weissen Pferdes beschäftigt war. Der Bräutigam hielt sich in einer neuen Filz-Kibitke, die er als Mitgift vom Schwiegervater bekommen hatte, mit seinen Freunden auf, während die Braut in der Kibitke ihrer Aeltern von ihren Freundinnen hochzeitlich geschmückt wurde. Auf meinen Wunsch, Braut und Bräutigam zu sehen, wurde ich zunächst in die Kibitke der Aeltern geführt, deren Inneres durch einen seidenen Vorhang in zwei Hälften geschieden war. In der ersten Abtheilung wurde in einem grossen Kessel über brennendem Kameelmiste Pferdefleisch gekocht, in der zweiten schmückten einige alte hässliche Weiber und drei junge Mädchen die Braut. Letztere war ein volles rothwangiges Mädchen mit schwarzen Augen und rabenschwarzem Haare, welches in lange dichte Zöpfe geflochten wurde. .... Die Augen der Braut waren klar und heiter, obgleich sie einen Theil der Nacht, nach kirgisischer Sitte, mit Weinen und Klagen hatte zubringen müssen. Bei unserm Eintritt warf sie zwar rasch ein Tuch über den Kopf, aber nur für einen Augenblick, denn neugierig betrachtete sie mit den Andern nunmehr unsere Kleider und was wir Alles bei uns trugen..... Meine Uhr, die ich repetiren liess,

verursachte ihnen grossen Spass; als sie die Braut jedoch in die Hand nahm und das Ticken bemerkte, warf sie sie von sich, mit Schreck und Schrei zurückspringend, bis ich sie überzeugt hatte, dass nichts Lebendiges darin enthalten sei, wie sie glaubte. .... Mit grosser Selbstgefälligkeit wurde mir nun auch der Brautschmuck gezeigt, womit die Braut theils schon angethan war, theils noch rasch bekleidet wurde, damit ich sie in ihrem Glanze erblicken möchte. .... (Hier folgt die Beschreibung der Kleidungstücke, die von der obigen Lewschins wenig abweicht.) Dem Bräutigam mochte unser Aufenthalt bei der Braut doch zu lange dauern, denn er rief uns von Aussen zu, nun auch zu ihm zu kommen und bei ihm Thee zu trinken, da ihm selbst der Zutritt zur Braut noch versagt sei.

In der neuen Kibitke des Bräutigams befanden sich viele Gäste um den in der Mitte über glimmendem Kuhdünger dampfenden Theekessel gelagert. .... Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von dem Bräutigam, dass er seinem Schwiegervater laut Heurathsvertrag 450 Stück Vieh, an Pferden, Kameelen, Rindern und Schafen zahle, dagegen von ihm die runde vollwangige Braut, eine ganz neue Filz-Kibitke, und eine Menge häuslicher Geräthschaften, buntgemalte Kasten, Teppiche etc. erhalte, welche nach der Hochzeit auf sechs Kameelen, die ebenfalls dem Bräutigam verblieben, ihm zugesendet würden. Zugleich hatte der Braut-

vater den dreitägigen Hochzeitsschmaus auszurichten, wobei seine Heerden keine kleine Lücke erhielten, da es der anwesenden Gäste viele gab, die sichs bei solchen Gelegenheiten gewiss recht wohl schmecken lassen.« .....

Folgendes ist die Beschreibung eines *Begräbnissplatzes* (*Mullah* von den Kirgisen genannt). »Vier Lehmwände von zwei Klafter Höhe und jede von vier Klafter Länge, welche nur an der Westseite in einer Höhe von einer Klafter mit einer kleinen Oeffnung versehen waren, schlossen mehre Gräber ein. Die vier Ecken der Mauern hatten kleine thurmähnliche Erhöhungen, ebenfalls aus Lehm, und die Gräber waren sorgfältig gegen $4\frac{1}{2}$ Fuss hoch aus Lehm gemacht und an beiden Enden ebenfalls wieder mit kleinen Lehmthürmchen von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuss Höhe besetzt. Es befanden sich drei grössere und ein kleineres Grab darin. Ausserhalb der Mauern stand auf einer kleinen künstlichen Erhöhung ein grosser Stein, der in arabischen rothen Schriftzügen den Namen so wie den Geburts- und Sterbetag eines angesehenen Sultans enthielt. Nur reiche und vornehme Kirgisen setzen ihren Todten solche Denkmähler. Bei den Armen ist das Grab entweder mit einer runden oder einer viereckigen Wand aus Lehm, oder auch aus Steinen, wenn deren zu haben sind, umgeben, und in der Gegend des Kopfs steckt ein Stab. Solche Begräbnissplätze halten die Kirgisen für heilig.«

Von höherer Geistesbildung kann bei diesem Nomaden-Volke im Ganzen keine Rede seyn. Sie haben indessen einige Gesänge, die nicht ohne poetischen Werth sind. *Lewschin* führt folgendes Lied an: »Siehst du jenen Schnee? Der Körper meiner Geliebten ist noch weisser. Siehst du das Blut jenes geschlachteten Schafes? Ihre Wangen sind noch röther. Siehst du jenen verbrannten Baumstamm? Ihre Haare sind weit schwärzer. Weisst du, womit die Mollahs unsers Chans schreiben? Ihre Augenbrauen sind schwärzer als die Tinte der Mollahs. Siehst du jene glühenden Kohlen? Ihre Augen glänzen noch lebhafter.«

Das Nomaden-Leben hat den Kirgisen einige astronomische Kenntnisse beigebracht. Sie haben Namen für die meisten grössern Sternbilder. Der Grosse Bär besteht nach ihrer Vorstellung aus sieben Wölfen, welche zwei Pferde, ein graues und ein weisses, verfolgen. Wenn sie die Pferde eingeholt haben, werden sie sie fressen und dann wird die Welt zu Grunde gehen. Das Jahr der Kirgisen beginnt mit unserm Monat März. Den ersten Tag nennen sie *Naurus*. Die Monate führen dieselben Namen wie die Zeichen des Thierkreises. Die Zeitrechnung der *Hedschra* ist nur den Mollahs bekannt. Das Volk rechnet nach mongolischen Cykeln von je zwölf Jahren, deren jedes nach einem Thiere benannt wird.

Die der russischen Krone untergebenen Kir-

gisen wählen sich zwar ihre *Chans*, aber die Regierung bestätigt sie. Ausser den Chans, als Oberhäuptern der Horden, werden die Stämme durch *Beys*, *Behadirs*, *Sultane* und *Aeltesten* regiert. Der Titel eines *Bey* ist eigentlich erblich; allein wer ihn nicht durch eigenes Verdienst und persönliche Eigenschaften behaupten kann, verliert ihn bald, während derjenige, der sich Achtung erwirbt, ihn erlangt, sei es nun, dass es allmählich Sitte wird, ihn *Bey* zu nennen, oder dass ihm dieser ehrenvolle Titel ausdrücklich beigelegt wird. Die *Behadirs* sind Männer von anerkannter Tapferkeit, die im Kriege als Anführer gewählt werden. Die *Sultane* (*Tura*, d. h. Herren) sind Verwandte des Chans und haben ebenfalls Einfluss auf die Kirgisen; sie müssen aber nicht minder als die Beys persönliches Verdienst besitzen, wenn sie Ansehen geniessen sollen. Der Chan hat das Recht über Leben und Tod aller Kirgisen seiner Horde, welche gegen seinen Despotismus keinen andern Schutz haben, als die öffentliche Meinung und die Gebote des Koran. Die öffentliche Meinung ist aber bei einem Nomadenvolk sehr bedeutend, weil die Unzufriedenen bald eine Parthei bilden, die sich ein anderes Oberhaupt wählt. Was den Koran betrifft, so sucht der Chan meistens einen ihm ganz ergebenen Mollah zu gewinnen, der die vielen zweideutigen Stellen des heiligen Buches und seiner Commentatoren zu seinem Vortheil auslegt. Auch

pflegt er sich mit einer Räthsversammlung zu umgeben, welche grösstentheils aus *Volksältesten* besteht, deren Ergebenheit er durch Schmeichelei oder Freigebigkeit zu gewinnen sucht. Diese Aeltesten sind in der Regel bejahrte und erfahrne Männer, deren Rathschläge das Volk zur Richtschnur nimmt. Sie müssen übrigens reich seyn und ausgebreitete Familien-Verbindungen haben.

III.

WANDERUNGEN DURCH BELGIEN.

Nach Roscoe *).

Es war ein schöner Maimorgen, als der Verfasser das Londoner Dampfschiff *Graf Liverpool* bestieg und auf der Themse hinabfuhr, um sich nach *Belgien* zu begeben. *Ostende* war der nächste Hafen dieses Königreichs, wo die Reisenden ans Land gesetzt werden sollten. Bei der nächtlichen Ankunft in dieser jetzt nur durch ihre stark besuchten Seebäder und ihre trefflichen Austern wichtigen Seestadt fielen, von den Strahlen des Mon-

*) *Heath's Picturesque Annual, for 1841. Belgium: in a Picturesque Tour.* By *Thomas Roscoe*, Esq. (Mit 16 Stahlstichen von *Allom*.) London, 1841.

des beleuchtet, zuerst der gewaltige Damm, der alte Brügge-Kanal und das Badgebäude ins Auge, welche sich über die Reste des ehemals von Schiffen aller Nationen angefüllten, jetzt aber todtenstillen Hafens erhob. Auch beim Tageslicht sieht man auf der Esplanade und in den Strassen nur Schaaren von Kindermädchen, alte Vettern und Tanten, gesetzte Herren und Damen, in einheimische Stoffe gekleidet, die mit den Badweibern unterhandeln, um ihre Kinder für die Hälfte des gewöhnlichen Preises der Wohlthat des Eintauchens in die Meereswellen theilhaftig werden zu lassen. Der Anblick des Meeres, die Façade des Badgebäudes, der Exercierplatz, die verfallnen Denkmähler alter Baukunst, selbst die Lese-Cabinette, die Hotels und das Theater, sind nicht im Stande, die dumpfe Eintönigkeit zu verscheuchen, welche den Fremden antreibt, je eher je lieber wieder abzureisen, denn er hat nur 12 (engl.) Meilen bis *Brügge* und 72 bis *Brüssel*.

Indessen knüpfen sich nicht wenig historische Erinnerungen an die alte Stadt Ostende, welche ihr noch immer grosses Interesse verleihen. Im J. 1583 wurde sie durch den Prinzen von *Oranien* stark befestigt. Erzherzog *Albrecht* von *Oesterreich* belagerte sie drei Jahre lang. Im Jahre 1604 wurde sie durch den spanischen General *Spinola* erobert, aber erst nachdem die Stadt sich bis aufs äusserste vertheidigt und an 30000 Menschen durch Hunger

und Schwert verloren hatte. Unter der Regierung Kaiser *Karls VI.* wurde hier die erste Handelsgesellschaft für den Verkehr mit *Ostindien* gestiftet; aber die Eifersucht der Holländer und der Britten lief dem Wiener Hofe den Rang ab. Das Privilegium der Compagnie wurde 1731 zurückgenommen, und im nächsten Jahre wanderten an 2800 Personen aus, die unter die geschicktesten und betriebsamsten Einwohner dieser damals noch reichen und blühenden Stadt gehört hatten.

Der Verfasser begab sich von Ostende nach *Brügge*. Der alte Kanal und seine Passagier-Boote können jetzt so ziemlich schon unter die Alterthümer Belgiens gerechnet werden. Die Anwendung des Dampfes als bewegende Kraft hat die Thätigkeit und den Wohlstand des Landes unglaublich gesteigert. Die von der Regierung gebauten und beaufsichtigten Eisenbahnen sind vortrefflich. Keine Unordnung findet Statt; Unfälle sind äusserst selten, die Preise um mehr denn die Hälfte niedriger als in England, und wenn man auch nicht so schnell fährt wie dort, so kann sich doch Niemand über Verzögerung beklagen. Der Weg von Ostende nach Brügge wird in einer halben Stunde zurückgelegt.

Das Land, durch welches die Eisenbahn zieht, ist, wie West-Flandern überhaupt längs der Küste, vollkommen flach und verhältnissmässig wild und unfruchtbar. Indessen sieht man einzelne Striche

Weideland von ziemlicher Grösse, welche, von den feuchten Seewinden befruchtet, treffliches Futter für zahlreiche Heerden junger Pferde, so wie für Schafe und Rinder darbieten. Das Trockenlegen feuchter Landstrecken scheint in Belgien noch nicht die gehörigen Fortschritte gemacht zu haben. Wenn von dem reichen und höchst cultivirten Boden dieses Königreichs die Rede ist, darf man wenigstens nicht an die wüsten Moor- und Torfstriche denken, die sich längs den südlichen Gränzen und rings um Verviers ausbreiten. Indessen ist dieser Mangel an Cultur mehr scheinbar als wirklich. Diese Moore lassen unstreitig keine vortheilhaftere Benutzung zu, als die gegenwärtige, und würden nur mit ungeheurem Aufwande zu jener Höhe künstlichen Anbaues gebracht werden können, welcher das an sich unfruchtbare Flandern zu einem vollkommenen Garten umgeschaffen hat.

In dem Masse, als man *Brügge* näher kommt, vermehren sich die Maierhöfe und Landhäuser. Die Bevölkerung wird dichter, die Leute sehen freundlicher aus, flämische Sprache, Kleidung und Sitte herrschen allmählich vor. Auch gleichen die Einwohner den Teutschen in ihrer ausserordentlichen Liebe zur *Musik*.

Was die Letztere betrifft, so ist es bekannt, dass sie in Flandern schon in frühen Jahrhunderten eine hohe Stufe von Vollkommenheit erreicht hatte.

Bereits im zehnten Jahrhundert erfand *Hukbald*, ein Mönch zu *St. Amand*, eine Art von Notenschrift und den mehrstimmigen Gesang. *Brügge* zählte um das Jahr 1348 verschiedene Musikschulen. Zahlreiche Gebäude und Strassennamen bezeugen noch jetzt die damalige Blüthe einer Kunst, welche erst später in Teutschland allgemeiner eingeführt wurde. *Johann der Karthäuser* (*Jean le Chartreux*) war einer der besten Theoretiker des vierzehnten Jahrhunderts. Eines seiner Werke ist im Brittischen Museum, ein anderes im Vatican. Sie sind um das Jahr 1380 geschrieben und enthalten die beste Geschichte der Musik im Mittelalter.

Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden unter berühmten Künstlern aller Art, die nach fremden Ländern, namentlich Frankreich, England, Teutschland und Italien berufen wurden oder freiwillig dahin gingen, auch die belgischen Musiker mit Ehren genannt. *Ockeghem* war der erste Kapellmeister König *Karls VII.* von Frankreich und bildete eine Menge berühmter Schüler. Er wurde 1440 zu *Bavay* im Hennegau geboren und seine Zeitgenossen sprachen mit der grössten Hochachtung von ihm. *Johann Tinctor* gründete eine Musikschule in *Neapel* und war Direktor der Kapelle des Königs *Ferdinand*. In der päpstlichen Kapelle zu Rom werden viele seiner Compositionen, besonders Messen, und auch ein theoretisches Werk über die Tonkunst aufbewahrt. Auch war *Tinctor*

der Verfasser des ersten bekannten musikalischen Wörterbuchs, welches im J. 1460 unter dem Titel *Definitorum Terminorum Musicae etc. etc.* erschien. Aus der Schule dieses grossen Meisters ging *Josquin des Prez* hervor, einer der grössten Tonkünstler seiner Zeit, vom Historiker Burney ein Riese, von andern Schriftstellern *Princeps Musicorum* genannt. Auf diesen folgte *Adrian Willaert* (1525 — 1560), den die Italiäner mit dem Beinamen *il divino* (der Göttliche) beehrten; er war der Vorsteher der St. Markus-Kapelle zu *Venedig* und der Stifter einer Schule daselbst, deren Zöglinge, worunter *Zarlino*, bis in die entferntesten Gegenden den Ruhm und die Werke ihres grossen flämischen Meisters verbreiteten. Auch *Roland* von *Lassus* und *Philipp* von *Mons* gründeten Schulen, die eine lange Reihe von Jahren geblüht haben. Ersterer wurde vom Kaiser *Maximilian II.* in den Adelstand erhoben. Im Jahre 1547 machte *Waelrant*, nach Einigen auch *Anselm* von *Flandern*, den Vorschlag, andere Sylben als die bisher gewöhnlichen *(ut, re, mi, fa, sol, la)* zur Bezeichnung der verschiedenen Stufen der Tonleiter anzuwenden. Auch war es ein Belgier, der lange nach *Guido* von *Arezzo* die siebente Note hinzufügte. Fünfzig Jahre später versuchte *Van de Putte* dasselbe in Italien. *Heinrich Dumont*, aus Lüttich, führte zuerst in Frankreich den Generalbass (oder bezifferten Grundbass) ein.

Gretry und *Gossec* waren gleichfalls Belgier, eben so *Mees*, zu *Brüssel* im Jahre 1760 geboren und zu *Warschau* 1820 gestorben, wo sein Tod allgemeine Theilnahme erregte. Berühmte Tonkünstler neuerer Zeit sind *Hamal*, von Lüttich, *Beriot*, *Vieuxtemps*, *Fetis* und *Prume*.

Bei der Ankunft an den Thoren von *Brügge* nahmen die Aufmerksamkeit des Reisenden die stattlichen Thürme der zahlreichen alten Kirchen, dieser Riesen des Mittelalters, in Anspruch. Der Glockenthurm der *Frauenkirche* (*Notre Dame de Bruges*) ist weit hinaus auf dem Meere sichtbar und dient den Schiffen, die nach Ostende segeln, als Richtpunkt. Flandern war im Mittelalter auch durch seine einheimischen Baumeister berühmt. Die prachtvollen Denkmähler aus jener Zeit versinnbilden den National-Charakter. Diese herrlichen Tempel, die reichen Stadthäuser, die himmelanstrebenden Thürme und die gewaltigen Säle aller Art waren die Verkörperung der beiden grossen Ideen, welche die Staatsgesellschaft beherrschten, *Religion* und *bürgerliche Ordnung*. Zwei der berühmtesten Abteien in Frankreich wurden unter der Leitung belgischer Geistlichen gebaut. *Stephen* von *Tournay* entwarf den Plan zu *St. Génévième* in Paris und *St. Dénis* war das Werk *Suger's* von *Saint-Omer*. Zu derselben Zeit war auch *Hucbald* von *Lüttich* durch ganz Europa sowohl um der Grossartigkeit seiner Ideen als um ihrer meisterhaften Ausführung willen be-

rühmt. Hallam sagt in seiner Geschichte des Mittelalters, dass die in England seit der Römerzeit verloren gegangene Kunst des Ziegelbaues durch einen flämischen Meister wieder ins Leben gerufen wurde. Auch gebührt Belgien das Verdienst, die Anwendung der Kamine allgemeiner verbreitet zu haben; wenigstens sind sie hauptsächlich von Flandern aus nach dem übrigen Europa gekommen.

Erasmus Quellyn gehörte nebst *Appelmans*, *Amelius* und *Ruysbroek* unter die grossen Künstler, die, wie Michel Angelo, zugleich Maler und Baumeister, auf die Dauer von Jahrhunderten europäische Berühmtheit erlangten. *François Romain* von *Gent* wurde von Ludwig XIV. eingeladen, die Leitung mehrer öffentlichen Bauwerke in Frankreich zu übernehmen. Die *Königliche Börse* (*Royal Exchange*) in London, jenes Prachtgebäude, welches die grosse Feuersbrunst im Jahre 1666 zerstörte, war nach dem Plane des berühmten *Paschen* von *Antwerpen* gebaut worden. *Peter von Wit*, ebenfalls ein Belgier, führte den kurfürstlichen Palast zu *München* auf, der unter die edelsten Gebäude Europas gehörte. Ueber die Baumeister Belgiens des achtzehnten Jahrhunderts belehrt am besten das treffliche Werk des Grafen von *Becdelièvre*, der vorzüglich bei *de Wez*, dem grossen Wiederhersteller der Kunst in Belgien und Frankreich, nachdem diese beträchtlich in Verfall gerathen war, verweilt. Auf diese Weise war Flandern nicht

nur wie Italien die Wiege der Künste, sondern auch die Wiederbeleberinn derselben, während jedoch die Herrscher und die Grossen des Landes, die Herzoge von Burgund und Brabant etc. etc., nicht immer, wie die Fürsten anderer Länder, die Künstler durch Grossmuth und Freigebigkeit aufmunterten und unterstützten. Die grossen Prachtgebäude der Stadt *Brügge* verdanken ihre Entstehung dem Reichthume und dem Patriotismus der Bürger und Kaufleute.

Die erwähnte Kathedrale zu *Unserer Lieben Frauen* ging aus einer kleinen Kapelle hervor, die der heil. Bonifacius im J. 745 gebaut und der Jungfrau Maria geweiht hatte. Die Länge der Kirche ist 300 (engl.) Fuss, und in Breite und Höhe dieser Länge angemessen. Das Schiff mit seinen vier Seitenflügeln und der Kuppel verleiht dem Ganzen ein eben so malerisches als grossartiges Ansehen. Eine Hauptzierde und Merkwürdigkeit des Innern ist das berühmte Marmor-Standbild der heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde, welches allgemein für ein Werk des *Michel Angelo* gehalten wird. Dieses Kunstwerk war ursprünglich für *Genua* bestimmt, aber das Schiff, welches es dorthin bringen sollte, wurde von einem holländischen Kaper genommen und nach *Amsterdam* gebracht. Hier sah es ein reicher Kaufmann aus *Brügge*, kaufte es und schenkte es bei seiner Rückkunft der Frauenkirche. Der grosse Kunstkenner

Horace Walpole hat vergebens 30000 Gulden dafür geboten. Indessen ist die Echtheit des Standbildes, als einer Arbeit Michel Angelo's, von einigen Kunstkennern bestritten worden, namentlich von *Beaucourt*, welcher zu beweisen sucht, dass *Pierre de Mouscron*, der Erbauer des Altars, auf dem es prangt, auch das Standbild gearbeitet habe.

Von diesem Altare begiebt man sich zu dem prachtvollen Grabmahle des letzten Herzogs von Burgund, *Karls des Kühnen*, und seiner Tochter *Maria*, Gemahlinn Kaiser *Maximilians I.* Das schöne Gemälde, die Anbetung der heil. drei Könige, ist von *Gerhard Segers*, einem Eingebornen von Brügge, und gehört unter seine trefflichsten Arbeiten. Andere kostbare Altarblätter in der Nähe dieses Bildes sind von *Memling* (gewöhnlich, aber unrichtig, *Hemlink* geschrieben), *Van Oost*, *Van den Berghe* und *Bernaerks*.

Die *Lanchals-Kapelle* ist zum Andenken jenes Freundes des Prinzen Maximilian erbaut worden, welcher aus Ergebenheit und Liebe für diesen Prinzen im Jahre 1488 ein Opfer der Volkswuth wurde und auf dem Blutgerüste starb. *Napoleon* bestimmte, als er 1810 hier war, 10000 Franken zur Verschönerung dieser Kapelle. Die vierte und fünfte Kapelle enthalten keine Malereien; die einzige Sehenswürdigkeit sind hier die herrlichen eisernen Gitter, welche den Chor einschliessen. Sie tragen die Jahrzahl 1699 und den Namen des

Künstlers *Ryckham* von Ostende. In der sechsten Kapelle ist eine Marmor-Bildsäule der Mutter Gottes mit dem Kinde, eine leidliche Nachahmung des oben erwähnten Kunstwerks von Michel Angelo. Zur Rechten ist ein Gemälde auf Holz von *Claessens*. Man sieht auf einem Berge ein dichtes Gedränge von Bischöfen, und mitten darunter einen mit der Tiara gekrönten Papst, welcher beschäftigt ist, auf dem, den Boden bedeckenden Schnee den Plan zu einer Kirche zu zeichnen. Es ist diess die wirkliche Geschichte der Stiftung der Kirche zur *Santa Maria Maggiore* in Rom.

Auf derselben Seite ist die berühmte Kanzel von *Gruythuyse*, aus dem XV. Jahrhunderte, in gothischem Styl aus einem einzigen Eichenblock gearbeitet, der vom Rheine hieher gebracht wurde. Am Fusse der Kanzel prangt das reichverzierte Wappen der Gruythuysen, mit der Kette des Goldnen Vliesses und zwei Einhörnern als Schildträger. Der ebenfalls eingegrabene Wahlspruch dieses Hauses lautete in altflämischer Sprache: *Meer is in u* (es ist noch mehr in euch). Das Oratorium, welches *Ludwig* von *Brügge*, Herr von *Gruythuyse*, errichten liess, hat die Jahrzahl 1472. Andere Kunstwerke dieser, so wie der achten und neunten Kapelle, sind Gemälde von *Pourbus*, *Kerkhove*, *Quellyn*, *Vroeyelinck*, *Geeraerts*, *Martin de Vos*, *Gaeremyn*, *Nollet* u. A. Das ausgezeichnetste Bild aber ist die heil. Jungfrau von *Gasper de Crayer*, über

dem grossen Haupteingange. Der schöne Kopf der Heiligen wurde 1662 gemalt, als der Künstler schon achtzig Jahre alt war. Zu Antwerpen im J. 1582 geboren, wurde Gasper de Crayer ein Schüler von *Raphael Coxcie* zu Brüssel und übertraf bald seinen Meister. Aber auch nie war das Glück einem Künstler so gewogen als diesem. Rubens selbst reiste eigens, um seine Bekanntschaft zu machen, nach Antwerpen. Sein Freund *Vandyke* malte sein Bildniss, und seine fast zahllosen Werke wurden von Kennern aller Orten gesucht, bis er seinen Platz unter den ersten Männern seiner Zeit eingenommen hatte. Allerdings besass er weniger Feuer und Kraft als Rubens, aber sein Styl ist keuscher und seine Zeichnung correcter. Er ist mehr als jeder andere Künstler im Stande, einen Vergleich mit Vandyke auszuhalten. Oft ist es sogar schwer, zwischen Beiden zu unterscheiden. Beide waren Zeitgenossen und innige Freunde; Beide brachten die Schule von Rubens zu grösserer Vollkommenheit.

Am Eingange des Chors bemerkt man den höchst kunstreich aus einem einzigen Holzblock gearbeiteten Predigtstuhl, *la chaire de vérité* genannt. Die Religion erscheint sitzend auf einer Erdkugel, mit einer aufgeschlagenen Bibel auf den Knieen. Vor ihr kniet ein Engel, welcher zu ihr betet. Aeusserlich sind drei Gegenstände in drei verschiedenen viereckigen Feldern in erhabener Arbeit dargestellt: der Erlöser auf dem Berge, zu

dem Volke predigend; rechts die Samariterinn vor dem Brunnen stehend, an welchem Christus sitzt, und links die Verklärung Christi. Dieses wunderherrliche Holzbild ist von *Clauwaert*, welcher es im J. 1739 ausführte.

Brügge, dieses westflandrische Florenz, erscheint uns jetzt allerdings in einem andern Lichte als in jenen frühern Jahrhunderten, wo es, der Mittelpunkt der Künste und des Handels, mit seinen fürstlichgrossen Kaufleuten einen Platz unter den ersten Städten der Welt einnahm. Gegenwärtig ist der Glanz seiner Vergangenheit sowohl bei den Einwohnern als bei Fremden ziemlich in Vergessenheit gerathen. Gleichwohl würden die Jahrbücher dieser merkwürdigen Stadt Stoff zu ganzen dicken Bänden liefern, deren Inhalt nicht bloss »*pour servir à l'histoire*«, sondern auch um seiner selbst willen höchst anziehend seyn würde, da er bei allem Zauber des Romanhaften zugleich die Vorzüge des Wirklichen besitzt, welches nach dem Ausspruche Lord Byrons unendlich mehr Reiz hat als die schönste Dichtung. Indessen verdient auch der gegenwärtige Zustand Brügges nicht die harten Urtheile, welche von so vielen Fremden und Reisebeschreibern darüber ausgesprochen worden sind.

Kaum mehr als 6 (engl.) Meilen vom Meere, 12 von Ostende, 27 von Gent, und 60 von Brüssel gelegen, besitzt *Brügge* beträchtliche Vor-

züge in der neuen Eisenbahn, dem grossen, auch für Seeschiffe zugänglichen Kanal, einer noch immer im Zunehmen begriffenen Bevölkerung von 45000 Seelen, sieben Hauptthoren, 200 Strassen und 50 Brücken. Es ist der Sitz einer Provinzial-Regierung, eines Bischofs und des Erzbischofs von Mecheln, eines Assisenhofes und eines Handels-Tribunals. Die königliche Akademie, welche von der Regierung unterhalten wird, besteht aus einer Schule der Malerei, der Bildhauerkunst und der Baukunst, und hat mehre ausgezeichnete Schüler geliefert. Der im J. 1722 erneuerte Justizpalast, an der östlichen Seite der Stadt, hiess ehemals *Palais du Franc de Bruges* (Palast der Brügger Freiheit). Die Aussenseite hat jetzt nichts besonders Merkwürdiges, erscheint aber in dem Werke von *Sanderus*, welches eine vollständige Ansicht des alten Gebäudes giebt, ganz anders. Das Innere verdient das Studium des Alterthumsforschers. In dem Zimmer, wo sich die Richter versammeln, ehe sie sich in die Sitzung begeben, sieht man eine treffliche Abbildung der Stadt, wie sie zur Zeit *Karls V.* dem Auge erschien.

Die erste geschichtliche Erwähnung von Brügge geschieht in der Lebensbeschreibung des *heil. Eloi*, von St. Quen, im J. 678. Im zehnten Jahrhundert werden nicht weniger als sechs Dörfer in der nächsten Umgebung von der Stadt aufgezählt, die, wie so viele andere Städte, ihren Ursprung einer festen

Ritterburg verdankte. »Flandern« — sagt der Chronist *Wastelain* — »bestand im VII. Jahrhunderte aus nichts weiter als aus der Stadt Brügge und deren Gebiete.« Aus der alten Ueberlieferung bei *Gramaye* erfährt man, dass die Stadt ihren Namen von der *Brugstock* genannten Brücke empfing, auf welcher sich die Einwohner zu den Jahrmärkten von *Thorout* und *Rodenburg* begaben. Der *heil. Eloi*, welcher die erste Kirche, zum heil. Erlöser, gründete, predigte auf seinem Wege nach Teutschland den Bewohnern von Brügge das Evangelium. *Karl der Grosse* brachte eine Colonie Sachsen hieher, welche das Land an der Küste anbauen sollten, und nach der Chronik *St. Bevons* kam *Balduin*, »der Eiserne Arm«, im J. 865, um seinen Wohnsitz auf dem herrschaftlichen Gebiete »*de Bruges et de France*« aufzuschlagen. Indem er eine Tochter Karls des Kahlen heurathete, wurde er allmählich Herr von *Flandern*, mit dem Titel eines erblichen *souveränen Grafen*, bis der streitende Arm der Kirche, der noch stärker war als der eiserne des kriegerischen Fürsten, seinen Umgriffen eine Schranke setzte.

Erst als Karl der Einfältige *Neustria* (die spätere *Normandie* und die *Bretagne*) an den Häuptling *Rollon* im J. 912 abgetreten hatte, wurde Flandern von den verheerenden Angriffen auswärtiger Feinde befreit. Balduin der Kahle baute die zerstörten Städte wieder auf, umgab *Brügge* mit

Mauern und Thoren, und errichtete die Burg. Im X. Jahrhunderte wurden die ersten jährlichen Märkte gehalten, den Bürgern verschiedene Privilegien ertheilt, und besonders der Handel erhielt zahlreiche Begünstigungen unter einer Reihe einheimischer Fürsten, bis zum Jahre 1113, wo namentlich *Balduin mit dem Beile* (à la Hache) Gerichtshöfe gründete, die Rechte der Bürgerschaft genau festsetzte und dem Staate auch bei auswärtigen Völkern Achtung verschaffte. Als einen Beweis dafür erzählt *Galbert* in seinem Leben *Karls des Guten*, dass selbst die Drohungen dieses Monarchen verachtet wurden, als er die Bürger von Brügge ihrer Privilegien berauben wollte. Schon um die Mitte des XI. Jahrhunderts war Brügge eine bedeutende Handelsstadt. Die Magistratspersonen wurden von den Bürgern aus ihrer Mitte gewählt. Im XIII. Jahrhunderte wurde die *Halle* (das grosse Marktgebäude) zum Gebrauche für einheimische und fremde Kaufleute errichtet. Der Thurm dieses Gebäudes war von Holz und brannte schon im J. 1280 grösstentheils ab, bei welcher Gelegenheit auch die Urkunden und Privilegien der Stadt zerstört wurden. Diess verleitete den Grafen *Guido von Dampierre* zu einem Versuche, die Freiheiten der Bürger zu beschränken, der aber einen heftigen Aufstand zur Folge hatte, in welchem Letztere den Sieg davon trugen.

Im J. 1291 wurde die Halle von Backsteinen

neu aufgebaut, und die Stadt nahm von dieser Zeit fortwährend an Wohlstand und Reichthum zu. England bewilligte ihr das Recht des freien Handels mit Wolle und andern Artikeln durch das ganze Königreich. *Philipp der Schöne* liess kein Mittel unversucht, sich bei den Brüggern beliebt zu machen. Er erklärte Guido von Dampierre den Krieg und sicherte, mit der Aussicht sich zum Gebieter von Flandern zu machen, den Einwohnern der Stadt alle Privilegien zu, welche 1280 in den Flammen aufgegangen waren. Es war bei Gelegenheit des nachfolgenden Friedensschlusses, wo die Gemahlinn König Philipps, die ihn nach Brügge begleitet hatte und sich von den vornehmsten, reich geschmückten Frauen der Stadt bewillkommt sah, die berühmte Bemerkung machte: »sie habe geglaubt, dass sie die einzige hier anwesende Königinn sei, finde aber, dass die Stadt deren an hundert zähle.«

Am Anfange des XIV. Jahrhunderts bildete sich zu Brügge die erste Assekuranz-Gesellschaft, zur Versicherung sowohl von Schiffen gegen Feuer und Schiffbruch als auch von Waaren, die zu Lande verführt wurden. Der Umfang der Stadt wurde beträchtlich erweitert. Das jetzt unter dem Namen *Minne Water* bekannte Werk, so wie ein Theil des Genter Kanals, entstand schon in den ersten Jahren desselben Jahrhunderts. Im Jahre 1364 wurden zwei prachtvolle Flügel an die Halle

gebaut und das Gebäude erhielt schon damals seine heutige Gestalt, mit Ausnahme der Altenburg (*Vieuxbourg*), die erst später hinzukam. Es wurde die allgemeine Niederlage für alle Arten von Waaren. Die verschiedenen Handels-Corporationen zählten damals an 50000 Personen, bildeten aber doch nur ein Viertel der Bevölkerung. Selbst in den Tagen des Verfalls hatte Brügge, nach *Guicciardini*, noch immer 68 verschiedene Handels- und Gewerbs-Gesellschaften. Das Zuströmen von Fremden war unermesslich. Es gab nicht weniger als 17 Consular-Sitze in der Stadt, ungerechnet die Abgesandten und Fürsten fremder Länder. Die Massen freier Bürger, Gewerbsleute und Arbeiter, welche sich auf das Zeichen der Sturmglocke vom Thurme der grossen Hauptkirche versammeln konnten, machten den Beherrschern von Flandern mehrmals so bange, dass sie nach mehr als Einem Vorwande suchten, die Kaufherren, die es ihnen nicht nur in Beförderung der Künste und Wissenschaften, sondern auch an Reichthum und äusserm Glanz zuvorthaten, einigermassen zu demüthigen. *Brügge* war wirklich damals die erste Handelsstadt Europas, der Mittelpunkt namentlich für den grossen Küstenhandel Italiens, des Hanseatischen Bundes und des Baltischen Meeres. Bei einem Wettkampf von Bogenschützen, welcher 1393 zu *Tournay* gehalten wurde und wo 387 Schützen aus 48 verschiedenen Städten versammelt waren, trugen die aus *Brügge*

die höchsten Preise davon; ein Beweis, in welcher Achtung auch die Kriegskunst zu jener Zeit in Belgien stand. Für den Reichthum der Bürger sprachen unter Anderm die ungeheuern Geldsummen, mit welchen nicht selten bedeutende Männer, die in Kriegsgefangenschaft gerathen waren, losgekauft wurden, so wie die öffentlichen Festlichkeiten, die an Glanz und Pracht Alles übertrafen, was in dieser Art in den grössten Hauptstädten Europas gesehen werden konnte. Als *Philipp der Gute*, Herzog von Burgund, sich im Jahre 1429 mit *Isabellen* von *Portugall* vermählte, bestimmte er *Brügge* zum Schauplatze der Hochzeitsfeierlichkeiten. Auch wurde damals der berühmte *Orden des Goldenen Vliesses* gestiftet.

Die Markthalle brannte im Jahre 1493 durch einen Blitzstrahl ab. Ein zweiter Brand zerstörte sie 1741. Der letzte Ueberbau geschah 1822, wo die Spitze des gothischen Thurmes mit der achteckigen Krone geschmückt und die obere Balustrade, wie sie noch jetzt zu sehen, erneuert wurde. Das Ganze macht einen sehr malerischen Eindruck. Von den vier Flügeln, die den zum Leinwandmarkt bestimmten Hof umschliessen, enthalten zwei die Fleischbänke, der dritte die Kanzleien der Municipalität und die Hauptwache. Rings um den Hof läuft eine geräumige Säulen-Gallerie, wo im Monat Mai die grosse Hauptmesse gehalten wird. Der Thurm enthält ein grosses Glockenspiel von

47 Glocken, deren Hämmer mittelst einer ungeheuern Metallwalze jede Viertelstunde in Bewegung gesetzt werden. Die Aussicht von der obern Platform des Thurms über eine weite Küstenstrecke, und blühende Städte und Dörfer im Innern des Landes ist, besonders an einem heitern Tage, eben so prachtvoll als malerisch. Die *Tuchhalle* ist ein Gebäude aus neuerer Zeit, welches die östliche Seite des *Grossen Platzes* (*Grande Place*) einnimmt. Es hat in der Bauart zum Theil viel Aehnliches mit den Tuilerien zu Paris, und wurde im J. 1789 an der Stelle der alten Tuchhalle oder der s. g. *Wasserhalle* (*Water Halle*) errichtet. Letztere war über dem Kanal erbaut, so dass die Kauffahrteischiffe unter grosse gewölbte Gallerien gebracht und hier gleich ausgeladen werden, oder auch ihre Ladung einnehmen konnten. Der Tuchhalle gegenüber sieht man die Reste jener schönen gothischen Gebäude, die in alter Zeit unter die vornehmsten Zierden des Grossen Platzes gehörten. Nur durch eine kleine Strasse von der *Kraenenburg* getrennt, war das s. g. *Ziegelhaus* (*la Maison en Vriques*), welches einen Theil jener Gebäude ausmachte, bis zu seinem spätern Verfall höchst wahrscheinlich der Versammlungsplatz der fürstlichen Personen zur Zeit der grossen Feste und Spiele. Diese merkwürdige Reliquie ist zum Glück in so gutem Stande erhalten worden, dass man sich jetzt noch

eine Vorstellung von dem grossartigen Baustyl jener prachtliebenden Zeit machen kann.

Das *Stadthaus* (*Hôtel de Ville*) wurde 1377 an der Stelle des ehemaligen *Schöppenhauses* (*Schepenhuys*) gebaut, welches schon *Balduin der Eisenarm* (*Bras de fer*) im J. 865 gegründet hatte. Es ist ein schönes gothisches Gebäude mit sechs Thürmen, von welchen ehemals zwei auf ihren obersten Plattformen vergoldete Metallkronen trugen. Die Vorderseite hat sechs grosse Fenster und zahlreiche Nischen, welche ehemals Bildsäulen theils von Heiligen, theils von Grafen und Gräfinnen von Flandern enthielten. In dem grossen Saale, welcher sein Licht durch vier von jenen Fenstern empfängt, befindet sich die *öffentliche Bibliothek*, aus 7932 Bänden bestehend, worunter auch einige Handschriften von ausserordentlicher Seltenheit und grossem Werthe. Die Mitte des Deckengewölbes enthält Malereien aus dem Neuen Testamente. Von dem mit einem kunstreichen Gitter eingefassten Balcon wurden ehemals die bürgerlichen Gesetze und die Verordnungen des Magistrats dem Volke bekannt gemacht. Hie und da sieht man ein gutes Gemälde, von *Claeyssens* und *Achtschelling*, und ein oder zwei Copien von *Teniers* und *Vandyke*. Auch sind einige Porträts hier, z. B. die Kaiserinn *Maria Theresia*, von de Visch, *Napoleon Bonaparte*, als erster Consul, von de Vien, ein *heiliger Martin*, von Van Oost dem Vater, etc.

Unter die Merkwürdigkeiten Brügge's gehört auch das *Hospital der* s. g. *Beguinen*, frommer Frauen, welche sich hier der Pflege armer Kranken widmen und sonst in ihren Reihen Damen vom höchsten Range zählten. Im Jahre 1275 stiftete ein Canonicus zu *Tournay*, Namens *Arnold* (*Arnoud*), ein Hospital zu *Maldeghem*, trug aber später die Stiftung nach *Brügge* über, unter der Bedingung, dass die Kranken aus Maldeghem hier aufgenommen werden sollten. Im J. 1397 bildete sich bei diesem Hospital eine religiöse Gesellschaft von Brüdern und Schwestern nach der Regel des heil. Augustin. Gegenwärtig besteht nur noch eine Schwesterngesellschaft. Die geschicktesten Aerzte der Stadt leisten auf Verlangen Aushilfe. Das Hospital ist, nebst der Kirche zum *heil. Johann von Gott*, reich an Copien trefflicher Gemälde von *Rubens*, *Vandyke* etc., besonders aber ausgezeichnet durch zwei Meisterstücke von *Memling*, die *heil. Ursula* mit den 11000 *Jungfrauen* und die *Mutter Gottes* als Himmelskönigin auf dem Throne, mit dem Jesuskinde, welche der *heil. Katharina* einen Ring an den Finger steckt.

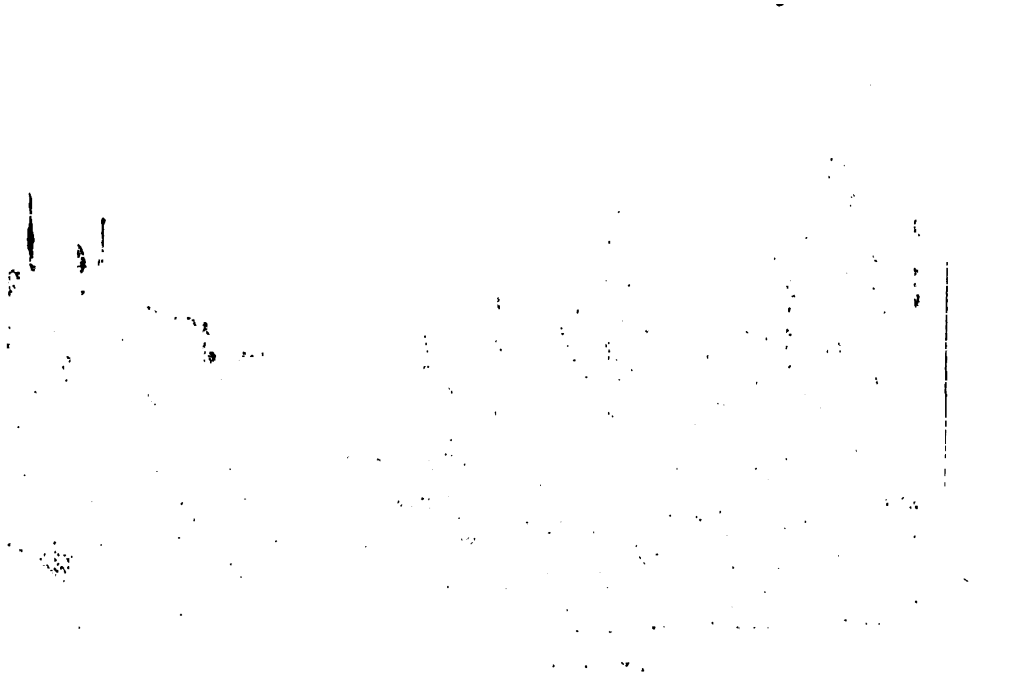
Eine angenehme und unterhaltende Eisenbahnfahrt, von wenig mehr als einer Stunde, durch dieselben hochcultivirten, aber stärker hochbewaldeten und mehr Abwechslung darbietenden Landstrecken, führt den Reisenden von *Brügge* nach *Gent*. Wenn

Ackerbau die einzige Grundlage der Volkswohlfahrt wäre, so verdienten die Flamländer ein wohlhabendes Volk genannt zu werden; aber es fehlt ihnen an Handel, an Häfen und Colonial-Märkten. Obschon die Landwirthschaft eine treffliche Grundlage ist, so muss doch der Handel das eigentliche Gebäude aufführen, worin es sich behaglich wohnen lässt. Die Belgier wissen aus eigener Erfahrung und der Geschichte überhaupt recht gut, dass ein Handel treibendes Volk nicht allein für sich selbst reich ist, sondern auch anderwärts Wohlstand hervorbringt und dadurch Civilisation unter den Bewohnern des Erdbodens verbreitet.

Der erste Anblick der alten verfallnen Wälle von *Gent*, der finstern und engen Strassen, der hohen Gartenmauern und der spitzgiebeligen Häuser der Stadt hat etwas Abstossendes und Düsteres für den Fremden, bis dieser mit der Grösse und Schönheit der neuern Gebäude und den trefflichen Anstalten, welche eben so sehr dem Unternehmungsgeist als dem Geschmack der Einwohner Ehre machen, genauer bekannt wird. Flüsse, Kanäle und Brücken, Laubengänge, öffentliche Gebäude und Schauspiel-Häuser, Kirchen, Glocken- und andere Thürme, Heiligen-Kapellen, Hôtels und Seminarien begegnen überall dem Blicke, je weiter man vorwärts geht, und zeugen in sehr günstiger Weise für die Betriebsamkeit, den Geschmack und die Sitten des Volkes, während die vielen alt-

gothischen Gebäude, die gewaltigen Denkmähler und Ueberreste der Kunst für den Reichthum und die Macht der frühern Jahrhunderte sprechen. Es ist dieser gemischte Charakter, welcher der Stadt jene stille Majestät der Abgeschiedenheit verleiht, die an Venedig erinnert; sie besteht in gleicher Weise aus zahlreichen Inseln, welche durch die Vereinigung verschiedener Flüsse, der *Schelde*, der *Lys*, der *Liere* und der *Moere* (Mure), gebildet werden und durch eine Reihe von Brücken mit einander verbunden sind. Durch dieses Alles entstehen für das Auge des Malers eine Menge anziehender Gegenstände. Die dunkeln Wasserspiegel, die vorspringenden Balcons, die Schatten werfenden steinernen Mauern, die reichen architektonischen Verzierungen, die alten Gebäude längs dem grossen Kanal, die verfallenen Bogenhallen, die unter irgend einer mit Epheu bewachsenen Ruine vor Anker liegenden Boote sind eben so malerisch für das Auge als Betrachtungen erweckend für den Geist des Beschauers.

Der *Neuzen-Kanal* war ursprünglich nur der Abfluss der Gewässer von Ost-Flandern und Holland, um die Ueberschwemmung der benachbarten Gegenden zu verhindern. Der Staat Flandern und die Regentschaft von Gent erweiterten ihn, mit Bewilligung der Landesregierung, bis zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung, so dass er einen ansehnlichen Seehafen bildet. *Napoleon* hatte das



Verlag von J. B. Talve in Freib.

[illegible] gewaltig [illegible] Denkmähl [illegible] Kunst [illegible] Jahrhunderte [illegible] Stadt [illegible] verleiht [illegible] in gleicher [illegible] durch die [illegible] der *Schelde* der [illegible] von Brücken mit [illegible] Durch dieses Alles ent- [illegible] eine Menge [illegible] Die durch Wasserspiegel, [illegible] Balcons [illegible] Schatten werfen- [illegible] architektoni- [illegible] längs dem [illegible] Bogenhallen, die [illegible] bewachsenen Ruine [illegible] sind eben so malerisch [illegible] erweckend für den [illegible]

[illegible] nur [illegible] Flandern und [illegible] der benach- [illegible] Der Staat Flan- [illegible] von Gent erweiterten [illegible] bis zu [illegible] dass er einen [illegible] hatte [illegible]

DER GROSSE KANAL IN GENT.

Verlag von J G Calve in Prag

Verdienst, die erste Idee dazu gefasst zu haben; doch war sein Zweck ein rein militärischer. — Durch unglaubliche Thätigkeit und Anstrengung wurde das Werk in zwei Jahren vollendet. Es kostete der Stadt eine Million Franken. Der Kanal erstreckt sich jetzt vom Sarer Thore bis zu dem von Antwerpen, mündet in die westliche Schelde, und reicht mit zunehmender Grösse bis an den Fluthdamm bei *Neuzen*, so dass die Schiffe, nach ihrem Ausladen in Gent, mit Leichtigkeit die Schelde wieder hinauffahren und ihren Weg bis Antwerpen fortsetzen können.

Die Eröffnung des Grossen Kanals geschah am 15. Dezember 1828, und seit dieser Zeit sind Schiffe aller Nationen in den geräumigen Hafen eingelaufen. Der Zweck, für welchen der Kanal gebaut war, ist auf diese Weise in grosser Ausdehnung erreicht worden, und einige fernere Arbeiten, die nahezu vollendet sind, werden seinen Nutzen sowohl für den Ackerbau als für den Handel bedeutend vergrössern. Zum Andenken an dieses grosse öffentliche Werk ist von *Braemt*, einem höchst verdienstvollen Künstler, eine Medaille geprägt worden. Der Kanal hat drei vortreffliche Kais mit zahlreichen Magazinen, ausser den unter dem Namen des »Entrepot« bekannten ältern Gebäuden, die schon im J. 1779 auf Kosten der Provinz errichtet worden sind. Die grosse Kaiserinn *Maria Theresia*, von dem Wunsche beseelt, den flämischen Handel zu

beleben, wollte dadurch eine unmittelbare Verbindung zwischen Gent und dem Meere über Ostende bewerkstelligen.

Gent hat gegenwärtig eine Bevölkerung von beinahe 82000 Seelen. Die Provinz Ost-Flandern, deren Hauptstadt es ist, wird in sechs Bezirke eingetheilt und zählt nicht weniger als 11 Städte und 282 Flecken und Dörfer. Der Wirkungskreis des Gouverneurs erstreckt sich über alle Zweige der Provinzial-Verwaltung. Er beruft die Stände, welche zehn Deputirte in die zweite Kammer senden, ordnet die Gerichtsversammlungen an, welche alle drei Monate ihre Sitzungen halten, und hat die Oberaufsicht über die Staats-Einkünfte, welche zu mehr als einer Million Franken berechnet werden. Die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung ist dem Polizei-Director anvertraut, welcher zugleich mit Hilfe von fünf Commissären und achtzehn Agenten die Geschäfte eines s. g. Flussverwalters (*River Bailli*) besorgt. In den letzten Jahren hat der Magistrat der Stadt auch ein eignes Feuerlösch-Corps errichtet, welches für eine an prachtvollen Gebäuden, wichtigen Manufakturen aller Art und kostbaren Kunstschätzen so reiche Stadt wie Gent schon längst ein Bedürfniss war.

Die ersten Sehenswürdigkeiten, die der Reisende gleich nach seiner Ankunft zu Gent in Augenschein nimmt, sind das *Stadthaus* und die Kathedrale zu *St. Bevon*, welche beide durch ihr Ge-

mälde von *Van Eyck* und *Rubens* wichtig sind, ob sie gleich nur als einzelne Punkte in der prachtvollen Gesammtheit der öffentlichen Gebäude und besonders der Kirchen erscheinen. Der Eindruck wird erhöht durch den tiefen Ton der die Stunden schlagenden Glocken, auf welche regelmässig ein Glockenspiel folgt, welches eine alte geistliche oder weltliche Volksmelodie anstimmt. Die grosse Glocke auf dem alten Stadtthurme, dem höchsten in ganz Flandern, war seit dem zwölften Jahrhunderte die Sturmglocke, deren Schall das gesammte Volk zusammenrief, wenn es seine Unabhängigkeit in Gefahr glaubte.

Die Kathedrale ist eines der glänzendsten Gebäude dieser Art in der ganzen Christenheit. Sie wurde im J. 941 durch *Transmarus*, Bischof von Tournay, geweiht. Ursprünglich dem *heil. Johann* (*dem Täufer*) gewidmet, erhielt sie den Namen *St. Bevon* erst um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, als Kaiser *Karl V.* an der Stelle der alten Abtey von St. Bevon eine Citadelle zu bauen beschloss und das Collegiatstift zur Kirche übertrug, welche nun 1559 zur Würde einer Kathedrale erhoben wurde. Von *Jansenius*, dem ersten Bischofe an dieser Kirche, 1568, bis auf *Vandevelde*, ehemaligem Dechant zu Lierre, der 1829 dieses Amt erhielt, zählte Gent nicht weniger als zwanzig Bischöfe, welche durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Freigebigkeit ausgezeichnet waren.

Von der obersten Plattform des zierlichen, 272 Fuss hohen Thurmes übersieht man die umliegende Gegend bis auf eine Entfernung von 15 Wegstunden. Das vormalige herrliche Glockenspiel soll in den Revolutions-Kriegen von den Franzosen geraubt worden seyn. Es bestand aus einer Menge Glocken in ganzen und halben Tönen, so rein und vollständig, wie die Tasten eines Pianoforte. *Schippon,* aus Loewen, der grosse Meister in Verfertigung dieser Kunstwerke, erhielt eine bedeutende Summe Geldes für eine sehr schwierige Melodie des Glockenspiels, welche *Kinner* ursprünglich für die Violine gesetzt hatte.

Ueber dem Haupteingange der Kirche sieht man die von *G. Huge* gearbeitete steinerne Bildsäule des *heil. Bevon* in seiner herzoglichen Kleidung, mit einem Falken auf der Hand. Es wurden hier zwei Capitel des Ordens vom Goldnen Vliess gehalten, das erste im J. 1445, bei welchem *Philipp der Gute* den Vorsitz hatte, das zweite 1559, wo *Philipp II.*, König von Spanien, das Präsidium führte. Die Bauart der Kirche ist ein schönes Muster des ältern gothischen Styls; vorzüglich gewährt das mittlere Schiff einen majestätischen Anblick. Denjenigen Theil der Vorderseite, welcher im Jahre 1533 überbaut wurde, verdankt die Stadt der Grossmuth ihres ehemaligen Beherrschers, Kaiser Karls V., der hier am 25. Febr. 1500 geboren wurde. In der ersten Kapelle rechts befindet sich

ein schönes Gemälde von *G. von Crayer*, die Enthauptung des heil. Johannes des Täufers. Die zweite, der heil. Coletta geweihte Kapelle enthält ein Gemälde von *Paelinck*, welches die Heilige darstellt, wie sie aus den Händen des Magistrats die Schenkung eines ansehnlichen Stück Landes zur Gründung eines Klosters empfängt, welches ihr ein Edelmann als Huldigung ihrer Tugend aus freiem Antriebe verehrt. Die dritte Kapelle ist dem heil. Johann gewidmet und durch ein Altarblatt von *Cauwer*, die Taufe des Heilandes, ausgezeichnet. Die vierte oder St. Laurenz-Kapelle schmückt der bewundernswerthe *St. Sebastian* von *Van Hanselaere*, einem Genter, der fünfzehn Jahre in Italien zubrachte und unter die ersten Maler der heutigen flämischen Schule gehört. Die dem heiligen Sacrament gewidmete fünfte Kapelle lässt, durch eine von *Fallot de Beaumont* vorgenommene glückliche Veränderung, das Licht auf eine so überraschende und angenehme Art auf das Tabernakel fallen, dass es eine ganz neue und eigenthümliche Wirkung hervorbringt. Die sechste Kapelle enthält ein schönes Bild von *Pourbus*, welches ehemals die Franzosen mitnahmen, aber 1815 zurückstellten, den Heiland unter den Schriftgelehrten; fast alle Figuren sind Porträts von Männern aus der Regierungsperiode *Philipps II.*; auch der Maler selbst befindet sich darunter. In der siebenten bis zehnten sind minder ausgezeichnete

Gemälde; aber die eilfte oder die s. g. *Lamm-Kapelle* (*de l'Agneau*) enthält das berühmte Bild des »Unbefleckten Gotteslammes« von *Hubert* und *Johann Van Eyck*, eines der prachtvollsten Kunstwerke der alten flämischen Schule. Es wurde zu Gent in Huberts Hause gemalt, und hat noch jetzt, ungeachtet seines vierhundertjährigen Alters, alle ursprüngliche Frische. Engel von überirdischer Schönheit umschweben das Lamm, vor dem alle Heiligen des Alten und Neuen Testaments in anbetender Stellung und in vier deutlich geschiedene Gruppen vertheilt, liegen. In der Tiefe des Hintergrunds sieht man am Horizont die Stadt Jerusalem, u. s. w. Auch dieses herrliche Bild und noch drei andere derselben Kapelle waren ehemals nach Paris gewandert, und erst 1815 erhielt sie die Stadt zurück. Sechs andere Gemälde der Brüder *Hubert* und *Johann Van Eyck*, die ebenfalls seit Jahrhunderten durch ganz Europa berühmt waren, haben die Kirchenvorsteher im J. 1816 an einen Herrn *Van Nieuwenhuyse*, in Brüssel, für die geringe Summe von 6000 Franken verkauft. Dieser veräusserte sie 1818 nebst noch andern Bildern, zusammen für 100000 Franken an den Engländer *Solly*, und endlich kamen sie für die Summe von 400000 Franken in den Besitz des Königs von *Preussen*, und sind jetzt eine Hauptzierde des königlichen Cabinets in Berlin.

Mit Uebergehung mehrer minder wichtigen

Gegenstände folgen wir dem Verfasser in die zwanzigste Kapelle. Diese enthält den Taufbrunnen, an welchem *Karl V.* 1500 in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurde. In der Mitte des grossen Schiffes sieht man zur Rechten den schönen, von *Delvaux*, einem Genter, gearbeiteten Predigtstuhl. Er besteht theils aus weissem Marmor, theils aus Eichenholz. Der »Baum des Lebens« stützt die Kanzel und am Fusse desselben sitzt die *Zeit* in der Gestalt eines Greises. Die Augen sind mit einem dichten Schleier bedeckt, welchen er emporhebt, um die *Wahrheit* zu betrachten, die sich unter dem Bilde eines schönen Weibes mit einem aufgeschlagenen Buche darstellt, auf welchem man die Worte liest: *Surge qui dormis, illuminabit te Christus* (Stehe auf, der du schläfst, Christus wird dich erleuchten). Die vier Seiten dieses seltsamen Kunstwerks sind mit Basreliefs in weissem Marmor verziert; aber die Beimischung von Holzschnitzwerk ist mit Recht als geschmacklos getadelt worden. Der grosse Chor, so wie die beiden Seitenschiffe, sind ausserordentlich hoch, so dass das Innere dieses prachtvollen Gebäudes dadurch noch mehr an grossartigem Eindruck gewinnt. Am Eingange erblickt man rechts und links zwei kolossale Standbilder von *Van Poucke*, den *heil. Petrus* und den *heil. Paulus*, Letztern, wie er auf der Insel Melite die Schlange ins Feuer schleudert. Wie alle frühern Arbeiten dieses Bildhauers sind sie

mehr um der Schönheit des Effekts, als um der Richtigkeit der Zeichnung, vornehmlich aber um der anmuthigen Draperie willen zu bewundern. *Van Poucke* wurde zu *Dixmund* in Westflandern 1740 geboren und starb 1809 zu Gent, nachdem er einen grossen Theil seines Lebens in Rom und Paris zugebracht und die öffentlichen Gebäude seines Vaterlandes mit vielen herrlichen Mustern seines Styls geschmückt hatte. Rings um den Hochaltar sieht man vier andere grossartige Marmor-Denkmähler, worunter das ausgezeichnetste der Bischof von Triest (?) von dem berühmten *Duquesnoy*! Es hat alle Wahrheit und Frische des Lebens. Die Augen des heiligen Mannes sind auf das Kreuz geheftet, welches der Heiland trägt. Gegenüber befindet sich die Bildsäule der heiligen Jungfrau. Ausgezeichnet trefflich sind die beiden Cherubs. Das Ganze ist eines der schönsten Kunstwerke dieser Art in Flandern. Das einzige vielleicht, von dem es nach dem Urtheile spruchfähiger Richter übertroffen wird, ist das berühmte Grabmahl der Erzherzoginn *Maria Christina* zu Wien, von *Canova*.

Der Hochaltar fällt durch seine erhöhte Lage und den Glanz seiner Verzierungen, so wie durch drei zu ihm führende, trefflich gearbeitete Thüren von Bronzé, mächtig ins Auge. Die weissen Marmorsäulen sind von korinthischer Ordnung. Anstatt eines gewöhnlichen aus der biblischen oder Kirchen-

geschichte genommenen Altarblattes erhebt sich auf seiner Höhe die Bildsäule des *heil. Bevon*, in herzoglicher Kleidung, von Wolken getragen und den Blick zum Himmel gerichtet. Die ungeheuern messingenen Leuchter mit dem englischen Wappen sind von *Oliver Cromwell* gekauft worden.

Die unterirdische Kirche von St. Bevon umfasst die Ausdehnung des Chors und der benachbarten Kapellen. Sie hat fünf Abtheilungen, welche eine Anzahl von Grabstätten und Denkmählern einiger der ausgezeichnetsten und ältesten Genter Familien enthalten.

Das *Stadthaus* von Gent besteht aus zwei Gebäuden. Das ältere, gegen die Strasse gerichtet und *Haute porte* genannt, ist ein schönes Muster des gothischen Styls. Es wurde 1481 begonnen, aber nie vollendet. Der Baumeister *Johann Staessens* starb im J. 1527 und an seine Stelle trat unglücklicherweise *Just Pollet*, dessen erste Arbeit war, das Beste von dem, was sein Vorgänger ausgeführt, wieder zu vernichten. In dem grossen Saale findet die *Blumen-Ausstellung* Statt, welche jährlich von der Königlichen Gesellschaft des Ackerbaues und der Botanik veranstaltet wird. Das Stadthaus enthält die Archive der Provinz, die bis über das XII. Jahrhundert zurückgehen. Auch sind hier mehre schöne Gemälde, namentlich eines von *Van Bree*, den Prinzen von Oranien darstellend, wie er sich 1577 zu Gunsten der unterdrückten

Katholiken verwendet. Der Glockenthurm dieses grossen Gebäudes ist stets ein Gegenstand der Bewunderung aller Fremden gewesen. Im J. 1178 erhielten die Genter ihre bürgerlichen Privilegien von *Philipp von Elsass*, worunter auch das, eine Glocke besitzen zu dürfen, mit welcher das Volk bei öffentlichen Gefahren zusammenberufen werden könnte. Der Thurm wurde 1183 zu bauen begonnen. Die berühmte grosse Glocke, der *Roland* genannt, wurde 1314 aufgehängt. Sie wiegt etwa 1300 (?) Pfund und wurde von *Johann van Roosbeke* gegossen. Das Glockenspiel wurde 1639 durch *Heming von Zütphen* erneuert. Es ist von grossem Umfang, spielt Opernarien, Vaudevilles etc. und wird jährlich ausgebessert. Auf dem Glockenthurm steht ein metallner Drache, der der Volkssage nach aus einer der grossen Moscheen in Konstantinopel von den Brüggern gebracht worden ist, welche ihn in den Bürgerkriegen des XIV. Jahrhunderts verloren, als ihre Stadt in die Gewalt der *Artevelde* gerieth. Das hohle Innere dieses Drachen, welcher grösser ist als zwei Ochsen, wird bei festlichen Gelegenheiten mit brennbaren Stoffen gefüllt, welche man dann anzündet und gen Himmel fliegen lässt: das grossartigste Feuerwerk, das sich nur denken lässt.

Das alte *Kastell* der Grafen von Flandern liegt am Fischmarkte und soll schon 868 durch *Baldwin den Eisenarm* erbaut worden seyn. Im Jahre 1180 wurde es durch den Grafen *Philipp* erneuert

und vergrössert, hörte aber schon im XIV. Jahrhunderte auf ein fürstlicher Palast zu seyn, und wurde als Staatsgefängniss gebraucht. Im J. 1418 nahm *Jean Sanspeur* Besitz davon und 1460 wurde es dem geistlichen Gerichtshofe des Bischofs von *Tournay* eingeräumt, bis es 1559 zum Lehnshofe der *Alten Burg (Vieux Bourg)* umgestaltet wurde. Bis zur Aufhebung des Jesuiten-Ordens hielt der Rath von Flandern seine Sitzungen in diesem ehemaligen Kastell. Es erweckt ein eigenes melancholisches Gefühl, ein durch geschichtliche Erinnerungen so ehrwürdiges Gebäude jetzt in eine — *Fabrik* verwandelt zu sehen.

Wenige Stunden, nachdem man Gent verlassen hat, erblickt man die Thürme von *Mecheln (Malines)*, welches heut zu Tage mehr als Mittelpunkt des grossen belgischen Eisenbahn-Netzes als um seiner ehemaligen Selbständigkeit willen berühmt ist, indem es eine der siebzehn Vereinigten Provinzen der Niederlande bildete. Die französische Revolution, die grossen europäischen Kriege und der Fall Napoleons, welche sämmtlich die alte Ordnung der Dinge umkehrten, veränderten auch den Zustand dieser kleinen Stadt, welche ehemals in Hinsicht ihrer Manufakturen mit den grössten Städten Flanderns wetteiferte. Am Flusse *Dyle* gelegen, in unmittelbarer Verbindung mit der *Schelde* und der *Rupel*, so wie mit den Städten *Brüssel*, *Antwerpen*, *Loewen*, *Termonde* etc., bewahrt Mecheln noch

immer seinen friedlichen und gewerbfleissigen Charakter, bei einer physischen Lage, die eben so anmuthig als der Gesundheit zuträglich ist. Selbst der Name (*Malines*), der von *Maris linea* abgeleitet worden, ist nicht ohne Bedeutung, während die alten Beinamen, »schön«, »kühn«, »klug«, auf den frühern Zustand und Ruhm der Stadt hinweisen. Mecheln war der Sitz eines grossen Rathes, und wurde 1490 von Kaiser *Friedrich* zu einer Grafschaft erhoben, als Belohnung für die ausgezeichneten Dienste, die es seinen Beherrschern geleistet hatte, besonders während der Zeit, als der Erzherzog *Maximilian* sich in der Gefangenschaft der *Brügger* befand.

Mit anmuthigen Spaziergängen umgeben, die sich rings um die Stadt erstrecken, von breiten und luftigen Strassen durchschnitten, und in der Nachbarschaft reich an Wasser und Gehölz, beschäftigt die Stadt schon durch ihr Aeusseres Stunden lang die Blicke des bewundernden Fremden. Sie hat acht Hauptthore, welche auf die Strassen nach *Brüssel*, *Antwerpen*, *Lüttich*, *Diest* und *Loewen* führen. Die Volksmenge übersteigt jedoch nicht 25000 Seelen. Es ist hier der Sitz eines Erzbischofs und eines schon 1596 errichteten Priester-Seminars; ferner eine Municipal-Verwaltung, bestehend aus einem Bürgermeister, drei Schöppen und 14 Rathsgliedern. Dieser Magistrat, zugleich oberster Gerichtshof für die Provinz, wurde 1473 durch *Karl*

den Kühnen, Herzog von Burgend, eingesetzt, war aber damals zahlreicher und von grösserer Wichtigkeit.

Das Invaliden-Haus im ehemaligen Jesuiten-Collegium, die Kasernen, das Zeughaus, die Waffen-Fabrik und die Artillerie-Schule gaben nebst mehren andern Anstalten ehemals der kleinen Stadt ein nicht unbedeutendes Ansehen. Sie hat jetzt noch zwei Collegiat-Schulen, die städtische (*Collège de la ville*) und die erzbischöfliche, welche Letztere 300 Schüler zählt. Eine Akademie gewährt an 400 jungen Leuten unentgeldlichen Unterricht im Zeichnen, so wie in der Baukunst und Bildhauerei; damit steht eine Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste in Verbindung, mit einem Saale zur öffentlichen Ausstellung von Werken lebender Künstler. Die beiden Kasernen, die Hauptwache und eine Reitschule, sämmtlich von der Stadt, theils in älterer, theils in neuerer Zeit errichtet, bieten eine seltsame Verschiedenheit des Baustyls dar. Die vorzüglichsten Tuchmanufakturen besass Mecheln im XIV. Jahrhunderte, wo die Anzahl der Arbeiter so gross war, dass diese sich oft bei Volksaufständen zu Herren der Stadt machten und dieser Gesetze vorschrieben, wenigstens so weit diese ihre Rechte, Zunftfreiheiten etc. betrafen. In der Feinspitzen-Fabrication theilte Mecheln den Ruhm mit Brüssel, was auch mit noch einigen andern Industrie-Zweigen der Fall war.

In Bezug auf geschichtliche Erinnerungen, Gelehrte, Maler, Bildhauer, Kupferstecher und andere ausgezeichnete Personen behauptet *Mecheln* noch jetzt einen Ehrenplatz unter den andern belgischen Städten. Der gelehrte *Nikolaus Voerdanus*, der von seinem dritten Lebensjahre an blind war, widmete sich den Studien und wurde von zwei Universitäten, *Cölln* und *Loewen*, zum Doktor der Rechte ernannt. Die beiden *Baex*, *Bernaerts*, *Kuypers*, *Domiges* u. A. m. machten ebenfalls als Gelehrte ihrer Vaterstadt die höchste Ehre. Das Kloster *St. Martin* und die Abtei *St. Bertin* brachten im X. und XI. Jahrhunderte ausgezeichnete Männer hervor. Als der grosse angelsächsische König *Alfred* gelehrte Schulen in England zu errichten wünschte, schickte er nach Belgien und gewann den berühmten *Grumbald*, welcher 886 die Universität *Oxford* einrichtete. Das Werk »*Livre des Assises et des bons Usages du Royaume de Jérusalem*« diente dem *Gottfried von Bouillon* zum Muster und wird noch jetzt von den besten juristischen Schriftstellern gepriesen. Kein Volk der damaligen Zeit hatte bessere Gesetze als Mecheln, und auswärtige Fürsten schickten Männer hieher, um diese zu studiren und nachzuahmen. *Heinrich Goethals*, der gelehrteste Jurist seiner Zeit, erhielt von der Pariser Sarbonne den Titel eines Doktors *par excellence*. Die Gelehrsamkeit pflanzte sich in seiner Familie fort und die Glieder derselben haben

allein schon durch ihre gediegenen Arbeiten den wissenschaftlichen Charakter Belgiens ehrenvoll bezeichnet! ....

Die Franzosen verdanken einen grossen Theil ihrer Geschichte derselben Quelle, so, um nur Ein Beispiel anzuführen, die »*Chronique sur les gestes des Normands en France*«, welche in die Sammlungen von *Duchesne* und *Don Bouquet* aufgenommen worden ist. Das Mährchen von den Schwanrittern, der Grundstoff so vieler poetischen und prosaischen Erzählungen, ist ganz gewiss belgischen Ursprungs, denn es enthält eine Menge Volkssagen und geographischer Einzelheiten, die sich sämmtlich auf Belgien beziehen. Auch verdient bemerkt zu werden, dass man einem belgischen Arzte, *Renaudot*, die erste Idee eines öffentlichen Tageblatts verdankt, welches er herausgab und *Gazette* nannte. Im J. 1550 erschien bei dem Buchdrucker *Verhoeven* in Antwerpen eine flämische Zeitung unter dem Titel *Courante* (Courier), welche politische Nachrichten, kaufmännische und wissenschaftliche Bekanntmachungen u. dgl. enthielt. Eines der umfangreichsten Werke, die je vollendet worden, das berühmte historische Werk *Acta Sanctorum*, war die Arbeit der niederländischen *Jesuiten*, die in dieser Hinsicht selbst die fleissigen Benediktiner übertrafen. Welcher Geschichtschreiber hat nicht »*die Excellente Cronyke van Vlaenderen*«, von *Anton von Roovere* und *André Die Sinet*, beide

aus Brügge gebürtig und im XV. Jahrhundert lebend, benutzt? oder die herrliche »*Flandria illustrata*« von *Sanderus*? Wo findet man ein treueres Gemälde der Sitten, Gebräuche und Ereignisse Flanderns, als in *Meyers* bewundernswürdigen Annalen, deren Einzelheiten eben so wahr als anziehend sind? Wenn wir in gleicher Weise die sorgfältige Arbeit von *Willems*, Mitglied der königlichen Akademie von Brüssel, über die *Belgische Literatur* zur Hand nehmen, so finden wir eine Masse neuer und wichtiger, erst in neuester Zeit ans Licht gekommener Thatsachen....

Was besonders für eine sehr frühzeitige Blüthe der *flämischen Dichtkunst* spricht, ist die berühmte Fabel von *Reineke Fuchs*, die ursprünglich in Flandern entstanden und dann in alle Sprachen Europa's übergegangen ist. Die niederländischen *Minnesinger* des Mittelalters standen in keiner Weise denen in Frankreich, der Provence und Teutschland nach. Hinlängliche Beweise davon geben die Gesänge *Heinrichs VII.*, Herzogs von Brabant, um das Jahr 1240, *Gilbert's* von *Bernville*, welcher um 1260 blühte und zu *Courtray* geboren war, *Regniers* von *Quaregnon*, *Gonthiers* von *Soignies* u. A. m.... Die zu Brügge geborne Beschützerinn der Künste und Wissenschaften, *Margarethe von Oesterreich*, zeichnete sich ebenfalls durch poetisches Talent aus. Bis zum J. 1794 waren in der herzoglichen Bibliothek von Burgund noch drei handschriftliche Bände von

Liedern, zum Theil in Musik gesetzt, vorhanden, deren sehr viele von der genialen Fürstinn herrührten.

Für das hohe Alter der *flämischen*, ursprünglich von der teutschen nur als Mundart verschiedenen *Sprache* zeugt der Umstand, dass sie allgemein von der ersten Dynastie der fränkischen Könige, zum Theil auch von der zweiten gesprochen wurde und noch die Muttersprache *Karls des Grossen**) war. Alle Staatsmänner und öffentlichen Beamten der damaligen Zeit mussten zwei Sprachen verstehen, *Lateinisch* und *Teutsch*. Die Letztere kam erst mit dem Anfange der dritten Dynastie in Frankreich in Abnahme, wo allmählich das *Romanische* sowohl Hof- als Volkssprache wurde... Die Werke *Jakobs van Maerlant*, des Vaters der flämischen Poesie, sind fast in derselben Mundart abgefasst, wie sie noch heute gesprochen wird, und entfalten ausgezeichnetes Genie, lebhafte Einbildungskraft und geläuterten Geschmack. Er war von Damm, in Flandern, gebürtig.

Der Weg von Mecheln nach *Antwerpen*, wohin die Locomotive den Reisenden bringt, führt durch volkreiche und wohl angebaute Gegenden. Ueberall sieht man in der Umgebung der Dörfer und Flecken blühende Fluren, deren Eigenthümer emsig mit der Pflege und Bearbeitung derselben beschäftigt sind.

---

*) *De Bast: Recherches historiques et littéraires.* Gand, 1816.

Antwerpen gehörte bis ins zehnte Jahrhundert den französischen Königen. Aber erst unter den Herzogen von Brabant erlangte es grössere Wichtigkeit, indem es der Markt für die Beute der normännischen Seeräuber wurde, die das, was sie theils in England, theils auf dem offnen Meere geraubt hatten, hieher zum Verkauf brachten. Im eilften Jahrhundert steigerte die Häringsfischerei und der Handel, welchen diese herbeiführte, den Wohlstand Antwerpens so bedeutend, dass es später ganze Flotten ausrüsten und einen ausgebreiteten eigenen Handel nach den verschiedenen europäischen Häfen, besonders nach Spanien und Portugal, treiben konnte. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte entstanden jene Meisterwerke der Baukunst, jene Kirchen, Paläste und öffentlichen Gebäude, welche noch jetzt die Bewunderung aller Fremden erregen, so dass man staunend fragt, wie in so verhältnissmässig kurzer Zeit, mitten unter Volksaufständen, innern und äussern Verwickelungen, eine einzelne Handelsstadt ein so grossartiges Schauspiel ans Zauberhafte gränzender Resultate freien Handels und bürgerlicher Unabhängigkeit darstellen konnte. Auch in Dichtkunst, Musik, Malerei und wissenschaftlichen Leistungen hielt die Stadt gleichen Schritt mit Italien, und versah England und Frankreich mit einer Reihe ausgezeichneter Männer, welche die Günstlinge der Höfe wurden und ein neues Zeitalter in der

Pflege und allgemeinern Verbreitung der Wissenschaften ins Leben riefen. Nicht minder erlangte Antwerpen in Bezug auf mechanische Künste und verschiedene Zweige der Gewerbs-Industrie eine schnelle und wohlverdiente Berühmtheit, so dass Fremde aus weit entlegenen Ländern kamen, um sich mit dem Verfahren des Diamantenschleifens, der Glasmalerei, der Verfertigung der Glockenspiele, der Spitzen- und Teppichweberei, der Schönfärberei etc. bekannt zu machen, während am Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts die Entdeckung von Amerika und der Verfall mehrer grossen Städte Italiens dem Antwerpner Handel einen neuen Schwung gaben.

Unter *Philipp II.* von Spanien und seinem tyrannischen Statthalter, dem Herzog von *Alba*, nahm der Wohlstand der Stadt wieder ab. Am 3. Nov. 1576 wurde sie drei Tage lang von spanischen Truppen geplündert. Kirchen, Paläste und Privathäuser wurden ihrer Schätze beraubt und eine Menge Menschen fanden ihren Tod in der Schelde. Der allgemeine Verlust wurde auf zwei Millionen Goldkronen geschätzt, ungerechnet die prachtvollen Denkmähler und Kunstwerke, die mit zu Grunde gingen. *Alba* wurde nicht eher zurückberufen, als bis 18000 Einwohner der Stadt auf dem Blutgerüste oder unter den Misshandlungen roher Krieger das Leben verloren hatten. Der Herzog von *Alençon* und *Anjou*, welcher sich, als er zum Her-

zog von *Brabant* ernannt worden, zum Beschützer der Stadt erklärt hatte, war im Jahre 1583, wo er sich zum unumschränkten Herrn der Niederlande machen wollte, pflichtvergessen genug, Antwerpen mitten im Frieden zu überfallen und Besitz von der Stadt zu nehmen. Aber die Bürger griffen zu den Waffen, und trieben die Franzosen aus den Strassen und von den Wällen, so dass es dem Herzoge nur mit Mühe gelang, nach *Fermond* zu entkommen. Die Belagerung, welche Antwerpen im J. 1584 durch den Herzog von *Parma* zu ertragen hatte, und die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt bilden bekanntlich eine der schönsten Schilderungen in *Schillers* Geschichte des Abfalls der Spanischen Niederlande.

Im April 1609 wurde zwischen Belgien und den Vereinigten Provinzen ein Vertrag geschlossen und zu *Antwerpen* unterzeichnet. Nach der Schlacht von Ramilies fiel es im Spanischen Erbfolgekriege in die Gewalt des Herzogs von *Marlborough*, wurde 1746 von den *Franzosen* erobert und durch den Aachener Frieden 1748 an *Oesterreich* zurückgegeben. Während des in Folge der französischen Revolution ausgebrochenen Krieges kam die Stadt abermals in die Hände der Franzosen, welche sie bis zum Jahre 1815 behaupteten, wo sie an die Engländer unter dem Befehl des Generals *Graham* übergeben und darauf mit dem übrigen Belgien

ein Bestandtheil des neugeschaffenen Königreichs der *Niederlande* wurde.

In den ersten Jahrzehnden des XVI. Jahrhunderts hatte Antwerpen gegen 200000 Einwohner und war die grösste Manufaktur-Stadt in Europa, so wie der Hauptmarkt für die Hansestädte und die italiänischen Republiken. Die hiesigen Kaufleute waren besonders durch ihre auswärtigen Verbindungen berühmt. Sie erhielten vor der Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der Guten Hoffnung die Produkte *Ost-Indiens* über das Rothe Meer, Aegypten und Alexandrien durch Schiffe, die sie für eigene Rechnung in *Genua* und *Venedig* ausrüsten liessen. Während des spanischen Druckes wanderten zahllose Gewerbsleute nach *England* aus und bereicherten durch ihre Geschicklichkeit, ihren Unternehmungsgeist und ihre Capitalien die brittischen Inseln, wo Antwerpen schon längst einen Markt für seine Linnen-, Seiden- und Wollenwaaren gefunden hatte. An den ehemaligen starken Verkehr mit England erinnert noch der Name *Englesche Beurs*, welchen die Strasse führt, wo sich die englische Börse befand. Auch kamen zahlreiche brittische Kaufleute nach Antwerpen, um die Erzeugnisse Englands gegen flämische Manufakturen auszutauschen. Zur Zeit *Karls V.* war der Hafen oft so mit Schiffen angefüllt, dass neu ankommende Handelsflotten vorläufig in die Schelde einlaufen mussten, ehe sie zum Ausladen ihrer

Waaren gelangen konnten. Unter den 200000 Einwohnern der damaligen Zeit zählte man, ausser der überwiegenden gewerbtreibenden Klasse, 350 Maler, nebst 300 Silberarbeitern und Juwelieren. Es liefen im Durchschnitt täglich 600 Schiffe in den Hafen ein, während 2500 ausserhalb der Stadt vor Anker lagen. In gleichem Verhältnisse ansehnlich war der Verkehr zu Lande mit *Frankreich* und *Teutschland*. Der jährliche Umsatz im Handel belief sich auf 600 Millionen Gulden und die Zolleinnahmen betrugen nicht weniger als 2 Millionen.

Die Gewerbs- und Handelsgeschichte dieser unternehmenden Stadt würde für sich allein ein höchst interessantes Werk bilden. Die öffentlichen und häuslichen Feste, welche die reichen Bürger veranstalteten, wetteiferten an Pracht mit den Feierlichkeiten der vornehmsten Höfe. *Karl V.* wurde eines Tages in dem Hause eines Hrn. *Daems* nebst den ersten Magistratspersonen und den angesehensten Kaufleuten der Stadt auf das glänzendste bewirthet. Letztere hatten dem Kaiser grosse Summen Geldes dargeliehen. Am Schlusse der Mahlzeit warfen sie eine Schuldverschreibung von 200000 Dukaten in ein Feuer von Zimmetrinde, mit der Erklärung, dass durch die Ehre, welche der Kaiser so eben der Stadt erwiesen, die Schuld hinlänglich getilgt sei. »Meine Freunde«, — war die Antwort des grossherzigen Monarchen — »die Ritter berauben mich, die Gelehrten unterrichten mich,

aber die Kaufleute bereichern mich.« Bei einer andern festlichen Gelegenheit schickte die Stadt *Mecheln* eine Deputation nach Antwerpen, bestehend aus 326 Reitern, welche sämmtlich in reich gestickte seidene und sammetne Wämser gekleidet waren. Dasselbe geschah von der Stadt *Brüssel*, welche 340 wohl ausgerüstete und geschmückte Reiter, nebst sieben Triumphwagen und 80 andern Wagen nach Antwerpen sandte; ein Prachtaufzug, der zu jener Zeit selbst in den Hauptstädten grosser Reiche nur selten zu sehen war.

Die heutigen Bewohner Antwerpens zeichnen sich durch ihre Anhänglichkeit an alte Sitten und Gebräuche aus; auch ihre Belustigungen tragen noch zum Theil den Stempel des Alterthums. Den Vorrang behauptet das Bogenschiessen. Eine hohe Stange wird aufgerichtet und auf der Spitze derselben ein eisernes Gestell mit mehren hölzernen Vögeln befestigt, welche in einiger Entfernung nicht grösser als Lerchen aussehen. An Sonn- und Feiertagen Abends versammeln sich die Schützen und es werden Preise für den besten Schuss ausgesetzt. Die Abrichtung und Unterhaltung von Brieftauben stammt ebenfalls aus sehr frühen Zeiten, und die Eigenthümer derjenigen Tauben, welche am schnellsten ihren Flug nach Paris, London etc. und wieder zurück, vollenden, erhalten gleichfalls festgesetzte Preise.

Die *Kathedrale* von Antwerpen gehört unter

die grossartigsten Denkmähler der Baukunst, welche Europa aufzuweisen hat. Schon die Grösse des Gebäudes erfüllt mit Staunen und Bewunderung. Bei einer Länge von 500 Fuss und einer Breite von 250 Fuss beträgt die Höhe 360 Fuss, und 125 herrliche Säulen und Pfeiler, von welchen einige 27 Fuss Umfang haben, unterstützen das gewaltige Bauwerk. Auch alle einzelnen Bestandtheile, der hohe Thurm, das Schiff mit seiner dreifachen Reihe von Seitenhallen, die Bogengewölbe, der gänzlich aus Marmor gearbeitete Hochaltar und die mit reichen Glasmalereien geschmückten Fenster stehen, was Grösse und Pracht betrifft, zum Ganzen in richtigem Verhältniss. Wir übergehen die Schilderungen der einzelnen Gemälde und Bildhauer-Werke, die das Innere der Kirche zieren, und erwähnen nur als besondere Merkwürdigkeit das Grabmahl des berühmten *Quentin Matsys*, am Fusse des Thurmes, bekannter unter dem Namen des »Grobschmiedts von Antwerpen«, wo er 1460 geboren wurde. Er verliess Hammer und Ambos und bewarb sich um die schöne Tochter des Malers *Floris*, welcher erklärt hatte, dass nur ein Mann seiner eignen Kunst sie als Braut heimführen werde. Der Grobschmiedt, dem das Mädchen mit Liebe zugethan war, malte nun Tag und Nacht und brachte es endlich mit unsäglicher Anstrengung dahin, dem Vater ein Gemälde zu überreichen, das diesen aufs höchste befriedigte, so dass er

keinen Augenblick mehr zauderte, die Liebenden glücklich zu machen. Das Grabmahl enthält das Bildniss des späterhin sehr berühmt gewordenen Künstlers mit der Inschrift: *Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem* (Eheliche Liebe machte aus dem Vulkan einen Apelles).

Der Kanal von Antwerpen nach Mecheln und die alten Diligencen, welche vier Stunden bis *Brüssel* brauchten, werden nicht mehr benutzt. Man legt jetzt für $3^1/_2$ Franken den 30 engl. Meilen langen Weg in weniger als $1^1/_2$ Stunden auf der Eisenbahn zurück, und kann die Fahrt, wenn man Lust hat, täglich drei oder vier Mal machen. Die Bahn beginnt beim Thore von Mecheln und führt zunächst durch das Dorf *Berchem*, wo der französische Marschall *Gerard* während der Belagerung Antwerpens im J. 1832 sein Hauptquartier hatte. Die Spuren der damaligen Laufgräben sind in den umliegenden Feldern und Gärten noch sichtbar. In der nächsten Umgebung bemerkt man zahlreiche, anmuthig gelegene Landhäuser, hier Schlösser (*Châteaux*) genannt, mit zwar kleinen, aber hübschen Gärten oder Parks. Weiterhin verschwindet allmählich das *Rus in urbe* und stattliche Maiereien, hübsche Bauernhäuser mit rothen Ziegeldächern, und wohl angebaute Felder und Gärten sind redende Beweise von dem wohlbegründeten Ruhme der belgischen Landwirthschaft, auf der ein grosser Theil der Unabhängigkeit des Landes

beruht. Die Bahn führt dann nach *Contich*, einer kleinen Stadt von etwa 4000 Einwohnern, deren Hauptgewerbe die Hutmacherei ist. Zwei Meilen von Mecheln sieht man noch zu beiden Seiten der Strasse die Reste einer kleinen Verschanzung. Hier war der letzte Kampf zwischen den Belgiern und Holländern, im J. 1831, um den Besitz einer schmalen hölzernen Brücke, bei welchem Letztere besiegt wurden und sich unter die Mauern von Antwerpen zurückziehen mussten. Ein höheres Interesse knüpft sich für den Künstler an diese von der »Stadt der grossen Maler« nach Brüssel führende Strasse. Da ist kaum ein Flecken, ein Dorf oder Weiler, welche nicht an einen Meister der niederländischen Schule erinnerten, oder wo nicht eine Strasse oder ein Haus den Namen dieses oder jenes berühmten Malers trüge. Schon die Bilder allein, zu welchen *Teniers* den Stoff längs dieser Strasse schöpfte, würden fast für sich eine Sammlung bilden, und sie gehören unter das Schönste und Anmuthigste, was der glänzende und treue Pinsel dieses Meisters geschaffen hat.

Jenseits *Mecheln* setzt die Eisenbahn über den nach *Loewen* führenden Kanal. Zwischen Mecheln und Vilvorde sieht man beim Dorfe *Elewyt* das alte Schloss *Steen*, welches einst, mit dem gleichnamigen Gute, *Rubens* als Grundherr besass. Es ist ein alterthümliches Gebäude mit einem Graben umgeben und ziemlich baufällig. Ein wenig weiter

von der gewöhnlichen Strasse, etwa 2 Meilen von Steen, kommt man zu *Teniers* Hause in *Perck*, die *drei Thürme* genannt, obgleich nur Einer davon noch steht. Auf den Flügeln des Hauptthores breitet ein gewaltiger Adler seine Schwingen aus. Der Sage nach soll ihn der Künstler selbst gemalt haben. — *Vilvorde* ist ein kleiner Ort von 3000 Einwohnern, hat aber eine ansehnliche Kirche, welche sehenswerthe Holzschnitzereien enthält. Hier wurde *Tindal*, der erste englische Uebersetzer der Bibel, im J. 1536 als Ketzer verbrannt. Weiterhin geht die Eisenbahn parallel mit dem grossen nach Brüssel führenden Kanale. Die Gegend wird holzreicher und mannichfaltiger und ist, zerstreut, mit einer Menge anmuthiger Landsitze geschmückt. Wie man sich *Brüssel* nähert, geht die einförmige flache Ebene in sanft gewelltes Land über; die schöne Stadt erscheint in freundlicher Lage auf einer sanften Anhöhe und in der darunter befindlichen Thalfläche, einigermassen amphitheatralisch, in zwar nicht scharf, aber doch hinlänglich ausgeprägter Form, so dass eine dem Auge wohlthuende Abwechslung entsteht. Bald wird zur Rechten das Schloss *Laeken*, der bekannte Sommeraufenthalt des Königs, sichtbar. Das Aeussere macht keine Ansprüche auf besondere Auszeichnung, am wenigsten als eine königliche Residenz, denn es ist ursprünglich für die österreichischen Statthalter der Niederlande gebaut worden und sollte mehr

ein fester Platz als ein Lustschloss seyn. Auch *Napoleon* wohnte hier, als er zum ersten Male das Land besuchte, und entwarf hier, wie behauptet wird, den Plan zu dem verhängnissvollen Feldzuge nach Russland. Der Blumengarten und der Park sind im besten englischen Geschmack angelegt; namentlich kann man sich nichts Schöneres denken als die *Allée verte* (grüne Allee).

Man betritt *Brüssel* durch das *Wilhelmsthor* (*Porte Guillaume*), jetzt das *Laekener Thor* (*P. de Laeken*) genannt. Der Fremde fühlt sich unangenehm berührt, wenn er sieht, dass Nationalhass zur Zerstörung des schönen Basreliefs an diesem Thore geführt hat, bloss deshalb, weil es eine Beziehung auf den vorigen König hatte. Die an dem kleinen Flusse *Senne* gelegene Stadt hat jetzt eine Bevölkerung von 120000 Seelen. Sie besteht aus der Obern und Untern Stadt; jene liegt auf einer mässigen Anhöhe und ist der gesündeste und schönste Theil der Stadt; diese hat eine tiefere Lage und wird grösstentheils von der gewerbtreibenden Volksklasse bewohnt. Der königliche Palast, das landständische Haus, der Park und die vornehmsten Hotels befinden sich sämmtlich in der Obern Stadt, am Königsplatze (*Place Royale*). Wer aber ein Freund des Alterthümlichen und Malerischen ist, der thut besser da zu bleiben, wo ihn die Eisenbahn absetzt, nämlich in der Untern oder Alten Stadt, wenigstens ein paar Wochen; er wird dann

die Schönheiten und Vorzüge der Neustadt mit doppeltem Vergnügen empfinden. Die Untere oder Altstadt war im Mittelalter der Sitz der brabantischen Grossen. Sie enthält den Grossen Platz (*Grande Place*), das Rathhaus (*Hôtel de Ville*), den Palast Kaiser *Karls V.* und eine Menge schöner gothischer Gebäude.

Brüssel lässt sich einigermassen mit Paris vergleichen. Es hat wie dieses seine grosse Oper. Die Kaffehhäuser gleichen ziemlich denen des Palais royal. Der Schlossgarten kann im Kleinen ein Abbild des Tuilerien-Gartens genannt werden, und Boulevards über Boulevards breiten sich nach allen Richtungen aus. Die Stadt wird aber jetzt nicht mehr so häufig von Engländern besucht und bewohnt, wie vor der letzten Revolution. Die ungeheure Menge von Reisenden, welche theils um der Mode willen, theils aus Sparsamkeit sich hier niedergelassen hatte, nahm damals plötzlich Reissaus und scheint sich nie wieder vollkommen von ihrem panischen Schrecken erholt zu haben. Freilich bietet Brüssel, obgleich es eine Residenzstadt ist, den vornehmern Klassen minder reiche und fashionable Unterhaltungen dar und nur das wohlfeile Leben kann manche hier festhalten. Anders verhält es sich mit Geschäftsmännern, Fabrikanten, Handelsleuten, Künstlern und Gelehrten. Diese werden ihre Zeit in Brüssel recht angenehm zubringen.

Der berühmte Park, welcher sich innerhalb des Umfanges der Obern Stadt befindet, wo er ein grosses Viereck einnimmt, ist im altenglischen Styl angelegt, nämlich mit grossen breiten Baumgängen, kleinern schattigen Wandelbahnen, weiten grünen Rasenplätzen, und zahlreichen Marmor-Denkmählern historischen oder mythologischen Inhalts, wie dergleichen gegenwärtig in England nur noch selten vorkommen. Der Park dient als allgemeiner Spaziergang für die Einwohner, welche ihn vorzüglich in den Abendstunden häufig besuchen, wo die Harmonie-Musik der königlichen Kapelle zur Erheiterung beiträgt. Während der Revolution war er drei Tage lang der Schauplatz eines blutigen Kampfes zwischen den Belgiern und den Holländern, bei welcher Gelegenheit sowohl an Bäumen als Statuen grosse Zerstörung angerichtet wurde. Die Umgebungen des Parks bestehen hauptsächlich in schönen Gebäuden, welche an der einen Seite sich in eine Reihe von Boulevards verlaufen. Auf den übrigen Seiten gewahrt man den königlichen Palast, den Palast des Prinzen von Oranien, und den der Repräsentanten-Kammer. Die beste Uebersicht von den Hauptbestandtheilen des Parks hat man von der *St. Jakobs-Kirche*, der Strasse *Montagne de la Cour* und ganz besonders vom *Hôtel de Bellevue*, wo man die lange terrassirte Königstrasse (*Rue royale*), die Südseite des Vierecks, übersieht, welche an Schönheit der ein-

zelnen Paläste und Gebäude schwerlich Paris etwas nachgiebt.

Der Hauptplatz für die vornehme Welt, der eigentliche Hyde Park von Brüssel, ist die *Promenade du Boulevard*, obschon sie, wie der Park, in Ansehung der glänzenden Equipagen und der Elite der Gesellschaft nicht mehr das ist, was sie in frühern Zeiten war. An einem schönen Sommerabende gewährt sie ein anziehendes und lebhaftes Schauspiel. Auch die *neuen Boulevards*, welche sich von der *Porte du Rivage* bis zur *Porte de Halle* erstrecken, bilden einen, man kann sagen, prachtvollen Spaziergang von mehr als vier engl. Meilen Länge, anmuthig von Ulmen und Linden beschattet und eine fortgesetzte Mannichfaltigkeit malerischer Landschafts-Ansichten dem Auge des Bewunderers darbietend. Aus dem neuen Thore kommt man durch eine Allee von stattlichen Bäumen in den hübschen öffentlichen Garten, zur *Grünen Eiche* genannt. Den Boulevards gegenüber sieht man durch die belaubten Zweige das kleine Landhaus *Point-de-vue*, wo eine grossartige Allee beginnt, die bis zur Brücke von *Laeken* führt. Für die Schonung dieser köstlichen Wandelbahn verwandten sich die Brüsseler Damen auf das dringendste beim *Marschall von Sachsen*, als er im Jahre 1746 das Thor von *Schaerbeck* zu beschiessen anfing, und der tapfere Feldherr war galant genug, die Bitte zu gewähren.

Nach der Stadt in der Richtung der Boulevards zurückkehrend, kommt man zum Antwerpner Thore (*Porte d'Anvers*), durch welches unter einem Triumphbogen-Gewölbe drei Eingänge führen. Der mittlere ist mit zwei korinthischen Säulen geschmückt, die ein zierliches Gesims tragen, auf welchem sonst in Basrelief der Magistrat dargestellt war, wie er dem Könige *Wilhelm I.* die Schlüssel der Stadt überreicht. Aber dieses Bildwerk hat seit 1831 das Schicksal aller übrigen Denkmähler gehabt, die an die vorige Regierun gerinnerten. Ueber den Antwerpner Platz, durch das Schaerbecker Thor, wo man eine weite Aussicht auf ein malerisches Thal und die Strassen nach *Ninove*, *Gent* und *Jette* hat, das zur Unterstützung von Wittwen und Töchtern in der Revolution gefallener Offiziere gestiftete Hospiz *Pacheco* und das neue Hospital, gelangt man gegen das Loewener Thor, längs einer mit herrlichen Gebäuden verschönerten Fortsetzung des Boulevard, bis zur neuen Sternwarte. Letztere ist ein sehenswerthes Gebäude, vorzüglich was die nach Süden gerichtete Hauptfronte betrifft. Unweit davon ist der *Barricaden-Platz*, von welchem vier schöne Strassen auslaufen. In einem der von den Boulevards gebildeten Winkel befindet sich der *Pferdemarkt*; man hat hier eine noch weitere Fernsicht auf das umliegende Land als beim Schaerbecker Thore. Das Loewener Thor besteht aus zwei achtseitigen Pavillons mit Bogengewölben, die durch ein eisernes Gitterwerk

verbunden sind. Vom Pferdemarkte bis zum Namurer Thore ist das Boulevard besonders schön und man überblickt nach der Stadtseite eine Fülle herrlicher Gärten und Anlagen. Nach der Landseite schweift das Auge bis zu den Teichen von *Josset-en-Norde* und die ganze Flur jenseits des Kirchhofes von *St. Gudula* und des *Linden-Borch*. Die Wanderung um die Stadt fortsetzend, kommt man an dem niedlichen Palaste des Prinzen von *Oranien* vorüber, bis man am *Namurer Thore* vorbei das Boulevard von *Waterloo* erreicht, welches sich in gerader Linie bis zu dem unter dem Namen *Porte de Halle* bekannten Gebäude erstreckt, längs einer andern Reihe neuer und schöner Häuser, wo sich eine Aussicht auf die Vorstädte von *St. Giles* bis zum Anfange des Gehölzes von *Foret* (? *Bois de Forêt*) öffnet. Diese Stelle besucht man am besten zur Zeit des Sonnenuntergangs.

Die *Porte de Halle* wurde 1381 errichtet, später aber nebst den benachbarten Gebäuden auf Befehl des grausamen Herzogs von Alba in ein Gefängniss umgeschaffen. Gegenwärtig ist sie der Verwahrungsort für das städtisshe Archiv. Weiter fortgehend befindet man sich auf einer Stelle, die von Fremden nicht eben häufig besucht wird, auf den ehemaligen alten Wällen der Stadt, wo sich eine von den vorigen ganz verschiedene Aussicht auf die umliegende Landschaft öffnet. Zunächst am *Anderlechter Thore* liegt wie auf einer Landkarte die Stadt selbst mit

ihren Thürmen, Kirchen, Palästen, Strassen, Parks und Gärten vor dem Auge ausgebreitet. Wenn man die Ufer der Maas ausnimmt, so giebt es keine Landschaft in Belgien, die an Mannichfaltigkeit und Schönheit einzelnen Theilen der Umgebungen von Brüssel an die Seite gestellt werden könnte.

Nachdem man die Wanderung um die Thore und die Boulevards vollendet hat, begiebt man sich wieder in das Innere der Stadt, und zwar längs dem alten *Mönchwalle* (*Rampart des moines*) und dem durch die *St. Gery-Kirche* berühmten Kloster, nach dem Grossen Platze (*Grande Place*) zum Rathhause (*Hôtel de Ville*), einem der grössten und prachtvollsten Gebäude von Brüssel. Es ist von verschiedenen Privat-Häusern umgeben, deren alterthümliche Bauart ihren spanischen Ursprung verräth. Das Aeussere des Rathhauses ist in hohem Grade imposant; es ist ein schönes Muster des gothisch-lombardischen Styls und jener grossartigen Municipal-Paläste, durch welche sich Belgien im Mittelalter auszeichnete. Der in demselben Style gebaute Thurm wurde im J. 1441 durch den berühmten *Van Ruysbroeck* vollendet, ist aber seit dieser Zeit mehrmals ausgebessert worden. Er wird in Hinsicht sowohl der Festigkeit und Leichtigkeit als auch der Zierlichkeit von keinem andern Bauwerke dieser Art übertroffen. Die Höhe ist 364 Fuss. Auf der Spitze steht die riesen-

hafte Statue der St. Gudula, der Schutzheiligen der Stadt. Man hat diesem schönen Thurme zum Vorwurf gemacht, dass er nicht genau in der Mitte des Gebäudes steht, und erzählt sich auch, der Künstler habe sich das Leben genommen, als er zu spät diesen Fehler bemerkt habe. Diess ist ein abgeschmacktes Mährchen; denn es geht aus andern Umständen hervor, dass der Thurm ursprünglich an dem einen Ende des Gebäudes stand und dass die anscheinende Unregelmässigkeit durch einen spätern Anbau, der sich bis in die anliegende Strasse erstreckt, hervorgebracht worden ist. Man sieht von diesem Thurme weit über *Soignies* bis *Waterloo*, und erkennt sehr deutlich den kolossalen Löwen auf dem Hügel. Der innere Hof ist mit Fliessbrunnen geziert; Seegottheiten von weissem Marmor ruhen auf Urnen, aus denen das Wasser hervorströmt. Der grosse Saal erinnert an die Thaten *Karls V.*, welcher unter andern auch hier zu Gunsten seines Sohnes *Philipps II.* die Regierung niederlegte. Das Ganze hat ein alterthümliches düsteres Ansehen, welches mit dem verödeten Zustande der übrigen Gemächer, den verblichenen Farben der Tapeten und den geisterhaft von den Wänden herabblickenden Bildern burgundischer Herzoge, spanischer Könige und österreichischer Prinzen und Prinzessinnen die Eitelkeit menschlicher Grösse versinnlicht. Das Erdgeschoss enthält die Kanzleien der städtischen Be-

amten. Rechts vom Eingange durch das grosse gewölbte Hauptthor ist das Polizei-Amt. Auf dem Marktplatze vor dem Rathhause wurden die Grafen *Egmont* und *von Horn* enthauptet; sie brachten die letzte Nacht in dem alten Hause gegenüber, dem damaligen Rathhause, zu, welches jetzt *Maison du Roi* heisst. Es wurde im J. 1625 von der Infantinn *Isabella* wieder hergestellt, aus frommer Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, dafür, dass Brüssel von Pest, Krieg und Hungersnoth befreit worden war.

Der *Justizpalast*, das vormalige Jesuiten-Collegium, welches durch die Kaiserinn *Maria Theresia* aufgehoben wurde, dessen Kirche aber noch bis 1812 bestand, erhielt seine gegenwärtige Gestalt im J. 1823. Die darauf bezügliche Inschrift, worin der Name König Wilhelms I. vorkam, ist seit 1831 vertilgt worden. Die Kirche ist nach dem Muster der *Sta. Maria la Rotonda* in Rom gebaut und in den letzten Jahren erneuert und verschönert worden.

Das *Münzgebäude (Hôtel de la Monnaie)*, an dem darnach benannten Platze dem Königstheater gegenüber, besteht schon seit dem Jahre 1291. *Johann der Erste*, Herzog von Brabant, war der erste Monarch, welcher hier goldene Münzen schlug. Er nannte sie »Goldne Löwen«. Die französische Regierung schuf das Gebäude zu einer Börse um. Indessen werden jetzt die Börsengeschäfte in der

Vorhalle eines dazu gehörigen Nebengebäudes abgemacht.

Das *Königstheater* (*Théatre Royal*), an demselben Platze, ist ein vor etwa zwanzig Jahren errichtetes, übermässig grosses und schwerfällig aussehendes Gebäude. Die Vorderseite hat acht jonische Säulen. Rings um das Haus läuft eine prachtvolle Bogenhalle. Die gewöhnlichen Gasflammen sind nicht hinreichend, den ungeheuern Raum des Innern vollständig zu beleuchten. Nur wenn die Wachskerzen der Kronleuchter über den Frontbogen, wo die schöne Welt ihren Schmuck entfaltet, das Gebäude mit blendendem Glanze erfüllen, verschwindet der düstere Eindruck, den das Ganze auf den Zuschauer hervorbringt. Das Sänger-, Schauspieler- und Tänzer-Personale ist sehr zahlreich und ausgezeichnet brav. Es giebt auch ein Vaudeville-Theater, welches aber vom Publikum nicht hinlänglich unterstützt wird, so dass es einen Beitrag aus der Civilliste des Königs erhalten muss.

Wenige Städte sind in Bezug auf historische Ereignisse und ausserordentliche Begebenheiten so wichtig als *Brüssel*. Es entstand, den alten Legenden zufolge, schon im sechsten Jahrhunderte, wo *St. Gery*, Bischof von Cambray und Arras, auf einer kleinen von zwei Armen der Senne gebildeten Insel eine Kapelle baute, die noch jetzt seinen Namen führt. Aber erst im zehnten Jahrhunderte

hören wir von Brüssel, als einer wichtigen Stadt, von welcher Kaiser *Otto II.* mehre Urkunden datirte. *Karl*, ein Sohn Ludwigs VI., errichtete hier einen Palast und übertrug in die St. Gerys-Kapelle den Leichnam der *heil. Gudula*, der zur Zeit Karls des Grossen im Kloster Moorsel beigesetzt worden war. Diese wurde dadurch die Schutzpatroninn der Stadt. Das Gebiet von Brüssel hiess damals nur eine *Grafschaft*, und reichte nicht weiter als bis *Vilvorde* und *Tervueren*. Der Palast war ein festes Schloss. *Baldrich*, Graf von Loewen und Brüssel, umgab es mit einem Ringwall, durch den sieben Thore führten, von welchen noch Spuren übrig sind. Ein zweiter wurde 1380 errichtet, fast in derselben Richtung wie die jetzigen Boulevards.

Im Jahre 1213 wurde Brüssel von *Ferrand*, Grafen von Flandern, belagert und eingenommen. Er war ein Bruder des Königs von England, welcher *Heinrich I.*, Herzog von Brabant, nöthigen wollte, die Allianz mit Frankreich aufzugeben. Unter den mächtigen Herzogen von Burgund nahm die Gewerbsindustrie, namentlich die Waffen-, Tuch-, Tapeten- und Spitzen-Fabrikation, gewaltigen Aufschwung, der unter der folgenden österreichischen Regierung noch höher stieg, bis er, wie überhaupt in den Niederlanden, unter *Karl V.* den höchsten Gipfel erreichte.

Die flämischen Ritter waren schon frühzeitig

durch ihre Tapferkeit berühmt, und der berühmte *Heinrich von Asch* (?) stand an der Spitze eines Heeres von Brabantern, welche einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande unternahmen. Seine Rückkehr nach langer Abwesenheit, wo man ihn schon verloren glaubte, wurde mit grossen Freudensbezeigungen feierlich begrüsst und der Jahrestag derselben, der 19. Jänner, ist noch jetzt, unter dem Namen *Vrouwkens Avond*, ein allgemeines Fest, welches ehemals im herzoglichen Palast zu Brüssel mit grosser Prachtentfaltung begangen wurde.

Philipps II. despotische Regierung rief den Vertrag von *Gent* hervor, den die Edelleute des Landes am 8. Nov. 1576 unterzeichneten. Sie erschienen, 250 an der Zahl, zu Brüssel, um eine Bittschrift, die die Abstellung mehrer Missbräuche zum Zweck hatte, zu überreichen. Des Königs Schwester, die Infantinn-Regentinn *Margaretha*, empfing sie in Beiseyn ihres Ministers *Berlaymont*, der die Bittsteller *Bettler* (*Gueux*) nannte, ein Ausdruck, welcher sogleich von den Verbündeten als Partheiname aufgegriffen und das Losungswort der Protestanten und Calvinisten wurde, indem sie zugleich einen Suppennapf und einen Quersack zu ihrer Devise erhoben. Die »Bettler« vermehrten sich; es gab *Gueux des Bois* und *Gueux de Mer*, welche beide den Spaniern sowohl als ihren flämischen Anhängern sehr lästig wurden.

Die Infantinn hatte ohne Vorwissen ihres kö-

niglichen Bruders den Bittstellern keinen Bescheid ertheilen wollen. Sie schickte einen Boten nach Madrid. Statt der Antwort kam der Herzog von *Alba* an der Spitze einer Armee. Wer nur immer konnte, ergriff jetzt die Flucht. Tausende der betriebsamsten Gewerbsleute begaben sich nach *England* und *Teutschland*..... Bald sah sich Philipp genöthigt, seinen Statthalter zurückzurufen und ihn durch *Louis de Requesens*, einen klugen und gemässigten Mann, zu ersetzen. Dieser starb, noch ehe das Jahr zu Ende ging, und an seine Stelle trat der berühmte *Don Juan de Austria*, ein natürlicher Bruder Karls V., unter welchem, so wie unter seinem Nachfolger, dem Erzherzog *Mathias*, das Land sich wieder erholte, und eine Menge Geflüchteter nach Brüssel zurückkehrten..... Als endlich im J. 1598 König *Philipp* sich gezwungen sah, die unmittelbare Verbindung der Niederlande mit der spanischen Krone aufzulösen, trat er diese Provinzen an seine Tochter *Isabella* und deren Gemahl, Erzherzog *Albrecht* von Oesterreich, ab. Diese gaben sich mit lobenswerthem Eifer alle Mühe, die dem Lande während der blutigen Kriegsjahre geschlagenen Wunden zu heilen. Sie beförderten Wissenschaften und Künste, schufen oder erneuerten eine Menge nützlicher Anstalten, und wurden, als beide starben, ungeachtet sie nicht von allen Provinzen als Souveraine anerkannt worden waren, aufrichtig betrauert. Durch den Waffen-

stillstand vom Jahre 1609, der auf zwölf Jahre geschlossen wurde, erklärte Spanien die Niederländer für eine unabhängige Nation, und im Westphälischen Frieden, 1648, wurde diese Unabhängigkeit für immer anerkannt und allen fernern Ansprüchen Spaniens feierlich entsagt.

Brüssel blieb die Hauptstadt des neuen Staates und die Residenz des erblichen Statthalters. Als *Maria von Medicis* durch Richelieus Ränke aus Frankreich vertrieben wurde, suchte sie einen Zufluchtsort am Brüsseler Hofe. Dasselbe that *Karl*, Herzog von Lothringen, nach seiner Vertreibung im J. 1649. Die überspannte *Christine* von Schweden kam nach ihrer Abdankung zuvörderst nach *Brüssel*, wo sie 1664 zur katholischen Kirche übertrat.

Beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekrieges nach dem Tode *Karls II.*, im Jahre 1700, wurde Brüssel am 21. Februar 1701 von den Franzosen besetzt, und König *Philipp V.* nahm den Titel eines Herzogs von Brabant an. Indessen wurde durch den Rastadter Frieden, 1714, Brüssel mit den ehemaligen spanischen Niederlanden an *Oesterreich* zurückgegeben. Kaiser *Karl VI.* übernahm die Souverainität am 11. Oktober 1717, in demselben Jahre, wo auch Zar *Peter der Grosse* von Russland auf seinen Reisen die Hauptstadt Belgiens besuchte. Unter der Kaiserinn *Maria Theresia* wurde Brüssel der Stapelplatz für den Handel zwischen England, Frankreich und dem übrigen Europa, und

nahm gleich stark an Wohlstand und politischer Wichtigkeit zu. Der Statthalter, Herzog *Karl* von *Lothringen*, der nach dem Aachener Frieden am 28. April 1749 seinen Einzug in Brüssel hielt, erwarb sich während einer sechsunddreissigjährigen Verwaltung des Landes den ehrenvollen Beinamen des *Guten*. Kaiser *Joseph II.* kam am 22. Juni 1781 persönlich nach Brüssel. Er wollte die Reformen, die er in seinen Stammländern begonnen, auch in den belgischen Provinzen vornehmen, aber die Stände von Brabant erklärten sich gegen alle Neuerungen, griffen zu den Waffen, entsetzten den Monarchen seiner Würde und errichteten eine provisorische Regierung. *Leopold II.*, der seinem Bruder 1790 auf dem Throne nachfolgte, schloss 1791 Frieden mit den Belgiern, indem er die Aufrechthaltung ihrer Freiheiten verbürgte, und nahm wieder Besitz vom Lande. Sein menschenfreundlicher Sohn, *Franz II.*, hatte 1792 kaum die Zügel der Regierung ergriffen, als der in Folge der französischen Revolution ausgebrochene Krieg ihn dieser Provinzen beraubte. Die Schlacht von *Jemappes* öffnete dem französischen General *Dumouriez* die Thore von Brüssel. Belgien wurde *Frankreich* einverleibt und Brüssel war nun die Hauptstadt des neuen »Departements der Dyle«. Am 21. Juli 1803 hielt *Napoleon*, damals noch erster Consul, seinen Einzug in Brüssel. Die neuern Begebenheiten seit der Schlacht von Waterloo, die Er-

richtung des Königreichs der Niederlande, der Abfall Belgiens im J. 1830 und die Wahl des Prinzen *Leopold* von *Sachsen-Coburg* zum Könige des neuen Reiches sind allbekannte Ereignisse.

Unter den Merkwürdigkeiten von Brüssel verdient zuvörderst die Kathedralkirche zu *St. Gudula*, in der Untern Stadt, als ein schönes Muster altteutscher Baukunst, genannt zu werden. An sich selbst schon ein grosses und majestätisches Gebäude, macht sie auch durch ihre Lage am Abhange des *Molenbergs* einen imposanten Eindruck. *Balderich*, Graf von *Loewen*, war ihr Gründer um das Jahr 1010. Sie war Anfangs dem *heil. Michael* geweiht, welcher aber später diese Ehre mit der Schutzpatroninn der Stadt theilte, so dass sie jetzt auch die vereinigten Namen *St. Michael* und *St. Gudula* führt. *Gerhard*, Bischof von Cambray, weihte sie ein und durch die Freigebigkeit Graf *Balderichs II.* und Kaiser *Heinrichs III.* konnte ein Capitel von zwölf Chorherren bei der Kirche errichtet werden. *Heinrich I.*, Herzog von Brabant, bestätigte 1202 die Schenkungen seiner Vorfahren und vermehrte dieselben durch ansehnliche Besitzungen. Im J. 1226 wurde sie überbaut und *Philipp der Gute* hielt in ihr das erste Capitel des Ordens vom Goldnen Vliess. Dasselbe geschah 1516 durch Kaiser *Karl V.* mit dem achtzehnten Capitel dieses Ordens.

Die Kirche ist, wie die zu St. Peter in Rom,

in Form eines Kreuzes gebaut. Das grosse Hauptthor ist beträchtlich erhöht, um des Ebenmasses wegen die Ungleichheit des Bodens zu verdecken. Ueber dem Portal erheben sich zwei viereckige Thürme von gleicher Grösse, die jedoch nicht so hoch sind, als sie dem ursprünglichen Plane gemäss hätten werden sollen. Der Charakter des Innern der Kirche ist eben so einfach als grossartig. Die das Gewölbe des Schiffes stützenden Pfeiler sind von ungewöhnlicher Stärke, aber frei von allem überflüssigen Schmuck, nur mit kolossalen Standbildern geziert, welche den Erlöser, die heil. Jungfrau und die zwölf Apostel darstellen. Sie sind indessen nicht im besten Geschmack gearbeitet, ausgenommen die Jungfrau Maria, von *Quellyn*, und noch einige wenige von *Duquesnoy*. Der Hochaltar, mit der Jahrzahl 1723, ist nach Zeichnungen von *Donkers* ausgeführt worden. Zu beiden Seiten des Sanctuariums sind zwei schöne Bildsäulen, von *Laurent Delvaux*, die man aus der alten Abtei *Afflighem* hieher versetzt hat. Links am Hochaltar ist das grosse Mausoleum, welches der Erzherzog *Albert* zu Ehren *Johanns II.*, Herzogs von Brabant, und dessen Gemahlinn, *Margaretha* von *England*, hat errichten lassen, mit den Jahrzahlen 1312 und 1318. Das Grabmahl ist von schwarzem Marmor, obenauf ein Löwe von Bronze, der 6000 Pfund wiegen soll. Gegenüber sieht man das Grahmahl des zu Brüssel im Jahre 1595 verstorbenen Erzherzogs

Ernst, dieser als liegende Figur dargestellt, geharnischt, mit dem Schwerte an der Seite, dem Helme zu den Füssen, und der Inschrift: *Soli Deo Gloria.* Noch ein Grabmahl befindet sich in der prachtvollen, mit Glasmalereien von *Roget* geschmückten, Seitenkapelle zum heil. Sacrament; es erhebt sich über der Gruft, wo die Asche des Erzherzogs *Albert* und der Infantinn *Isabella* ruht; ein schönes Kunstwerk von weissem Marmor, beide Figuren in geistlicher Ordenstracht dargestellt.

Um die Vollkommenheit zu beweisen, welche die Holzbildnerei bei den alten Flamländern erreicht hatte, dürfte kaum irgendwo ein grösseres Kunstwerk dieser Art gefunden werden, als die berühmte alte *Kanzel* der St. Gudula-Kirche. Die Idee ist ganz neu und eigenthümlich. Der Meister war *Heinrich Verbruggen* von Antwerpen, welcher sie für die Jesuiten in Loewen ausführte. Nach Aufhebung derselben schenkte die Kaiserinn *Maria Theresia* im J. 1776 die Kanzel der Gudula-Kirche. Die Hauptfiguren sind *Adam* und *Eva*, welche der Engel aus dem Paradiese treibt. Zur Linken sieht man den sie verfolgenden *Tod*, während oben die *heil. Jungfrau* dargestellt ist, wie sie mit einem Kreuze der Schlange den Kopf zerschmettert. Auf beiden Seiten der Kanzel führen Treppen hinauf, deren Geländer aus Baumstämmen bestehen, auf welchen man allerlei Thiergestalten ausgeschnitzt findet.

Verlässt man die Kirche, so kann man das unweit rechts davon gelegene *Findelhaus* besuchen, welches ein Brüsseler Bürger, Namens *Walkenaers*, gestiftet hat. Links davon ist das *Hospital* zur *heil. Gertrud* für betagte Arme beiderlei Geschlechts. Die Unterhaltung desselben geschieht durch freiwillige Gaben, Sammlungen bei Feierlichkeiten etc. Das sogenannte *Neue Hospital* für arme alte Männer wird von einer kleinen Zahl *Beguinen* besorgt, welche die Auflösung ihrer Schwesterschaft in Brüssel überlebt haben.

Das *Museum* befindet sich in dem alten Palaste des Prinzen von Oranien und der Residenz der ehemaligen Statthalter der Niederlande. Gegenwärtig heisst er der *Palast der Schönen Künste* (*Palais des Beaux Arts*), und ein Theil der an der Stelle des ehemaligen Botanischen Gartens errichteten Gebäude ist der Ausstellung einheimischer Gewerbserzeugnisse gewidmet, welche alle vier Jahre Statt findet. Die Gemälde-Gallerie enthält verschiedene Stücke, welche irrigerweise *Rubens* zugeschrieben worden, aber Arbeiten seiner Schüler sind und so tief unter denen zu Antwerpen und anderwärts stehen, dass sie kaum beachtet zu werden verdienen. Es ist zu bedauern, dass einige der besten Stücke einheimischer Künstler bei dem schrecklichen Bombardement, dem Brüssel im August 1695 durch den französischen Marschall *Villeroy* ausgesetzt war, zu Grunde gegangen sind.

Neben tausend Häusern und vierzehn Kirchen theilten die schönsten Bilder von *Rubens* und *Vandyke* das allgemeine traurige Loos der unglücklichen Stadt. Das *naturhistorische Museum* ist vielleicht das vollständigste in ganz Belgien; es ist vorzüglich reich an Stücken aus den niederländischen Colonien. Die mineralogische Sammlung ist überdiess durch das *russische Cabinet* bereichert worden, welches die Prinzessinn von Oranien und Grossfürstinn von Russland der Anstalt geschenkt hat. Ausserdem befinden sich hier vollständige Reihen vulkanischer Mineralien vom Vesuv und die bewundernswürdigen Fossilien von Maestricht.

Die in zwei Abtheilungen gebrachte *Bibliothek* enthält 150000 Bände und nicht weniger als 15000 Handschriften und Missalien, die Schätze von Jahrhunderten, wie sie die Herzoge von Burgund aufgehäuft haben. Sehr viele sind illuminirt und durch Schüler von Vandyk mit kostbaren Miniaturen geschmückt. Die Chronik von Hennegau besteht aus sieben Folio-Bänden, welche *Hemaling* in ausgezeichnet schöner Weise illuminirt hat. Der grösste Theil dieser schätzbaren Ueberreste alter Zeit wurde von der gelehrten *Margaretha von Oesterreich* gesammelt.

Der *Königliche Palast* (*Palais du Roi*) hat als solcher weder im Aeussern noch im Innern etwas Ausgezeichnetes; er ist einfach in seiner Bauart, übrigens im Innern kostbar und geschmackvoll

ausgestattet. Es sind eigentlich zwei Paläste, vereinigt durch eine bedeckte Vorhalle von sieben Bogengewölben; die von sechs korinthischen Säulen getragen werden. Ein eisernes Gitterwerk umschliesst die ganze Ausdehnung des Gebäudes, von welchem sich ein Garten bis zur Grünen Strasse (*Rue Verte*) erstreckt. Während der französischen Herrschaft war der Palast bis 1803 vom Präfekten des Dyle-Departements bewohnt. Später wohnte hier *Napoleon* nebst seiner Gemahlinn *Josephine* während seines Aufenthalts in Brüssel, und 1811 diente der Palast eine Zeitlang zur Residenz der Kaiserinn *Maria Louise*. Einen besondern Reiz hat der Palast durch die Aussicht, welche man über den Park und die anstossende Landschaft geniesst. Das Innere enthält unter andern einige Gemälde von *David*, und ein einziges, aber treffliches, Bild von *Vandyke*, den berühmten »Sammthut« (*Chapeau de Velours*).

Vom Königspalaste erstreckt sich der *Königsplatz* (*Place Royale*) bis zum Kammern-Palaste (*Palais Représentatif*). Dieses Gebäude wurde unter der Regierung der Kaiserinn *Maria Theresia*, nach Zeichnungen von *Guimard*, errichtet und war für die Sitzungen des ehemaligen *Raths von Brabant* bestimmt. Die Vorderseite ist mit acht hübschen Säulen geschmückt, von einem dreiseitigen Fussgestell umgeben, dessen schönes Basrelief der Bildhauer *Godecharles* gearbeitet hat. Es stellt die

Göttinn der Gerechtigkeit auf einem Throne sitzend dar, mit Schwert und Wage, umringt von allegorischen Figuren — Religion, Standhaftigkeit, Weisheit und Stärke, — Letztere die Zwietracht und den Fanatism in die Flucht jagend. Man betritt das Innere des Gebäudes durch eine geräumige, mit zahlreichen hübschen Säulen und einem Marmor-Fussboden geschmückte Vorhalle. Rechts und links führen breite Marmortreppen zu den verschiedenen Abtheilungen des Congresses. Der Saal, wo der *Senat* seine Sitzungen hält, hat ein ganz einfaches gewöhnliches Anschen. Ein runder Tisch, mit grünem Tuch bedeckt, unterstützt weder die Worte des Redners, noch besticht er, auf das Auge und die Einbildungskraft wirkend, das Urtheil der Zuhörer. Die zweite Kammer bildet ein der französischen ähnliches Amphitheater. Es empfängt sein Licht von oben und ist von einem Halbkreise von Säulen umgeben, hinter welchen die Sitze für die Zuschauer angebracht sind. Den vordern Theil des Halbkreises nehmen die Sitze der Mitglieder ein, mit dem vorn stehenden Stuhle des Präsidenten, und der Rednerbühne gegenüber. Auch sieht man an der einen Wand ein Gemälde der Schlacht von Waterloo, dem Prinzen von *Oranien* zu Ehren gemalt, der die Hauptfigur darin bildet. Die *Gesetzstrasse* (*Rue de la Loi*), wo dieser Palast liegt, enthält ausserdem einige der besten Hotels der Stadt, welche zum Theil von den

Ministern des Innern, der Finanzen, des Auswärtigen und der Oeffentlichen Arbeiten bewohnt werden.

Der Palast des Prinzen von *Oranien*, welchen dieser im Jahre 1830, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, auf Kosten seiner Privatkasse hat errichten lassen, gehört ebenfalls unter die ersten Sehenswürdigkeiten Brüssels. Obwohl nur 220 Fuss lang und 60 breit, macht er doch in Absicht auf geschmackvolle Bauart, treffliche Vertheilung und Ausstattung der Gemächer, und durch die sorgfältig gewählte Sammlung von Kunstwerken, unter den vielen schönen Gebäuden dieser Art, welche Brüssel aufzuweisen hat, bei weitem den gefälligsten Eindruck. Die Kosten der innern Verzierungen haben (mit Einschluss der Gemälde) 200000 Franken betragen.

Wenige Städte sind so reich an *Privatsammlungen* als Brüssel. Die Einwohner zeigen im Allgemeinen viel Geschmack an Werken der Schönen Künste und es giebt Hunderte von Liebhabern, welche, ohne gerade förmliche Gallerien aufstellen zu wollen, dennoch einzelne treffliche Arbeiten sowohl älterer als neuerer Meister der niederländischen Schule besitzen. Die noch in den letzten Jahren beträchtlich erweiterte Gallerie des Herzogs von *Aremberg* ist dem Publikum geöffnet. Sie besteht fast ganz aus flämischen Bildern, einigen Familien-Portraits von *Vandyke*, — verschiedenen Skiz-

sen von *Rubens*, — vielen *Wouvermans*, — *Ostade* — *Ruysdael*, — einem sehr gewählten *Adrian Brauwer*, u. a. m. — Im Hotel des Prinzen von *Ligne* giebt es eine kleine, aber treffliche Auswahl von Stücken aus seiner reichen Sammlung alter Gemälde im Schlosse *Beloeil*. Auch die Sammlung des Hrn. *Malek von Werthenfels* soll eine der besten des Landes seyn. Sie enthält unter Anderm auch ein kleines Curiositäten-Cabinet, worin als das Merkwürdigste das berühmte »Scribanium« (Schreibtisch) der *Margaretha* von *Parma*, ein bewundernswerthes mechanisches Kunstwerk, nur für Geld, aber zum Besten der Armen, gezeigt wird. Die Geschichte dieses Schreibtisches gäbe Stoff zu einem hübschen Romane. Es wäre gewiss unterhaltend, der Wanderung desselben durch verschiedene Hände zu folgen, bis er endlich in die der Brüsseler Museums-Commission gerieth. Diese verkaufte ihn für einen so lächerlich niedrigen Preis, dass kaum einer der Edelsteine, mit welchen der obere Theil verziert ist, zur Hälfte damit bezahlt war. Ob es aus Unwissenheit oder aus Nachlässigkeit geschah, ist gleichviel. Diese Commission hat sich überhaupt mehre solcher Vandalen-Streiche zu Schulden kommen lassen. So ist z. B. das prachtvolle Model des wankenden Thurmes (? *the waving tower*) des Prinzen von Lothringen verloren gegangen, und so würde es auch bald mit der in den staubigen Rumpelkammern des Museums ver-

grabenen Wiege *Karls V.* gegangen seyn, wenn nicht der Unwille des Publikums die Aufmerksamkeit darauf gelenkt hätte.

Am nordöstlichen Ende der Stadt liegt der s. g. *Märtyrer-Platz* (*Place des Martyrs*), ein längliches Viereck, mit einer Linden-Allee bepflanzt und von hübschen Gebäuden umgeben. Er besteht seit 1775 und gehört unter die regelmässigsten Plätze von Brüssel. In den denkwürdigen Tagen von 1830 wurde er zum Begräbnissplatz für die Gefallenen bestimmt.

Die *Umgebungen* von Brüssel sind, wie bei allen grossen Städten Belgiens, reich an historischen Merkwürdigkeiten und malerischen Gegenständen. Die Ruinen alter Burgen aus der Feudalzeit, prachtvoller Abteien und einsamer Klöster, so wie die mit Glockenthürmen verzierten Schlösser, gewähren mit den Landhäusern moderner Bauart ein höchst mannichfaltiges und anziehendes Landschafts-Gemälde. Man gehe, in welcher Richtung man will, überall wird man etwas antreffen, das der Aufmerksamkeit, besonders des Künstlers oder Kunstkenners würdig ist. Jeder Fremde, dem es darum zu thun ist, die Eigenthümlichkeiten der Gegenden und Einwohner Belgiens genau kennen zu lernen, sollte daher, wenn er Brüssel erreicht hat, sich nach Landessitte kleiden, die Hauptstrassen verlassen und auf Nebenwegen ins Innere dringen, ohne auf demselben Wege zurückzukehren.

Der Verfasser und seine Begleiter befolgten diesen Rath und besuchten von Brüssel aus das anmuthige Thal und das kleine Dorf *Etterbeck*, den grossartigen Park *La Cambre*, *Boisfort*, ein vollkommenes Schweizerdörfchen, und vor Allem *Groenendal* mit seinen schattigen, vom Gesang der Nachtigallen belebten Gebüschen und seinen malerischen Ruinen. Hieher zog sich die Infantinn *Isabella* zurück, um sich von den Sorgen und Mühen des Hoflebens zu erholen, und *Karl V.* fasste hier den Entschluss, der Welt Eitelkeit zu entsagen und sich in die Einsamkeit des Klosters zurückzuziehen.

Das Schlachtfeld von *Waterloo* ist schon so oft beschrieben, dass weitere Betrachtungen darüber der Verfasser, obschon ein Engländer und eifriger Bewunderer des »Siegers in hundert Schlachten«, für überflüssig hält. Der nächste Gegenstand seiner Wanderungen waren die Ufer der *Sambre* und der *Maas*, die schönen Umgebungen der Städte *Namur*, *Dinant*, *Lüttich*, *Spa*, und die alten Wälder und Thäler der *Ardennen*. Die Strasse von Brüssel nach *Namur* hat nichts Bemerkenswerthes; aber zwischen *Namur* und *Dinant* erquickt sich das Auge an einer Reihenfolge mannichfaltiger, malerischer Gegenstände, und überall giebt es herrliche Standpunkte zum Beschauen.

Dinant liegt mitten in der reichen Landschaft der *Maas*, zwischen dem Flusse auf der einen

Seite und auf der andern von dem Felsen mit seiner stolz emporragenden Citadelle umschlossen, welcher mit der gewaltigen, unter dem Namen *Bayard* bekannten, Masse die natürlichen und majestätischen Aussenwerke bildet, zugleich aber auch die Grundlage und einen wesentlichen Bestandtheil der Stadt ausmacht. Letztere, von gleichem Alter mit der Festung, war schon im fünften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung mit *Huy* und *Lüttich* gegen die Macht des Hauses *Burgund* verbündet. Die Dinanter erklärten *Philipp dem Guten* den Krieg, überzogen seine Grafschaft *Namur* und verübten die grössten Gewaltthätigkeiten. Höchlich darüber erzürnt, stellte sich der Herzog an die Spitze eines Heeres, überfiel Dinant, und liess sich nur durch Zureden des Bischofs von Lüttich bewegen, die Stadt nicht gänzlich zu zerstören. — Unter der Regierung *Ludwigs XI.*, Königs von Frankreich, wurden die Dinanter abermals zu Feindseligkeiten aufgereizt. In der Meinung, dass der Graf von *Charolais*, Philipps Sohn, von den Lüttichern geschlagen worden sei, hängten sie ihn im Bildniss am Eingange der Stadt *Bouvignes* auf. »Seht«, — riefen sie — »das ist der Sohn eures Herzogs, der treulose Graf von *Charolais*, den der König von Frankreich wird hängen lassen, wie ihr ihn hier hangen seht.« Um ihnen zu zeigen, dass er noch nicht gehängt sei, belagerte der Herzog die Stadt. Diese konnte sich

nicht lange vertheidigen. *Philipp* bot den Einwohnern eine annehmbare Capitulation an; aber sie verwarfen sie und knüpften den Ueberbringer der Botschaft auf. Darüber mit Recht aufgebracht, liess der Herzog Sturm laufen; drei Tage lang wurde die Stadt den Flammen und der Plünderung preisgegeben, der Gouverneur wurde auf der Spitze des den Fluss überhangenden Felsens aufgehängt und eine Menge Einwohner ins Wasser gestürzt. Der Herzog verliess den Schauplatz dieser Gräuelthaten nicht eher, als bis Dinant ganz zerstört war. Die Züchtigung scheint jedoch von den Ueberlebenden, wenn es deren ja noch gab, bald vergessen worden zu seyn; denn kaum hatten sie bis 1554 die Stadt wieder aufgebaut, als sie die Tollkühnheit begingen, an dem Kriege zwischen *Karl V.* und *Heinrich II.* von Frankreich Theil zu nehmen. Auf die Frage des Herzogs von *Nemours*, ob sie neutral bleiben wollten, gaben sie ganz höflich zur Antwort, dass wenn sie entweder den König oder den Herzog in ihre Gewalt bekämen, sie die besten Stücke von ihnen zum Morgenimbiss verzehren würden. Das Schicksal fügte es jedoch so, dass die beiden Franzosen die Dinanter frassen, die Stadt sowohl als ihre Einwohner. Die übrige Geschichte Dinants fällt mit der von *Lüttich* und *Namur* zusammen.

Die Kirche ist ein schönes Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Das Rathhaus *(Hôtel de*

Ville) diente ehemals dem Prinzen von Lüttich zur Residenz. Das Kastell wurde 1530 von *Eberhard von der Mark*, Bischof von Lüttich, an der Stelle des berühmten Thurmes von *Montorgueil* errichtet.

Nach Besichtigung der romantischen Schlösser *Freir* und *Walsin*, so wie der gewaltigen Felsmassse *Bayard*, die *Ludwig XIV.* durchbrechen liess, setzte der Verfasser über den Fluss, um einen umfassendern Ueberblick von den herrlichen Ruinen eines auf einem Felsgipfel erbauten Thurmes zu erhalten, der, zum Andenken an das Schicksal seiner ehemaligen Besitzer, den Namen *Grève-coeur* (Herzeleid) führt. Drei Schwestern — so erzählt die Sage — sahen von den Zinnen dieses Thurmes zur Zeit eines feindlichen Angriffes im Jahre 1554, wie ihre Gemahle in der Vertheidigung des Schlosses erschlagen wurden, und stürzten sich, um nicht in des Siegers Hand zu fallen, gemeinschaftlich vom Thurme herab. Diese Ruine bildet mit ihrer Umgebung vielleicht den malerischsten Gegenstand längs den Ufern der Maas. — Das Dorf *Bouvignes* liegt am Fusse des Felsenberges. In den Kriegen der Lütticher wurden die Letztern einst von einem der Besitzer des Schlosses *Grève-coeur*, einem Herrn von *Corde*, so geschickt und nachdrücklich angegriffen, dass sie ungeachtet ihrer langen Spiesse, mit denen sie sich gegen die Bogenschützen vertheidigten, die Flucht ergreifen mussten. Wäh-

rend der erbitterten Feudalkämpfe jener Zeit that sich kein Ritter so hervor als *Wilhelm*, der sogenannte *Wilde Eber der Ardennen*, welcher seine Gegner eben so vernichtete, wie sein Namensträger das Gesträuch in den Wäldern zertritt. Ein anderer gefürchteter Name war *Karl der Kühne*, der das Joch auf dem Nacken der widerspänstigen Städte befestigte, die seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollten. Das schöne alte Schloss *Franchimont*, dessen Trümmer noch die Ufer der Maas, zwischen Verviers und Spa, schmücken, schickte an tausend Ritter und Reissige, vom Kopfe bis zu den Füssen bewaffnet, aus, welchen es gelang, in der Dunkelheit der Nacht bis an das Zelt *Ludwigs XI.* vorzudringen; es fehlte nicht viel, so wären ihre Unterdrücker ihre Gefangenen geworden. Aber mit Anbruch des Tages überzeugte sich der Feind von ihrer geringen Zahl, und sie fielen wie die dreihundert Spartaner bei Thermopylä. Schrecklich war das Loos der Stadt Lüttich, als sie nach der Schlacht von des Herzogs Truppen besetzt wurde. Die Glücklichsten waren die im Gefecht Gefallenen. Väter tödteten eigenhändig ihre Töchter, um sie vor Entehrung zu bewahren. Die Schwester flehte den Bruder, die Braut den Bräutigam an, ihr den Tod zu geben, und wenn die Bitte nicht gewährt wurde, legten sie selbst Hand an sich. Der Herzog und sein wildes Kriegsvolk weideten sich an dem Jammergeschrei der

Unglücklichen.... Merkwürdig bleibt es, dass die vornehmsten Helden dieses blutigen Trauerspiels fast alle eines gewaltsamen oder schrecklichen Todes starben. *Imbercour* wurde enthauptet, *Ludwig* von *Bourbon* durch *Wilhelm*, den Wilden Eber, ermordet. *Ludwig XI.* endete sein Leben nach langen beispiellosen Qualen an Seele und Leib, und *Eberhard von der Mark* verlor sein Haupt ebenfalls auf dem Blutgerüst.

Die *St. Jakobskirche* in Lüttich kann als ein Wunderwerk der Baukunst betrachtet werden; denn der altteutsche oder sogenannte gothische Styl ist hier mit allen Verzierungen und fantastischen Sonderbarkeiten des maurischen verbunden. Keine Worte vermögen den Eindruck zu beschreiben, welchen das grosse und prachtvolle, eben so majestätische als anmuthige Schiff der Kirche auf das leibliche Auge und zugleich auf die Seele des Beschauers macht. Das Gebäude wurde im Wesentlichen 1522 vollendet, aber jeder folgende Bischof oder Abt bestrebte sich, es zu erweitern und zu verschönern. Die Stadt war schon in den frühern Jahrhunderten durch ihre freien Institutionen und ihren republikanischen Geist ausgezeichnet, so dass sie den Beinamen der »Tochter Roms« erhielt. Auch blieb sie frei von jenen kirchlichen Streitigkeiten und Religionskriegen, welche im Mittelalter so manche andere Staaten verwüsteten.

IV.

GESELLSCHAFTLICHES LEBEN IN DER TÜRKEI.

Nach Boué.

Das von dem ehrenvoll bekannten französischen Naturforscher Dr. *Ami Boué* im verflossenen Jahre zu Paris in vier Bänden erschienene Werk: *La Turquie d'Europe, ou Observations sur la Géographie, la Géologie, l'Histoire naturelle, la Statistique, les Moeurs, les Coûtumes, l'Archéologie, l'Agriculture, l'Industrie, le Commerce, les Gouvernemens divers, le Clergé, l'Histoire et l'Etat politique de cet Empire*, ist unstreitig die wichtigste neuere Erscheinung auf dem Felde der geographischen und ethnographischen Literatur. Noch

nie ist ein wissenschaftlich gebildeter Europäer so tief in das Innere der europäischen Türkei eingedrungen, und noch kein Reisender hat, wenn wir in Beziehung auf Amerika den Freiherrn von Humboldt ausnehmen, das vor ihm liegende Gebiet nach allen Richtungen und unter allen Gesichtspunkten so zu erforschen und auszubeuten gewusst, als es dem Dr. *Boué* gelungen ist. In der Erwartung, dass von diesem ausgezeichneten Werke gewiss sehr bald eine teutsche Uebersetzung erscheinen werde, theilen wir hier aus dem vierten Capitel des zweiten, den ethnographischen Theil umfassenden Bandes ein Bruchstück über das »Gesellschaftliche Leben« (*Sociabilité*) der verschiedenen, die europäische Türkei bewohnenden Völker mit.

Um die Türkei und ihre Gebräuche richtig zu beurtheilen, muss man nie vergessen, dass die Morgenländer von den Europäern gänzlich verschieden sind, und dass man, ohne sich vollkommen in sie hinein zu denken, von ihrer Handlungsweise und ihren Vorurtheilen nicht leicht eine richtige Vorstellung erlangen kann. So sind, im Punkte der Toilette, ihre kahlen Köpfe, ihre blossen, von der Sonne gebräunten Hälse, häufig auch ihre nackten Arme und Füsse, die Pantoffeln, welche sie vor der Thüre stehen lassen, die Mützen, welche sie im Zimmer auf dem Kopfe behalten,

so wie ihre nicht selten geflickten Kleidungsstücke, für uns eben so viel lächerliche oder anstössige Dinge. Dasselbe ist der Fall mit ihrer Art, sich der Finger beim Essen zu bedienen, sich niederzuhocken, dem Tanzen zuzusehen, ohne daran Theil zu nehmen, ferner mit ihren von den unsrigen ganz verschiedenen Höflichkeitsbezeigungen, ihrem Mangel an Belustigungen und Unterhaltungen ausserhalb des Hauses, an Geschmack für die meisten Schönen Künste, u. dgl. m.

Andererseits muss man aber auch bedenken, dass die Orientalen bei den Europäern nicht minder viel Ungereimtes und Anstössiges finden. Zuvörderst macht bei ihnen nicht das Kleid den Mann. Sie halten es für unbequem, sich die Haare wachsen zu lassen, eine Halsbinde zu tragen, die Kopfbedeckung abzunehmen, wenn man in ein Zimmer tritt oder Jemanden grüsst. Unsere Hüte, unsere knapp anliegenden Kleider, unsere Fraks und unser Frauenanzug kommt ihnen äusserst lächerlich und zum Theil höchst unanständig vor. Sich zum Essen niederzusetzen, ohne sich vorher zu waschen, gilt für eine schmutzige Gewohnheit. Unsere Häuser sind ihnen unbequem, unsere Bildsäulen und zum Theil auch unsere Schaubühnen erklären sie für unanständig und der dem Schöpfer schuldigen Ehrfurcht zuwiderlaufend. Die katholischen und griechischen Kirchen machen auf sie denselben Eindruck, den die Hindu-Tempel auf uns machen. Unsere

Tänze kommen ihnen wie eine Narrenbelustigung vor und unsere Höflichkeitsgebräuche sind in ihren Augen ohne Würde oder lächerlich. Unsere stets wiederkehrenden Gespräche über das Wetter und ähnliche Dinge halten sie für kleinlich und unnütz. Bei der Betrachtung unserer Gesellschaften fällt es ihnen schwer, die Frauen nicht für öffentliche Mädchen zu halten, denn sie sehen, auch die Mischung der Geschlechter abgerechnet, ein so freies Betragen der Männer gegen die verheuratheten Frauen, wie sichs bei den Türken die Männer nur gegen die eignen Frauen gestatten. Sie halten unsere Haushaltungen für unglücklich, weil wir uns ausser dem Hause zu vergnügen suchen. Sie können nicht begreifen, wie wir unsere Kinder in Kostschulen zu geben vermögen, wo sie mit der Zeit ihren Verwandten und selbst ihren Aeltern ganz entfremdet werden. Das unehrerbietige Betragen europäischer Kinder gegen ihre Aeltern berührt sie stets sehr unangenehm. Aber wenn sie nun vollends zur Betrachtung unserer Staatseinrichtungen übergehen, dann können sie sich von ihrem Erstaunen fast nicht erholen. Unsere Findelhäuser und die Menge feiler Dirnen erscheinen ihnen als Kennzeichen der grössten sittlichen Entartung. Fast alle auf den nämlichen Fuss erzogen, können sie sich keinen Begriff von den verschiedenen Abstufungen unsers gesellschaftlichen Zustandes machen. Denn bei den Türken scheut sich

der ärmste Fakir nicht, den vornehmsten Herrn von freien Stücken anzureden, und dieser glaubt seinerseits ebenfalls nicht, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er mit ihm plaudert. Andererseits sind auch die türkischen Diener gegen den armen oder schlecht gekleideten Mann, der ihre Gebieter zu sprechen wünscht, nicht so grob, wie mancher europäische Kammerdiener, Lakay oder Thürsteher.....

Das gesellschaftliche Leben der Türken ist also von dem unsrigen gänzlich verschieden. Wir suchen nach vollbrachtem Tagesgeschäft unsere Erholung in gemischten Abendgesellschaften beider Geschlechter und bleiben nicht selten bis spät in die Nacht beisammen; wir verlassen von Zeit zu Zeit unsern häuslichen Kreis, wohnen theatralischen Vorstellungen bei u. dgl. m. Die Türken haben im Durchschnitt von diesen Unterhaltungen keinen Begriff; es hält oft schwer, einem Türken, der nie seinen Wohnort verlassen hat, begreiflich zu machen, was ein Theater sei; nur in grossen Städten höchstens sieht man zuweilen Seiltänzer oder Taschenspieler. Ueberall in der Türkei steht der Reiche wie der Arme früh auf und geht zeitig schlafen. Nach Sonnenuntergang werden alle Kaufläden geschlossen und Christen wie Türken begeben sich nach Hause, um den Abend in ihren Familien zuzubringen. Ohnehin würde, da keine Strassenbeleuchtung Statt findet, Jeder, der von

dieser Sitte abweichen wollte, manche Gefahr laufen, wenigstens könnte man von den Hunden angegriffen werden, oder in stockfinsterer Nacht auf dem schlechten Pflaster einen schweren Fall thun.

Nur am Tage also äussert sich das gesellige Leben der Türken. Die Männer besuchen, wie in Italien, die Kaffehhäuser oder die öffentlichen Plätze. Wo es keine Kaffehhäuser giebt, da hat man, in den ansehnlichern Dörfern und den Flecken, wenigstens ein *Kiosk* (*Köschk*) oder einen schattigen Rasenplatz, wo man sich versammelt, um zu schwatzen und zu rauchen. Das Spazierengehen ist eben nicht gebräuchlich, etwa in der Nähe grosser Städte ausgenommen. Die Männer reiten und die Frauen fahren, wie diess z. B. in *Konstantinopel*, *Salonik*, *Larissa*, *Rodosto*, *Adrianopel etc.* geschieht. Gewöhnlicher sind Landpartien, entweder mit der Familie oder mit guten Freunden; denn kein Volk liebt mehr als die Türken den Genuss der frischen Luft und der freien Natur. Man setzt oder legt sich einige Stunden auf den weichen Rasen oder auf Teppiche, isst Obst, trinkt Kaffeh und raucht Tabak.

Die Frauen überlassen, wenn es nur einigermassen möglich ist, die Sorge für die Haushaltung den Sklaven oder Dienstboten und machen einander ebenfalls häufige Besuche. Um sich auf der Strasse nicht zeigen zu dürfen, haben die Höfe

der Häuser, ausser der Hauptthüre, noch auf jeder Seite eine kleine, sehr niedrige Pforte, deren Schwelle kein Mann betreten darf und die nicht einmal ein Schloss hat. Wenn der Türke Frauenpantoffeln vor der Thüre seines Harems sieht, so erlaubt er sich nicht, hineinzutreten, und hat er ja ein dringendes Geschäft darin, so lässt er sich anmelden, damit die fremden Frauen Zeit haben, sich zu verschleiern.

Grosse Versammlungen beider Geschlechter finden nur bei feierlichen Gelegenheiten oder Festen (*Siafet*) Statt, bei Kindstaufen, Heurathen, bei den Türken insbesondere zur Zeit des Bairam, bei der Beschneidung etc. Diese Festlichkeiten dauern auch länger als bei uns, oft drei bis acht Tage, und kosten zuweilen mehre tausend Piaster. Bei den *Slawen* und den *Griechen* sitzt man gern mehre Stunden lang bei der Tafel und tanzt bis spät in die Nacht. Denn wenn sie sichs einmal vornehmen, zu tractiren (serb. *gostowati* oder *tschastiti*, griech. *filewein*), so wollen sie auch, dass die Gäste sich lange daran erinnern sollen. Zuweilen sind solche Gesellschaften auch Pikniks, wo jeder Gast ein Gericht mitbringt. Uebrigens geht es bei dergleichen grossen Feierlichkeiten, der Türken besonders, weit ernsthafter zu als bei uns. Die türkischen Frauen sind stets hinter Gittern versteckt oder dicht verschleiert, und nur bei den Slawen und Griechen essen die Frauen zuweilen in Gemeinschaft der Männer. Das Tanzen überlassen die Türken eigens

dafür gemietheten Personen, welche ein Gewerbe daraus machen. Bekannt ist das Erstaunen eines Türken, welcher einem europäischen Balle beiwohnte. Er konnte nicht begreifen, wie man eine so ermüdende Leibesbewegung ein Vergnügen nennen könne, während ein Anderer ganz ernsthaft bat, damit aufzuhören, weil er glaubte, es geschehe nur, um ihn zu unterhalten.

Der Mangel an Geselligkeit nach europäischer Weise ist Ursache, dass der Fremde in der Türkei, wenn er keine Familie hat, tödtliche Langweile fühlt, besonders des Abends, wo er nicht weiss, wie er seine Zeit zubringen soll. Nur *Konstantinopel*, *Smyrna*, *Salonik*, *Belgrad* und vielleicht noch irgend eine andere Donaustadt, machen eine Ausnahme, weil es hier einen Kern ursprünglich europäischer Bevölkerung giebt. Wenn man sich aber mit seiner Familie anderswo in der Türkei niederlässt, so dürfen die Frauen in der Regel fast keine einzige angenehme Bekanntschaft zu machen hoffen, denn fast alle sowohl türkische als christliche Frauen stehen an Erziehung weit hinter den unsrigen zurück. In den Städten, wo viel Europäer sind, wie in *Pera*, *Belgrad*, *Salonik*, findet der Fremde manche polizeiliche Einrichtungen, die ihm unbequem sind. Man darf z. B. beim Nachhausegehen des Abends nicht singen, ohne von der Bürger-Patrouille arretirt oder wenigstens derb angefahren zu werden; oft ist es auch verboten,

ohne Laterne auf der Strasse zu gehen. In *Konstantinopel* kann man, wenn man spät nach Hause geht, leicht eingeführt werden und statt in seinem Bette auf irgend einer Wachtstuben-Pritsche schlafen. Wer auf einem Boote am Palaste des Sultans vorbeifährt, darf nach dieser Seite hin nicht ausspucken und muss selbst beim heftigsten Regen oder im brennendsten Sonnenschein den Regen- oder Sonnenschirm herablassen. Zum Glück für die Türken haben nicht alle das Recht, dergleichen Schirme zu tragen.

In *Belgrad* giebt es zwar viel Teutsche und Ungarn, besonders Professionisten; aber nur die vornehmsten Familien Serbiens haben europäische Sitten und Gebräuche angenommen, wie das *fürstliche* Haus, die Familien des Banquiers *Germanj*, der HH. *Wutschitsch*, *Petroniewitsch*, *Lazarowitsch*, des Apothekers Hrn. *Math* und einiger höhern Beamten; alle übrigen christlichen Einwohner sind für die Europäer so asiatisch wie die Türken. Bei Belgrad gab es im Sommer 1837 einen kleinen Garten, wo ein teutscher Wirth Bier und Wein schenkte und eine Kegelbahn hatte; ein ähnliches Wirthshaus war in einem andern Theile der Stadt, aber nur wenige Serben gingen hin, die allerwenigsten mit ihren Frauen. Man hat mehre Winter versucht, Bälle in Gang zu bringen, und es sind auch wirklich einige mit Hilfe ungrischer Musikanten zu Stande gekommen. Die fürstliche Fa-

milie hat das Beispiel gegeben, um zu dergleichen Unternehmungen aufzumuntern; dessenungeachtet scheint bis jetzt noch kein Restaurateur gute Geschäfte dabei gemacht zu haben. Man ist für solche kostspielige und für die eifersüchtigen Ehemänner zu gefährliche Unterhaltungen noch viel zu sehr Türk. Allerdings scheint *Belgrad*, was lockere Sitten betrifft, den schlechten Ruf, den es überall in Serbien hat, zu verdienen.

In *Kragujewatz* bestehen die einzigen Sommervergnügungen in Wettrennen und Piknik-Diners auf dem Lande im Schatten eines schönen Baumes, und zwei Kaffehhäuser mit Billards dienen zur Versammlung der Männer. Im J. 1835 hatte Hr. *Wuitsch*, aus Tolna in Ungarn gebürtig, und Direktor des Gymnasiums zu Kragujewatz, sich die Mühe genommen, teutsche Theaterstücke ins Serbische zu übersetzen und sie durch seine Schüler vor dem Fürsten und den vornehmsten Einwohnern aufführen zu lassen. Bezeichnend für die Sitten der serbischen Mädchen war, dass sich keines zur Darstellung der weiblichen Rollen fand, so dass diese von verkleideten Jünglingen gespielt werden mussten. Wir haben 1836 noch die recht leidlichen Decorationen dieses Theaters gesehen, dessen erste Vorstellungen oft von Seiten des Fürsten in einer Weise unterbrochen wurden, welche bewies, dass dergleichen Unterhaltungen etwas ganz Neues für ihn waren. So verlangte er einst, während die

Bühne einen Wald vorstellte, plötzlich ein Schiff wieder zu sehen, das ihm einige Tage vorher sehr gefallen hatte. Ein ander Mal rief er den Fechtenden laut zu, es nicht zu arg zu machen, sie könnten sich umbringen; und einen Sänger, der an einen Baum gebunden war, fragte er, wie er in diesem Zustande singen könne.

Die Türken in Konstantinopel haben statt der Theater nur *chinesische Schattenspiele*, *Marionetten* und einige schlechte *Strassengaukler* (türk. *Peliwan*, griech. *Agyrtes* und *Maskaras*), welche oft die unanständigsten Dinge darstellen. Selbst Taschenspieler sind selten. Im Innern des Landes giebt es Tänzer, gewöhnlich Zigeuner, auch, obwohl seltner, Bärenführer. Uebrigens könnten dramatische Vorstellungen den türkischen Völkern sehr nützlich werden, indem diese durch den Anblick europäischer Lebensscenen die geselligen Vortheile unserer Civilisation würden kennen und schätzen lernen. Wenn ein Türk zum ersten Mal ein Theaterstück sieht, so schüttelt er den Kopf über die künstliche Nachahmung der lebendigen Natur, des Mondes etc., und meint, dass nur Gott, als der allmächtige Schöpfer, Gewalt über diese Dinge habe. Am meisten gefallen ihm die Ballets. Im J. 1838 war eine Gesellschaft von Kunstreitern in Konstantinopel, worunter hauptsächlich ein junges Mädchen die Aufmerksamkeit fesselte. Im J. 1839 sollte ein gewisser *Ali-Aga* europäische Schauspiele

ins Türkische übersetzen, um sie im Freien auf einem neuen Amphitheater aufzuführen, wo die türkischen Damen auf ihren mit Ochsen bespannten Wagen den Vorstellungen würden beiwohnen können.

»Worin bestehen denn nun aber die Belustigungen der Bewohner der Türkei?« höre ich den Leser fragen. — In Musik, Tanz, Pferderennen, Lanzenbrechen, Ringen, Springen, Werfen, besonders Dschirit-Werfen, Ballschlagen, Bogenschiessen (türk. *Okatma)*, Illuminationen, Feuerwerken und Schaukeln, wozu in dem slawischen Küstenlande noch die Kletterstange (*Mât de Coragne*) kommt. An der Donau, in Serbien und der Walachei hat man auch das Kegelspiel. Tänze werden theils von den Frauen des Harems, theils von eigentlichen Tänzern oder Tänzerinnen, die daraus ein Gewerbe machen und meist Zigeuner oder Griechen sind, aufgeführt. Das Lanzenbrechen, Ringen und Zielschiessen sind hauptsächlich Belustigungen der Albanesen, Gebirgsgriechen, auch wohl der Serben, Bulgaren und Bosnier; es sind die gymnastischen Spiele Homers, die sich in ihrer Einfachheit erhalten haben. Die albanesischen und griechischen Palikaren pflegen ein Ei 2- bis 300 Schritte weit aufzustellen und schiessen mit der Flinte darnach, entweder aus freier Hand oder aufgelegt.

Das *Ballspiel* (türk. *Topoyunu*, slaw. *Popik*,

griech. *Pāgnidi tes sfāras*) ist ein Spiel der Reichen in einigen Städten; eben so das *Bogenschiessen*, woran der verstorbene Sultan grosses Vergnügen fand; man sieht auf der Platform der Kaserne, oberhalb Pera, verschiedene merkwürdige Punkte bezeichnet, die er getroffen hat.

Gebräuchlicher noch ist das *Dschirit-Spiel* (slaw. *Dschilitanie*), welches, besonders von Soldaten und Offizieren, zu Pferde ausgeführt wird. Man wirft sich gegenseitig mit hölzernen Spiessen, *Dschirit* genannt; es ist nicht ohne Gefahr, denn man kann ein Auge verlieren oder auch, wenn man, um dem Wurfe auszuweichen, vom Pferde fällt, ein Bein brechen. Die Türken haben als treffliche Reiter dabei Gelegenheit, ihre ganze Gewandtheit zu zeigen.

Die *Schaukeln* (t. *Salendak*, slaw. *Liuljaschka*, armenisch *Lekunt*, wal. *Suiu*, griech. *Moklos* oder *Sanidokuna*) sind hauptsächlich eine Unterhaltung der Frauen und Kinder. Auch hat man (wie im Wiener Prater) eigene grosse *Wägmaschinen* (*Kantar*), auf die man sich stellt oder setzt, um zu erfahren, wie schwer man ist; doch thun diess bei den Türken nur Männer. Die *Illuminationen* (türk. *Donanma*) geschehen mit bunten Laternen, aus Schweinsblasen gemacht, oder auch mit *Bengalischem Feuer*. Bei den grossen Festen der Paschas werden *Feuerwerke* (t. *Fischink*) abgebrannt, worin die Türken sehr geschickt sind.

Im Winter wird in den nördlichen Provinzen der Türkei auf *Schlitten* (slaw. *Sanitze*) gefahren; auch die Kinder haben kleine Schleppschlitten. Im häuslichen Kreise hat man Spiele, die mit unsern *Pfänder-* oder *Strafspielen* übereinkommen, oder man giebt *Räthsel* auf und erzählt *Geschichten* oder *Mährchen*. In den grossen Städten des Orients giebt es bekanntlich eigene Mährchenerzähler, welche ihr Geschäft vorzüglich in den Kaffehhäusern treiben. Auch die *Blinde Kuh* (t. *Geuz-baglama*, sl. *Jemura* oder *Kljepa mysch*, Blinde Maus, griech. *Tuflomaria*) ist ein Gesellschaftsspiel, vornehmlich der Frauen und Kinder. Bei den Slawen und Griechen wird mit Kugeln, oder am Osterfeste mit harten Eiern, ein Spiel gespielt, welches *Kotaljanie* heisst. Es besteht darin, dass man mit seiner Kugel oder seinem Ei eine Kugel oder ein Ei der Mitspielenden zu treffen sucht, welche diese in einiger Entfernung aufgestellt haben. Der Getroffene muss dann das seinige oder sonst eine Strafe dafür dem Treffenden geben. Gewöhnlich spielen die Aeltern dieses Spiel mit ihren Kindern. Sehr gewöhnlich ist auch bei den Slawen und Griechen das *Ringspiel* (türk. *Halka*, slaw. *Prsten*, gr. *Daktylidi*), vorzüglich in der letzten Faschingsnacht. Die Gesellschaft bildet zwei Abtheilungen; die eine hat den Ring und bindet ihn in den Zipfel eines Tasohentuches, während auch in die übrigen drei leere Knoten gemacht werden. Hierauf zeigt

man alle vier Enden des Tuches, und einer von den Spielenden nimmt zwei davon in die Hand, zwei Personen der Gegenpartei aber ergreifen die andern zwei Zipfel. Die den Ring gefasst haben, sind die Gewinnenden und fangen das Spiel von neuem an, indem sie den Ring abermals verstecken u. s. w.

Das slawische *Strohhalmenspiel* (*Batatice slamka*, gr. *Xylarakia*) ist eine Belustigung junger Leute. Jemand von der Gesellschaft nimmt so viel Strohhalmen in die Hand, als Spielende sind. Jeder fasst ein Ende von einem Halme an, ein Jüngling das eine, ein Mädchen das andere; welche nun einerlei Halm ergriffen haben, diese müssen sich küssen. Gewöhnlich wird diess Spiel von Schnittern zur Erntezeit gespielt und man singt dabei verschiedene lustige Lieder.

Das *Mützenspiel* ist ein Spiel der jungen Burschen in Serbien. Sie bilden einen Kreis und einer wirft seine Mütze in die Mitte desselben und vertheidigt sie gegen die Angriffe der übrigen. Wenn es einem gelingt, die Mütze mit dem Fusse auf die Seite zu stossen, ohne den Eigenthümer zu berühren, so werfen sie die andern Burschen weit weg, und der Letztere muss sie holen. Er vertheidigt sie hierauf so lange, bis ihn einer bei dem Angriffe berührt, worauf dieser an seine Stelle tritt und das Spiel von neuem beginnt.

Die slawischen und zum Theil auch die tür-

kischen Kinder haben ebenfalls verschiedene Spiele, wie das *Kreuzerwerfen* (sl. *naduwar Kreyzerom igra*), das *Piltzika*, das *Tschigra* und das *Klis*. Ersteres besteht darin, dass eine kleine Münze oder auch ein Steinchen an eine Mauer geworfen wird, damit es beim Zurückprallen derselben ein gewisses Ziel erreiche oder auch möglichst weit von der Mauer niederfalle. Beim *Piltzika* schnellt einer von den Spielenden mit einem Stock ein auf dem Boden liegendes, an beiden Enden zugespitztes Stück Holz in die Höhe und sucht mit dem Letztern einen auf der Erde gezogenen Kreis zu erreichen, der aber von der Gegenparthei vertheidigt wird. Dasselbe Spiel findet man in Oesterreich (in Böhmen unter dem Namen *Sspačjček*), in der wälschen Schweiz, wo es *Baculo*, und in Paris, wo es *Bâtonnet* heisst. Aehnliche Spiele, die darin bestehen, dass man durch Werfen oder Schleudern ein gewisses Ziel zu erreichen sucht, sind das *Tschigra* und das *Klis*.

Viele glauben, es sei mit den echten Türken grösstentheils kein vernünftiges Wort zu reden; aber wer sich genauer mit ihnen bekannt macht, und mit ihnen zu plaudern versteht, wird mit Erstaunen finden, dass unter der rohen Hülle oft recht viel gesunder Verstand verborgen ist. Wenn sie auch keine Bücher und Zeitungen haben und in der Provinz nur von Reisenden und Courieren politische und andere Neuigkeiten erfahren, so ist

doch auch der gemeine Türke nicht unbekannt mit den grossen Weltbegebenheiten, die auf sein Schicksal Einfluss gehabt haben oder haben werden. Freilich kommt mitten im interessantesten Gespräch zuweilen plötzlich ihr asiatischer Charakter oder auch ihre Unwissenheit zum Vorschein. Als *Weghihi*, Pascha von Belgrad, nach Bosnien versetzt wurde, sagte er. »Das ist mir sehr angenehm; denn wo viel Menschen beisammen wohnen, soll die Luft sehr ungesund seyn; da nun Bosnien schwächer bevölkert ist als Serbien, so werde ich mich dort recht wohl befinden.«

Der Fatalismus (*Kismet*) der Türken oder der Glaube an Vorherbestimmung erstreckt sich auf alle Verhältnisse des Lebens, und tröstet sie allerdings bei jedem Unglück, das sie betrifft; andererseits ist er aber auch dem Fortschreiten ihres Wohlstandes und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse sehr hinderlich. Auch wird dieser Fatalismus oft recht lächerlich. So glauben z. B. die meisten Türken, dass es gar nicht möglich sei, auch aus den bestimmtesten Anzeichen das nächste Wetter vorhersusagen. Wenn aufsteigende Wolken Sturm oder Regen verkündigen, so wird der Türke, wenn man ihn um seine Meinung in Betreff des Wetters fragt, antworten: *Bilmem*, ich weiss nicht, oder *Allah bilir*, Gott weiss es; er wartet, bis er nass wird, und dann erst sagt er: Es ist schlechtes Wetter. Eben so ist, wenn man einen Türken um

die Pest fragt, ob sie nachlasse etc., die gewöhnliche Antwort ein *Allah bilir*, *Allah kerim*, Gott ist gnädig, oder *Inschallah*, Gott gebe es; der bosnische Muselmann sagt halb türkisch halb slawisch: *Schutschur-Bogu*, wie Gott will.

Man macht sich oft lustig über die *Schweigsamkeit* der Türken und über die Pausen, die sie zwischen ihren Fragen und Bemerkungen eintreten lassen; man vergisst aber dabei, dass ihnen auch das zweideutige Talent abgeht, die Lücken der Unterhaltung mit einem Haufen leerer Gemeinplätze auszufüllen. In Europa muss man, gern oder ungern, bei einem Besuch oder an einer Tafel, stets die Zunge in Bewegung setzen, und was für albernes Zeug kommt da nicht selten zum Vorschein! In der Türkei ist es erlaubt zu schweigen, oder seine Pfeife ruhig fortzurauchen, wenn einem gerade nichts einfällt, das gesagt zu werden verdiente. Man geht dadurch Gemeinheiten, Verleumdungen und Klatschereien aus dem Wege. Die Unterhaltung ist ganz zwanglos; man braucht nicht die in Europa vorgeschriebenen abgezirkelten Haltungen und Stellungen des Körpers zu beobachten; selbst der Anzug ist, besonders wenn man als Reisender auftritt, eine Sache von untergeordnetem Belang. Andererseits sind unsere oft geräuschvollen und lärmenden Gesellschaften durchaus nicht nach dem Geschmack der Türken. Wer zu lebhaft wird, schreit oder übertrieben viel Geberden und Be-

wegungen macht, wird leicht lächerlich oder läuft wohl gar Gefahr, für einen Narren gehalten zu werden.

Keineswegs so schweigsam wie die Türken sind die *Slawen*. Diese bringen ihre Zeit gern mit unterhaltenden Gesprächen zu, besonders mit dem, was sie *rasgorowiti*, d. h. einen Gegenstand des Gesprächs gänzlich erschöpfen, nennen. Ueberhaupt sind ihnen gesellschaftliche Belustigungen (*Weselenie*) ein wichtiges Lebensbedürfniss.

Uebrigens darf man die Morgenländer nicht nach einzelnen Reisenden beurtheilen, die nach Europa kommen; denn es verhält sich mit ihnen ungefähr wie mit den Engländern; die Sitten und das Benehmen des Türken sind in der Fremde ganz anders als in seiner Heimath. In Europa unter fremden Umgebungen ganz allein stehend, muss er sich nothgedrungen mehr oder weniger umgestalten; auch fällt es ihm, da ihn Niemand von seinen Landsleuten beobachtet, weniger schwer, etwas von seinen Vorurtheilen und Gewohnheiten aufzugeben. Kommt er aber wieder nach Hause, so findet er Alles noch den europäischen Begriffen und Sitten zuwider und abgeneigt, dass er sich gezwungen sieht, in sein Schneckenhaus zurückzukriechen, wenn er unter seinen Landsleuten nicht ebenfalls allein stehen will.

Ausser Konstantinopel oder vielmehr ausser einem kleinen Kreise der höhern Staatsbeamten

und ihrer Anhänger, ist die Türkei, trotz den Umgestaltungsversuchen des letzten Sultans, noch jetzt dieselbe orientalische Monarchie, die sie im XV. Jahrhunderte war. Europa hat hier noch keinen Boden gewonnen. Eine Menge Dinge sind nur dem Namen nach verändert worden; Einiges hat sich allerdings, durch die Gewalt der Umstände, anders gemacht, aber die wesentlichsten Reformen sind vor der Hand nur erst angeordnet und noch keineswegs ins Leben getreten. Wie in Europa hat die Mode manches Kleidungsstück verändern können, ohne desswegen den Charakter und die Sitten der Orientalen zu vernichten.

Galanterie gegen die Damen ist den Türken und Albanesern, selbst den vornehmern, ganz unbekannt. Der gemeine Muselmann kann nicht begreifen, dass ein Gatte seiner Frau den Arm geben und mit ihr öffentlich gehen kann. Auch die Slawen und die Griechen sind in dieser Hinsicht nicht viel weiter vorgeschritten als die Türken. Das Weib ist für sie ein untergeordnetes Wesen, das man zwar nicht misshandeln darf, aber auch nicht zu liebkosen braucht. Wenn man den Slawen in Gegenwart ihrer Frauen von unserer Galanterie erzählt, so halten sie diess für Scherz und man sieht, dass sie eines solchen Betragens nicht fähig sind. Nur die vornehmern Griechen in Konstantinopel können eine Ausnahme von der Regel machen.

Ein Paar Beispiele von türkischer Artigkeit

gegen die Damen werden den Unterschied zwischen unsern und den türkischen Sitten am besten zeigen. Im Sommer 1837 wurde im Schlosse zu *Belgrad*, als der Sohn des seitdem verstorbenen *Jusuf-Pascha* sich vermählte, ein grosses Fest gefeiert, zu welchem auch die Familie des Fürsten *Milosch* und der österreichische Consul eingeladen waren. Letzterer wollte der Fürstinn Milosch den Ehrenplatz einräumen, aber der Pascha widersetzte sich und zwang den Consul, diesen Platz einzunehmen, indem er sagte: »Du bist mein ältester Freund, also gebührt dir auch der erste Platz.« — Als wir uns in einem mohammedanischen Dorfe des westlichen Bulgariens aufhielten, kamen türkische Weiber, die neben unserm Hause wohnten, und guckten neugierig durch das Gitter zwischen unserm Hofe und dem ihrigen. Ein junger Türk drohte ihnen, obwohl nur im Scherz, mit einer Pistole, aber sie erschraken so heftig darüber, dass sie augenblicklich davon liefen.

Am schlimmsten haben es die Frauen bei den *Walachen* und den *Montenegrinern*. Hier liegt ihnen nicht nur die Erziehung der Kinder und die Sorge für die Haushaltung, selbst die Verfertigung verschiedener Kleidungsstoffe ob, sondern sie müssen auch den grössten Theil der Feldarbeiten und die Abwartung des Viehes über sich nehmen. Wir haben oft mit Unwillen bemerkt, wie Frauen mit schweren Bürden Holz oder Heu belastet von

den Gebirgen herabkamen, während ihre Männer leer nebenher gingen, oder, wie in Montenegro, nur Gewehr und Tabakspfeife trugen. Wie oft sind uns nicht arbeitsame Bulgarinnen oder auch Serbinnen begegnet, die neben dem Wagen, auf dem die Männer schliefen, mit einem Kinde auf dem Rücken einhergingen und zugleich Flachs spannen. Diese Armen können noch von Glück sagen, wenn sie nicht oft ohne alle Ursache von den Männern geschlagen werden. In dieser Hinsicht übersteigt die Rohheit der Walachen, besonders wenn sie betrunken sind, alle Vorstellung.

In Serbien und Montenegro ist es, selbst bei den wohlhabendern Familien, Sitte, dass die Frauen und Töchter dem eintretenden Fremden die Hand küssen und ihn bedienen, so wie sie überhaupt die Haushaltung zu besorgen haben. Selbst die Fürstinn *Milosch* soll sich streng an die Beobachtung dieser alten Sitte gehalten haben. Sie setzte sich, gleich andern Frauen, nicht eher zu Tische, als bis sie die Erlaubniss dazu von ihrem Gemahl erhalten und diesem die Hand geküsst oder wenigstens das Tellertuch umgebunden hatte.

Auf dem Lande sind die Frauen nur die Dienerinnen ihrer Männer, Brüder oder Väter. Sie empfangen sie bei der Heimkehr mit einem Kusse, oft auch mit drei Küssen, je einem auf die Wange, die Hand und die Schulter. Hierauf ziehen sie ihnen die Schuhe oder Stiefel und die Strümpfe

aus und waschen ihnen die Füsse. Dann reichen sie ihnen das Waschwasser, bedienen sie bei Tische und essen erst, wenn die Männer aufgestanden sind, allein, mit den Kindern und Mägden. Dieser Gebrauch der Slawen stammt aus dem höchsten Alterthume, wie diess die alten Volkslieder beweisen. In den Häusern der vornehmen Serben geschieht es auch wohl, dass die Frau vom Hause, wenn ein Fremder als Gast da wohnt, in ehrerbietiger Haltung, mit über die Brust gekreuzten Armen, früh Morgens das Aufwachen desselben erwartet und ihm das Waschwasser darreicht.

Gleichwohl wird fast kein Slawe, viel weniger ein Türk, sein Weib so misshandeln, wie der Walach, der Ungar und mancher teutsche Bauer. Wenigstens ist uns kein Beispiel dieser Art vorgekommen. Da die Frauen weit mehr als ein nothwendiges Erforderniss zur Glückseligkeit des Mannes betrachtet werden als bei uns, so werden sie stets mit Sanftmuth und mit Rücksicht auf ihre natürliche Schwäche behandelt. Uebrigens bemerkt *Mohammed* sehr richtig, da das Weib aus der Rippe des Mannes geschaffen worden, und man einen gekrümmten Knochen, falls man ihn mit Gewalt gerade biegen wollte, zerbrechen würde, so müsse man auch die Fehler des Weibes mit Nachsicht behandeln. Unsere gemeinen Leute werden sich auch wirklich keine Vorstellung von der Schonung machen können, die die Türken gegen

ihre Weiber beobachten. Ein Betrunkener z. B. wird es nicht leicht wagen, in diesem Zustande seinen Harem zu betreten, sondern er schläft seinen Rausch eher bei seiner Mutter oder bei einem Verwandten aus.

Unbekannt ist in der Türkei das Meiste von dem, was bei uns, besonders in Frankreich, hinsichtlich des äussern Betragens, für anständig und wohlgesittet gehalten wird. In einem Gedränge macht man sich, wie in Englannd, mit den Ellbogen Platz. Wer sich am Feuer niedersetzen will und keine bequeme Stelle findet, schiebt ohne Umstände die schon dort Sitzenden rechts und links auf die Seite. Sind es Muselmänner, so wird diess ohnehin nicht als Beleidigung angesehen; sind es Christen, so glaubt man volles Recht dazu zu haben. Andererseits begeht man eine Unhöflichkeit, wenn man sich weigert, sich neben Jemanden zu setzen, der uns Platz macht, oder seine Mahlzeit zu theilen, oder ihn nicht ein Paar Züge aus unserer Pfeife thun zu lassen, im Fall er unsers Gleichen ist, oder auch nicht aus demselben Glase nach ihm zu trinken. Will man, auf dem Diwan sitzend, ein Papier, einen Brief etc., den man gelesen, zurückstellen, so braucht man nicht desshalb aufzustehen, sondern man wirft ihn dem Geber zu. Eben so schleudert uns ein Türk, oder auch wohl ein Christ, eine Birne oder sonst eine Frucht zu, mit der er uns beehren will. Bei der

Tafel ballt nicht selten der Wirth mit den Händen eine Kugel Reiss zusammen und steckt sie einem Gaste, den er vorzüglich ehren will, in den Mund.

In der Türkei weiss man nichts von den tausend leeren und abgedroschenen Complimenten, mit denen man bei uns so viel Zeit verliert und die oft nur ein heuchlerischer Firniss sind. Wenn man Jemanden besucht, so geht der Herr vom Hause oder der Wirth in die Zimmer voraus und wird auch bei der Tafel zuerst bedient, es müsste denn der Gast von einem höhern Range seyn. Der Wirth erschöpft sich nicht in allerlei schönen Redensarten und Entschuldigungen über die schlechtbesetzte Tafel u. s. w., erwartet aber auch vom Gaste keine Lobsprüche. Es wird wenig beim Essen gesprochen und nach der Mahlzeit dankt man mit einer gewöhnlichen Formel. Fehlt dem Gaste etwas bei Tische, so steht der Wirth ohne Umstände auf und reicht es ihm selbst dar. Auch trifft es sich wohl, dass ein reicher Mann vor dem Essen persönlich einen Besuch in der Küche macht, und nachsieht, ob Alles gehörig zubereitet ist. In *Albanien* und *Griechenland* verschmähen es die kleinen Palikaren-Häuptlinge nicht, eigenhändig ein Schaf zu schlachten, es zu zerstücken und zum Braten gehörig zuzurichten.

Will ein Orientale Jemanden zu verstehen geben, dass etwas sehr trefflich schmeckt, so hebt

er die rechte Hand auf und drückt die Finger zusammen, als wenn er den Saft aus einer Frucht pressen wollte. Will er Jemanden zu sich rufen, so sagt er *Gel!* (komm) und giebt, wie wir, mit der Hand ein Zeichen, bewegt sie aber abwärts, nicht aufwärts. Will er verneinen oder etwas bestimmt abschlagen, so spricht er *Chair* (nein) oder *Olmas* (das kann nicht teyn) und wirft dabei den Kopf etwas zurück und giebt mit der Zunge einen verdriesslichen schnalzenden Ton. Um Erstaunen auszudrücken, sagt er: *Masch Allah!* (das ist Gottes Werk); um etwas ernstlich zu versprechen, sagt er: *Basch üstüne!* (bei meinem Haupte), *Sakal üstüne* (bei meinem Barte) oder *Din iman* (bei meiner Treue). Ein sehr feierliches Versprechen ist, wenn er die Hand dabei auf den Koran legt.

Die Slawen sind eben so kurz in ihren Versprechungen als die Türken. Wenn sie sagen: *Já chotiu* (ich will), so kann man sich darauf verlassen; sie sind stolz auf ihren Ruf der Wahrhaftigkeit (*Wernost*). Wir haben Beispiele gesehen, wo der Serbe, auch wenn es ihm unangenehm war, die Ausübung einer gewissen Handlung für Pflicht hielt, weil er sich dazu durch ein Versprechen verbindlich gemacht hatte. Die weniger zuverlässigen *Griechen* glauben ihre Versprechungen durch irgend einen Beisatz verstärken zu müssen. Ein feierlicher Schwur ist: beim Haupte meiner

Kinder. Die serbischen Frauen schwören: So wahr mein Bruder lebt!

Es ist in der Türkei nicht gebräuchlich, beim Gehen die Hände auf den Rücken zu legen, denn eine solche Stellung kann Misstrauen erwecken, als ob man eine Waffe verborgen hielte und feindliche Absichten hegte. Daher haben viele Türken, auch Slawen und selbst Griechen, eine Schnur Glaskorallen (türk. *Tschespi*, sl. *Brojanitze*, gr. *Kombolog*) in der Hand, mit der sie spielen, oder auch einen Rosenkranz, dessen Kugeln sie abrollen, um genöthigt zu seyn, die Hände stets vorwärts zu halten. Wer mit vornehmen Personen, höhern Beamten etc. zu thun hat, muss, wenn er sich ihnen nähert, die Hände unter den langen Aermeln des Kaftans verstecken.

Die *Begrüssungen* sind in der Türkei ungefähr dieselben wie anderwärts in Europa. Man sagt *Guten Tag* oder *Guten Morgen* (türk. *Sabahusunkair-olsun*, oder *Chairola* oder *Sabachtinitz Chairola*, sl. *Dobro dan* oder *Dobro jutro*, alb. *Mirre dit* oder *Mirne straschna*, wal. *Bune Siva*, gr. *Kale hemera*), Guten Abend (t. *Akscham-schifler-chairola*, sl. *Dobro wetscher*, alb. *Mirre Ver* oder *Uernata*, wal. *Bune seara*, gr. *Kale hespera*), und Gute Nacht (t. *Gedsche* oder *Gedschenis Chair olsun*, sl. *Dobra nocz*, alb. *Mirre Nut*, wal. *Bune Noaptea*, gr. *Kale nukta*, oder auch *Hypnon elafon*, guten Schlaf). Besuchende werden mit *Sei willkommen* empfangen

(t. *hosch geldinis*, slaw. *Dobro Doschle*, alb. *Mir Sewien*, gr. *Kalos orisate* oder *orisai*). Wenn man sich unterwegs begegnet, oder wenn man Reisende vorbeigehen sieht, oder von ihnen Abschied nimmt, so sagt der Türk: *Ugurola* oder *Ugurlarola* (viel Glück, oder glückliche Reise, gute Verrichtung), und man antwortet, die rechte Hand aufs Herz gelegt: *Allah manet ola* (Gott vergelte es dir oder euch). Der Slawe sagt: *Phala bog*, *sbogom*, oder *bog swama*, *Pomotz Bog*, *Bog ti pomagao* (Gott sei gelobt, Gott sei mit euch, Gott helfe euch etc.), der Grieche: *Hora kale* (zur guten Stunde), der Walach: *Dumnio so con woe* (der Herr sei mit euch). Bei den Türken grüsst zuerst der Niedere den Höhern, der Gehende den Sitzenden, der Reiter den Fussgänger, der zu Pferde den auf dem Maulthiere und der Letztere den auf dem Esel.

Beim Weggehen und Abschiednehmen hat man ähnliche Höflichkeitsformeln. Die Slawen geben sich die Hände, was man *rukovatise* nennt, oder sie küssen einander auf die Wangen, auch wohl auf den Mund. Wenn man beim Abschiednehmen einer serbischen Dame die Hand küsst, so war es sonst gebräuchlich, dass sie diess durch einen Kuss auf die Stirn erwiederte; diess wird aber jetzt selten mehr beobachtet. Bei den Türken ist das Handgeben in der Regel nicht gebräuchlich, aber sie umarmen und küssen sich. Im Allgemeinen

sind die Türken mit äussern Freundschaftsbezeigungen weit zurückhaltender als die Christen.

Wenn Jemand niest, so sagt man: *zur Gesundheit!* (t. *Chairola*, sl. *na zdrawie*) und der Andere dankt mit *Gott vergelt' es!* (*Allah berekatwersin*). Einem Gähnenden oder Seufzenden rufen die alten Serben oft zu: *Helfe dir der barmherzige Gott*, oder *die heilige Jungfrau.*

Wenn die Türken Gäste bei sich haben, so lassen sie zuweilen in einem besondern Gefäss (*Kadionitza*) Weihrauch (*Tamiam*) anzünden, um einen guten Geruch im Zimmer zu verbreiten.

Der Gebrauch des *Tabaks* ist bekanntlich allgemein durch die ganze Türkei verbreitet. Den *Schnupftabak* (t. *burnotu*, sl. und alb. *Burnut*, wal. *Tabak-merunt*, gr. *Tampakos*) hat man in kleinen Dosen (t. *Kutusu*, sl. *Burnutitza*, wal. *Tabakariu*, gr. *Tampakiera*), die entweder viereckig und von Zinn, oder rund und von Buchsbaum-Holz gemacht, schwarz lackirt und oft mit einem Spiegel auf dem Deckel versehen sind. Es giebt aber auch kostbarere Dosen, selbst solche mit Bildnissen. Die griechischen Geistlichen haben zuweilen Dosen mit dem Bildniss des russischen Kaisers. Sehr selten sind Bildnisse von Frauen. Die Montenegriner haben statt der Dosen kleine lederne Beutelchen.

Das *Rauchen* geschieht auf zweierlei Art, entweder aus langen *Pfeifen*, von 4 bis 7 Fuss (t. *Tschibuk*, alb. *Lul*) oder aus dem *Narguiler.*

Die Tschibuks bestehen aus einem kleinen runden Kopf von rothem Thon und ohne Deckel, und einem langen hölzernen Rohr (t. *Lule*, sl. *Lula*, alb. *Kamisch*, wal. *Pipe*, gr. *Tsimpuki* und *Lules*). Letzteres muss ganz gerade seyn und eine braune, glatte Rinde, ohne Flecken und Auswüchse, haben. Bei Konstantinopel unterhält man dafür eigene Baumschulen von jungen Kirschbäumen, vorzüglich *Prunus halepensis*, welche man durch aufgesetzte Röhren vollkommen gerade und glatt zu wachsen zwingt, so dass das Stämmchen keine Aeste treiben kann. Solche Pfeifenröhre kosten 5 bis 6 Franken, während man die gewöhnlichen für 2 bis 3 Fr. haben kann. Das Mundstück der Pfeife (*Kelibari* oder *Kelibar*) ist entweder von Bein, oder Alabaster oder Bernstein und hat oben eine kugelförmige Gestalt. Unter demselben sind noch zwei kleinere röhrenartige Aufsätze, die bei Reichen und Vornehmen mit Edelsteinen und Perlen besetzt zu seyn pflegen; auch ist in diesem Falle der mittlere Theil des Rohrs mit einem rothen Seiden- oder Baumwollen-Zeuge umwunden, von welchem zuweilen eine kostbare Stickerei herabhangt. Solche Luxuspfeifen sind sehr theuer und werden mit 10 bis 50 Franken bezahlt.

Wenn man in einem Besuchzimmer raucht, so bringt ein Sklav oder anderer Diener dem Gaste die gestopfte und bereits angezündete Pfeife. Er hält sie schwebend auf dem Mittelfinger der rech-

ten Hand, den Kopf vorwärts und die Spitze gegen seine Brust gerichtet oder auf seiner Schulter liegend, und weiss nach dem Augenmass genau die Stelle des Fussbodens zu treffen, wo der Kopf der Pfeife ruhen muss. Hier angekommen, setzt er den Kopf nieder und dreht das Rohr so um, dass die Spitze nur einen oder zwei Zoll von dem Munde des Rauchenden entfernt bleibt, dem er nun das Rohr in die Hand giebt, worauf er unter den Kopf eine kleine messingene Schale stellt, damit der Teppich nicht beschädigt werde. In den Kaffehhäusern werden die Pfeifen nicht angezündet gebracht, sondern der Diener legt, nachdem sie der Gast genommen, mittelst eines Zängelchens eine glühende Kohle auf den Tabak. Für Fremde ist bei dieser Art zu rauchen einige Aufmerksamkeit und Uebung nöthig, denn man kann leicht die Kohle auf den Teppich schütten, was dem Eigenthümer sehr unangenehm ist, da in diesem Artikel grosser Luxus herrscht.

Das *Narguiler* ist vornehmlich in den Städten gebräuchlich und besteht in einem birnförmigen gläsernen, mit einem flachen Boden versehenen Gefässe, das etwa zu zwei Dritteln mit Wasser gefüllt und auf die Erde gestellt wird. Oben ist ein Stöpsel mit einem Loch, welches mit einem darauf befestigten becherförmigen, den Tabak enthaltenden Kopfe in Verbindung steht. An der Seite hat das Wassergefäss eine Röhre, in welche ein

sehr langes, von Leder verfertigtes und mit Metalldraht umwundenes, schlangenförmig gekrümmtes Rohr eingefügt wird. Das Ende dieses Rohrs hat eine Bein- oder Bernsteinspitze, wie die andern Pfeifen. Bei dieser Vorrichtung muss der Rauch durch das Wasser gehen und wird dadurch abgekühlt und milder gemacht; aber das Rauchen selbst ist für die Brust anstrengender als gewöhnlich und das Wasser macht bei jedem Zuge ein nicht immer angenehmes Geräusch.

Das Rauchen ist den Bewohnern der Türkei ein weit grösseres Bedürfniss als den Europäern. Man glaubt nicht, was für eine Menge von Pfeifen mancher Türke den Tag über rauchen kann! Es dient übrigens nicht bloss zum Zeitvertreib, sondern auch zur Milderung des Hungers, so wie gegen Frost und Nässe, ja selbst zur Belebung des Muthes, denn es wird nicht leicht etwas Anstrengendes oder Gefährliches unternommen, ohne vorher eine Pfeife zu rauchen.

Die türkische Sitte fordert, dass nicht bloss der Diener, sondern auch jeder Untergebene oder Niedere sich nicht setze, so lange der Herr oder der Höhere steht. Dieser Gebrauch ist für den Fremden, wenn er türkische Diener hat, so wie auch für diese selbst, oft sehr lästig, da Letztere keine andere Erholung kennen als das Sitzen, während der Fremde nach einem langen Ritte oft

lieber eine Zeit lang auf und abgehen als sich auf türkische Art niedersetzen mag. Man muss sich daher oft eine Weile entfernen, um seinen Leuten keinen Zwang anzuthun. Man sitzt theils mit gekreuzten Beinen (t. *Bahdaschkurmak*), die entweder untergeschlagen oder vorwärts gestreckt werden, theils indem man sich auf ein oder auf beide Kniee niederlässt, theils indem man die Füsse vorwärts biegt, oder auch das rechte Bein auf das linke legt und es mit der Hand anfasst. Alle diese Arten zu sitzen gelten für anständig selbst auf dem Diwan des vornehmsten Herrn; dagegen ist es nicht gebräuchlich, sich auf europäische Art anzulehnen und die Beine auszuspreizen oder vorwärts auszustrecken. Die gewöhnlichste Art zu sitzen ist die mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen. Sich auf ein Knie niederzulassen, ist ein Zeichen der Verehrung. Wenn z. B. ein Tatar einem Wesir aufwartet, so küsst er ihm den Saum des Kaftans, indem er die rechte Hand herablässt, und sie dann wieder emporhebt und damit seine Lippen und seine Stirn berührt; er kniet dann auf den Teppich am Eingange, antwortet auf die Fragen des Herrn und wartet, bis dieser ihn einladet, sich auf den Diwan zu setzen, oder ihm erlaubt, sich zu entfernen. Ist aber der Höhere nur ein Ayan oder auch nur ein Pascha mit Einem Rossschweife, so setzt sich der Tatar ohne Umstände sogleich auf den Diwan; vor einem Pascha mit zwei Ross-

schweifen lässt er sich zwar auf die Kniee nieder, küsst ihm aber das Kleid nicht.

Der Christ muss sich, auch wenn er ein *Kodjabaschi* oder Gemeindevorsteher wäre, dem nämlichen Ceremoniell unterwerfen, wie der Tatar, selbst einem Ayan gegenüber, und höchstens bei einem Aga darf er sich unaufgefordert niedersetzen.

Die Beobachtung der Etiquette ist überhaupt ein nothwendiges Erforderniss in der Türkei. Die Geringern machen es den Höhern nach. Der Hof des Sultans ist einer so ausserordentlichen Etiquette unterworfen, dass sie Jedem, der mit dem Orient unbekannt ist, lächerlich vorkommen muss. So speist z. B. der Sultan stets allein und kann nicht einmal seine Kinder zur Tafel einladen. Wenn er einem Vasallen Audienz giebt, so muss ihm dieser den Stiefel küssen. Selbst Fürst *Milosch* von *Serbien* musste sich diesem Zwange fügen, als er dem letztverstorbenen Sultan zum ersten Mal seine Aufwartung machte.

Im Gespräch mit einem studirten Manne oder einem, der wenigstens lesen und schreiben kann, bedient sich der Türk mehrmals des Titels *Effendi*, Herr. Spricht er mit einem höhern Militär-Offizier, so nennt er ihn *Aga*; dagegen bedient er sich gegen eine vornehme christliche Standesperson des Titels *Tschelebi* (Euer Gnaden) statt Effendi. Der Gruss *Selam aleikum* wird von den Türken nur gegen Mohammedaner gebraucht, aber nie gegen

Christen oder Juden. Bei dieser Gelegenheit ist auch zu bemerken, dass der Fremde im Gespräch mit Türken, besonders höhern Ranges, statt des Wortes *Türk* stets das Wort *Osmanli* gebrauchen muss, denn jene Benennung wird von den echten Nachkommen *Osmans* für ein Schimpfwort angesehen. Eine türkische Frau nennt ihren Mann ebenfalls *Effendi* oder auch *Aga Effendi*. Wenn man mit einer vornehmen Türkinn spricht, giebt man ihr gleichfalls den Titel *Effendi*, oder man sagt auch *Ewet-Effendim*.

Trotz dem letzten Hattischerif befinden sich die *Rajas* (Nicht-Mohammedaner) der Türkei noch immer in einem sehr gedrückten Zustande. Die Christen dürfen z. B., mit Ausnahme der Serbier, keine gelben Pantoffeln tragen. Seit 1722 dürfen die Häuser der Christen am Bosporus nur mit dunkeln Farben angestrichen werden. Ehemals durften sich die Rajas auch die Haare nicht lang wachsen, auf ihren Petschaften den Namen nicht eingraben lassen etc.; aber diese Verbote haben aufgehört, nur türkische Namen sind ihnen noch immer nicht zu führen erlaubt. Der Raja geht aus dem Wege, wenn ihm ein Türk begegnet, und steigt, wenn er reitet, sogar ab. In Albanien kniet der Bauer nieder, wenn ein vornehmer Mann an ihm vorüber geht. Der Raja darf sogar den Türken nicht zuerst grüssen, denn dieser betrachtet den Gruss als eine Verhöhnung, da er weiss, dass der

Christ ihn hasst und nur nothgedrungen ihm Höflichkeit bezeigt. Ehemals durften die Rajas in den Städten auch nicht reiten; dieses Verbot hat aber ganz aufgehört, selbst in *Bosnien*, wo es am längsten in Kraft war.

Die Türken sind auch sehr eifersüchtig in Betreff der Kleidung und der Waffen ihrer christlichen Unterthanen. Sie wollen nicht, dass man sie darin an Luxus übertreffe; vorzüglich ärgern sie sich über Waffen, die mit Silber verziert sind. Ehemals war der Christ, wenn ein Türk ihm begegnete, gezwungen, seine Waffen zu verstecken; diese Demüthigung besteht aber nicht mehr. Dagegen dürfen die meisten Rajas noch immer keine Waffen tragen, ausser wenn sie sich auf der Reise befinden; man ist selbst in einigen Provinzen so weit gegangen, ihnen die Waffen ganz wegzunehmen. Vollständig bewaffnete Christen findet man hauptsächlich in der *Herzegowina*, in *Bosnien* und *Albanien*.

Ueberhaupt muss sich der Christ, den der Türke nie als seines Gleichen betrachtet, eine Menge Dinge gefallen lassen, welche der Türk um keinen Preis leiden würde. Man ist oft erstaunt, über die Grobheiten, welche der Türk dem Raja anthut, während die Christen, ausgenommen die katholischen Albaneser, sich nicht getrauen, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. Einige Stock- oder Peitschenhiebe von Seiten des Türken wer-

den für nichts gerechnet, denn wenn man ihn auch beim Kadi verklagt, so findet er hinlängliche Entschuldigung für ein so kleines Vergehen. Wir haben auf unserer Reise ein Beispiel von dergleichen partheiischer Rechtspflege gesehen. In *Trn* benahm sich der Pope, der zugleich Postmeister war, sehr unartig gegen uns und wir beklagten uns desshalb bei unserm Tataren. Dieser gab ihm, anstatt ihm sein Betragen mit Worten zu verweisen, ohne Umstände einige Hiebe mit der Peitsche. Zwei Monate später, als wir abermals nach *Trn* kamen, stand der unglückselige Pope gerade vor seiner Hausthüre und grüsste uns. Der Tatar erwiederte den Gruss mit einer neuen Tracht Schläge und überhäufte ihn noch dazu mit Schimpfreden, wie *Pesewenk*, *Kiopek*, *Kerata* u. dgl. Die bei diesem Auftritte gegenwärtigen Muselmänner waren selbst darüber aufgebracht, um so mehr, als der Pope zu ihrer Gemeinde gehörte. Sie konnten die Roheit des Tataren nur dadurch entschuldigen, dass sie ihn für närrisch (*Deli*) erklärten, was für den armen Popen freilich eine sehr armselige Genugthuung war.

So lange diese Bedrückungen der Rajas nicht aufhören, wird es auch in der Türkei stets *Haiduken* oder Missvergnügte geben, die sich in die Gebirge und Wälder flüchten. Die Christen werden so viel als möglich ihre Wohnsitze weit von den Strassen und an abgelegnen Orten aufschlagen,

wo sie sicher sind, dass kein Türk hinkommt, einmal, weil dieser keinen Gefallen an blossen Vergnügungsreisen nach solchen Gegenden findet, und dann, weil es daselbst eine hinlängliche Zahl von Gleichgesinnten giebt, die sich eben so wenig bedenken, einen Türken umzubringen, als dieser sich den Mord eines Christen sehr zu Herzen nimmt. Bei den Albanesern ist dieser Hass am stärksten, und unser Tatar brachte in Folge desselben eine sehr unangenehme Nacht in einer Herberge zu *Myrdites* zu, wo die gegen uns freundlich gesinnten Leute sich das Vergnügen machen wollten, ihn aus der Welt zu schaffen, und uns sogar baten, ihnen bei diesem verdienstlichen Werke behilflich zu seyn. Wir überraschten glücklicherweise einen von diesen Männern gerade in dem Augenblicke, wo er mit einem Pistole den Tataren, der sich eben wusch, von rückwärts niederschiessen wollte. Während des letzten Krieges sind mehre türkische Couriere von Christen, die weit vom Kriegsschauplatze wohnten, umgebracht worden.

Wenn man einen Türken besucht, so öffnet man nie die Thüre, ohne anzuklopfen, weil man sonst vielleicht Frauen überraschen würde. Ist der Herr vom Hause nicht zugegen, so wird ein Diener oder ein Kind es sagen, oder auch eine Frau thut es, versteht sich von innen, ohne die Thüre zu öffnen. Besucht man einen Vornehmen und ist man zu Pferde, so steigt man im Hofe unten an

der Treppe ab, wo zu diesem Behuf gemeiniglich ein steinerner Auftritt angebracht ist. Ein Diener begiebt sich sogleich, um den Besuch anzumelden, in das *Selamlik* oder den Empfangsaal, welcher bei den Griechen *Andreïon* heisst.

Ist man bei einem Pascha zum Besuch vorläufig angekündigt, so schickt dieser eine Viertel- oder eine halbe Stunde weit von seiner Wohnung dem Gaste oder Fremden einen Offizier mit einigen Kawas als Ehrenwache entgegen. Wir zogen auf diese Weise in *Istik* und *Kafadartzi* von vielleicht zwanzig türkischen und christlichen Reitern umgeben ein, von welchen die Erstern auf Befehl des Ayan kamen, die Letztern aber, ihren Glaubensgenossen zu Ehren, sich dem Zuge freiwillig angeschlossen hatten.

Zuweilen hat diese Höflichkeit etwas Lästiges, denn kaum ist man irgendwo eingekehrt, so erhält man einen Besuch vom Arzte oder von einem Offizier des Paschas oder des Ayans und verliert damit unnöthig viel Zeit, denn der Besuchende muss mit Kaffeh und Pfeife bewirthet werden. Ueberdiess ist man dadurch genöthigt, der Behörde, auch wenn man es nicht gewollt hatte, ebenfalls seine Aufwartung zu machen. Ist man spät Abends im Orte angekommen, so muss man, da nach dem Akscham (Abendgebet) Niemand mehr empfangen wird, den Besuch auf den folgenden Tag verschieben und der ganze Vormittag ist ver-

loren, da die Paschas ihren Harem in der Regel erst um 10 Uhr, selten schon um 8 Uhr verlassen.

Wenn ein Fremder in ein Zimmer tritt, so erkennt der Herr vom Hause gleich aus dem Masse des ersten Schrittes, dem Platze, wo er zum Grüssen stehen bleibt, und der Stellung und Haltung dabei, den Stand seines Gastes und wie er ihn zu empfangen hat. Ist dieser ein Freund vom Hausherrn, so grüsst er zuerst, und zwar mit *Selam Aleïkum* (Friede sei mit dir), indem er sich zugleich ein wenig bückt, als ob er mit der rechten Hand den Boden berühren oder den Saum am Kleide des Wirthes küssen wollte; hierauf legt er die Hand an die Lippen und die Stirn, was so viel bedeutet als: Ich küsse das, was du sagst, und lege es auf mein Haupt. Der Herr des Hauses antwortet augenblicklich mit *Aleïkum Selam* und macht die nämlichen Bewegungen, so dass Beide sich zu gleicher Zeit bücken, worauf sie sich, wenn sie sich lange nicht gesehen haben, auch umarmen. Der Wirth nimmt den Gast auch wohl beim Arm und nöthigt ihn in einer der Ecken des Diwans sich niederzusetzen, welche die Ehrenplätze sind und gewöhnlich vom Wirthe selbst eingenommen werden. Weigert sich der Gast, so wiederholt jener seine Bitte und setzt sich dann nieder. Die rechte Ecke gilt für den vornehmsten Sitz, und dann folgen im Allgemeinen die Plätze zunächst an derselben.

Hierauf folgen die gewöhnlichen Formeln: *Hosch geldenis* oder *Sefa geldeniz*, sei willkommen; ist der Gast ein Nachbar oder guter Bekannter, so sagt man bloss *Guten Morgen*, *Guten Tag* oder *Guten Abend*. Der Besuchende erwiedert jedes Compliment, indem er, wie der Wirth, mit der rechten Hand die Lippen und die Stirn berührt. Hierauf folgen die Fragen nach dem Befinden, ob die Reise glücklich gewesen etc., welche mit dem nämlichen Ceremoniell beantwortet werden. Diese Höflichkeitsbezeigungen sind dergestalt bei allen Ständen gebräuchlich, dass, wer sie vernachlässigt, für einen ungeschliffenen Menschen gehalten wird. Eine Vorstellung gegen die übrigen Anwesenden findet bei den Türken nicht Statt.

Der Hausherr befiehlt nun, Pfeifen und Kaffeh zu bringen, und deutet durch ein Zeichen den Rang und Stand der Gäste an. Er sagt *Kaweh* (Kaffeh) *smarla*, wenn es ausgezeichnete Fremde oder gute Freunde, *Kaweh getir*, wenn es Leute geringen Standes sind. Ist der Gast vornehmer als er selbst, so bittet er ihn erst um Erlaubniss, ihn mit Kaffeh und Pfeife bedienen lassen zu dürfen. Die Art, wie die Pfeifen vertheilt werden, hat ebenfalls ihr Eigenthümliches, denn es müssen so viel Diener ins Zimmer kommen, als Gäste da sind. Sie versammeln sich am Eingange und gehen dann gemeinschaftlich bis in die Mitte des von den Diwans umgebenen vierseitigen Raumes. Dann nähert

sich jeder einzelne Diener mit abgemessenen Schritten einem Gaste, so dass alle Gäste fast in einem und demselben Augenblicke ihre Pfeifen erhalten. Hat der Wirth *Kaweh smarla* gesagt, so zeigt sich der *Kafedschi* oder *Kafedschibaschi* (der oberste Kaffehdiener) am Eingange des Diwans, am Fusse der erhöhten, mit Teppichen bedeckten Abtheilung des Fussbodens. Er trägt auf beiden Händen, in gleicher Höhe mit der Brust, eine flache Schale mit mehren Tassen und einer kleinen Kaffehkanne, alles mit einem kostbaren Tuche bedeckt. Die Bedienten umgeben ihn, nehmen das Tuch ab und hängen es auf den Kopf und die Schultern des Kafedschi. Hierauf nimmt jeder seine Tasse und alle drehen sich gleichzeitig um, indem sie den Gästen mit denselben abgemessenen Schritten wie bei den Pfeifen den Kaffeh darreichen. Gewöhnlich wird die Tasse in die linke Hand gegeben. Bei vornehmen Herren aber geschieht es auch, dass der Diener die Tasse an den Mund des Gastes bringt, welcher dann den Kaffeh trinken kann, ohne die Hand des Dieners zu berühren. Im erstern Falle aber legt der Gast die rechte Hand auf die Brust, nimmt die Tasse mit der linken und sieht dabei dem Bedienten ins Gesicht. Während der Kaffeh getrunken wird, begeben sich die Bedienten an den Eingang des Diwans zurück und warten mit gekreuzten Armen, bis die Gäste getrunken haben, worauf sie die Tassen wieder in Empfang

nehmen. Nach dem Trinken dankt der Gast dem Wirthe, indem er mit der rechten Hand Lippen und Stirn berührt, was von diesem in derselben Weise erwiedert wird.

Ehe man wieder weggeht, bittet man, wenn der Herr vom Hause vornehmer ist als der Gast, um die Erlaubniss dazu. Beim Abschiede findet dasselbe Ceremoniell Statt, wie beim Empfang. Der Wirth bleibt entweder sitzen oder steht auf, oder begleitet auch wohl den Weggehenden bis an die Thüre, oder zur Treppe oder in den Hof. Hier werden noch ein paar kurze Höflichkeiten gewechselt und man trennt sich.

Noch ist zu bemerken, dass man vor dem Eintreten in ein Zimmer die Schuhe oder Stiefel ablegt und dafür Pantoffeln (*Mest*) anzieht. Auf diesen Gebrauch wird, damit die Fussteppiche nicht beschmutzt werden, in der ganzen Türkei sehr streng gehalten. Zu dem Ende sieht man vor den Sälen der Vornehmen stets eine Menge ausgezogener Schuhe, unter welchen aber beim Weggehen jeder Türke die seinigen sogleich herauszufinden weiss. In einigen sowohl türkischen als christlichen Häusern, wo die hölzernen Treppen besonders reinlich gehalten werden, ist es sogar Sitte, die Schuhe im Hofe auszuziehen. Der Europäer findet diess sehr unangenehm, weil man sich die Füsse leicht erkälten kann; man muss für diesen Fall immer mit Pantoffeln versehen seyn.

Was die Gebräuche beim *Essen* und *Trinken* betrifft, so ist es sowohl bei Armen als Reichen Sitte, sich vor und nach der Mahlzeit die Hände zu waschen, wozu man oft auch Seife nimmt. Die Frauen des Hauses, oder bei Geistlichen und Bischöfen die Novizen, halten zu diesem Behuf mit der linken Hand dem Gaste ein grosses zinnernes Becken (türk. *Legen*, sl. *Tschinia*, gr. *Niptron*) vor, und giessen mit der rechten Wasser auf die Hände, aus einer Art von zinnernem Gefäss, welches fast einer grossen Kaffehkanne gleicht, unten sehr breit ist und einen langen Hals mit einem kleinen Deckel hat. Die Handtücher zum Abtrocknen sind sehr lang und schmal, zuweilen auch in den Ecken mit Gold- oder bunten Seidenstickereien versehen. Viele Türken putzen sich nach dem Essen die Zähne, spülen sich Mund und Nase aus und waschen sich auch äusserlich um den Mund.

Der Wohlstand erlaubt nicht, dass ein Diener mit seinem Herrn an demselben Tische esse; selbst ein Tatar wird sich nicht leicht zu seinem europäischen Reisenden setzen, wenn ihn dieser nicht besonders dazu einladet. Bei den Türken speist der Familienvater häufig allein und wird dabei, wenn es im Harem geschieht, von den Frauen und Kindern, ausser demselben aber von seinen Dienstleuten bedient. Auch die Söhne der vornehmen Leute essen oft allein, weil diess so am Hofe des Sultans gebräuchlich ist. Die türkischen und sla-

wischen Frauen essen ihrerseits mit den Töchtern, und was übrig bleibt, erhalten die Dienstleute. Da der Prophet sagt: Der Rechtgläubige isst nur mit Einem Magen, der Ungläubige aber mit sieben, so assen ehemals die Türken nie mit Christen. Gegenwärtig hat diess aufgehört und nur die Zigeuner werden noch fern von ihren Tischen gehalten.

Mohammed hat ferner gesagt: »Schlafe zur Zeit des *Kailule*, d. h. nach dem Mittagsgebet, denn zu dieser Zeit schläft der Teufel nicht.« Daher ist es überall in der Türkei, selbst bei den Christen, gebräuchlich, nach dem Mittagsessen und nachdem man eine Pfeife geraucht hat, ein kurzes Schläfchen zu machen. Man darf aber nicht schlafen, während die Sonne durch den Meridian geht, sondern erst einige Zeit nachher; denn gerade um die Mittagszeit setzt sich der Teufel die Sonne wie eine Krone zwischen seine Hörner.

Die Speisen werden auf kleinen runden Tischen, *Sofra* genannt, oder auch auf sehr grossen kupfernen Platten, *Sinia*, welche verzinnt und in der Mitte mit blumigen Zeichnungen verziert sind, aufgetragen. Bei den Paschas sind diese Platten oft vergoldet. Ein serbisches Lied erwähnt auch einer ähnlichen Platte von massivem Gold, mit einer Schlange in der Mitte von Gold und Silber, welche einen Diamanten im Munde hat. Diese Platten werden auf ein sehr niedriges, hölzernes oder eisernes, Gestell gesetzt und haben das Bequeme, dass

mit einem einzigen Gange eine ganze Mahlzeit aufgetragen werden kann. Ueber die Strasse trägt man sie auf dem Kopfe. Wenn die Speisen aus einer gewissen Entfernung herbeigeholt werden, so befinden sie sich in zinnernen, eisernen oder blechernen, mit einem Deckel versehenen Schüsseln, welche *Saksia* heissen.

Wenn man bei einem wohlhabenden Türken speist, so ist man von mehren Bedienten in türkischer Livrée umgeben. Diese bedecken die Kniee der Gäste mit langen Servietten, deren Enden mit Flittergold gestickt, die Zipfel aber mit goldnen oder bunten Seidenblumen verziert sind. Eine einzige solche Serviette bedeckt oft die Kniee einer ganzen Gesellschaft; bei Leuten von Stande aber bekommt jeder Gast eine eigne Serviette. In den Häusern der geringern Volksklasse sieht man keine Servietten, sondern jeder Einzelne bedient sich seines Taschentuches.

Die Sofras werden auf einen Teppich gestellt und die Gesellschaft nimmt ringsum Platz. Auf der Platte liegen hölzerne, zuweilen schwarz lackirte, auch wohl beinerne, Löffel, aber höchstens nur ein einziges Messer zum Schneiden des Fleisches. Jeder nimmt einen Löffel und isst damit die Suppe aus der gemeinschaftlichen Schüssel. Hierauf bedienen sich die Essenden der Reihe nach mit den übrigen Speisen, als Braten, verschiedenen Ragouts, Gemüsen, *Pillaw* oder gekochtem und geschmal-

zenem Reiss etc. Das Fleisch bringt man mit der Hand zum Munde, für die übrigen Speisen hat man Löffel. Jeder nimmt sich das Seine immer aus derselben Stelle der Schüssel, so dass nach geendigter Mahlzeit ein *Pillaw* oder ein *Kaimakdscha* (Eier mit Milch und Honig) nur noch aus einer gewissen Anzahl von Scheidewänden zwischen den Stellen besteht, wo die Essenden ihre Speise herausgenommen haben. Aber trotz dem Mangel an Messern und Gabeln, und dem Gebrauche der Finger geht es bei den türkischen Mahlzeiten im Ganzen reinlicher zu, als man sich denken sollte; freilich braucht der Fremde einige Zeit, ehe er sich in dieser Art zu essen die nöthige Fertigkeit erwirbt. Alle Bewohner der Türkei verstehen sich übrigens sehr gut auf das Tranchiren.

Was das *Trinken* betrifft, so giebt es keine Flaschen auf der Tafel, sondern nur Gläser, und man lässt sich von den Bedienten einschenken. Bei den gemeinen Leuten und in den kleinen Hans (Wirthshäusern) hat man ein gemeinschaftliches hölzernes Gefäss (*Tschukura*) mit einem hölzernen Pfropf (*Sabuschatsch*), welches die Runde macht. Im Allgemeinen trinken die Bewohner der Türkei, wie überhaupt alle Orientalen, gar nicht während des Essens, sondern entweder vor oder nach demselben. Unser Gebrauch, Speise und Trank zu gleicher Zeit zu geniessen, kommt ihnen stets sehr sehtsam vor.

Das Wasser befindet sich gemeiniglich in grossen irdenen Krügen, die aus Ungarn kommen und eine schwarze oder auch grünliche Farbe haben. Zuweilen bedient man sich einer Art kleiner Töpfe, oben und unten von gleicher Weite. Doch werden diese mehr zum Weine gebraucht. Letztern, so wie den Branntwein, hält man entweder in Fässern oder in Schläuchen und zieht ihn auf irdene Töpfe von etwa einer Oka (3 Pfund) oder einer halben Oka, oder auch auf gläserne Flaschen von derselben Grösse ab. Auf der Reise und auch in manchen Gasthäusern bewahrt man die geistigen Getränke in kleinen hölzernen Kürbisflaschen, welche rund und auf beiden Seiten plattgedrückt sind, oben einen hölzernen schraubenförmigen Pfropf haben und mittelst eines ledernen Riemens um den Hals gehängt werden. Diese buntgemalten und zuweilen mit teutschen Inschriften verzierten Flaschen kommen aus den österreichischen Ländern nach der Türkei und die gewöhnlichen kosten $2^1/_2$ bis 4 Franken. Die Türken nennen sie *Tschutra*, die Slawen *Tschutura*. Es giebt auch sehr grosse, bis zu 6 Okas oder 18 Pfund.

Wenn auch die Muselmänner den Gebrauch ihres Propheten, die Teller abzulecken, nicht buchstäblich befolgen, so haben sie doch das Talent, so wenig als möglich darauf übrig zu lassen, und viele lecken auch die Finger ab, weil Mohammed diess für ein verdienstliches Werk erklärt haben soll, dem der Segen Gottes folgen werde. Beim

Aufstossen während und nach der Mahlzeit, welches man keineswegs zu unterdrücken sucht, ertönen zuweilen von den übrigen Gästen Glückwünsche, ungefähr wie beim Niesen.

Wenn ein Untergebener von der Mahlzeit bei seinem Vorgesetzten aufsteht, so dankt er ihm für die erzeigte Ehre. Nirgends aber ist es bei den Türken gebräuchlich wie in Teutschland vor dem Essen zu sagen: *Guten Appetit!* oder *Gesegnete Mahlzeit!* oder nach dem Essen: *Ich wünsche Ihnen, wohl gespeist zu haben*, oder: *dass es Ihnen wohl bekomme!* Nur in Serbien und der Walachei hört man zuweilen ähnliche Formeln.

Bei den Slawen, besonders bei den wohlhabenden Serben, und auch bei den Griechen, wo man nach europäischer Art speist, nimmt der Herr vom Hause den obersten Platz bei Tische ein *(Zatschelje* oder *Gornie-Tschelo)*. Sobald er sich gesetzt hat, kommt seine Frau, bindet ihm die mit gestickten Zipfeln versehene Serviette um, küsst ihm die Hand und bittet um Erlaubniss, sich gleichfalls zu setzen, worauf sie ihren Platz unter den Gästen, an einer Seite des Tisches, nimmt. Der dem Herrn gegenüber befindliche Platz *(Zastawa)* ist ein Ehrenplatz; nur bei runden Tischen findet kein solcher Unterschied Statt.

Nach dem Waschen vor und nach der Mahlzeit wird zuweilen ein kurzes Gebet mit leiser Stimme gesprochen. Ist ein Geistlicher da, so verrichtet dieser das Gebet. Wo man nicht betet,

da schlägt man wenigstens ein Kreuz und sagt: Gott helfe uns und lasse es uns gedeihen. Hierauf wird von der Frau vom Hause ein Glas Raki eingeschenkt, welches die Runde am Tische macht, indem der Hausherr es den Gästen zutrinkt, und ihnen für die Ehre dankt, seine Einladung angenommen zu haben. Letztere machen zuweilen, bevor sie trinken, das Zeichen des Kreuzes und bringen, nach einer kurzen Lobpreisung Gottes, die Gesundheit des Fürsten, der Knesen, der Kmeten und des ganzen serbischen Volkes aus. Wie in England bleibt man nach der Mahlzeit gern noch eine ziemliche Weile sitzen, aber nicht um bloss zu zechen, sondern mehr um der Unterhaltung willen. Am weitesten treiben es in diesem Punkte die Herzegowinier.

Das Gesundheittrinken (*Zdrawitza*, t. *Sanitate*, alb. *Schentet*, gr. *Hygieia*) ist bei den Slawen sehr gebräuchlich und es werden zuweilen gewisse Gesänge damit verbunden. Auch die Walachen und Albanesen haben diesen Gebrauch. Dagegen bringen die Türken nur selten eine Gesundheit aus. In Serbien wird dem Herrn vom Hause in folgender feierlicher Weise zugetrunken: »Herr vom Hause! Auf deine Gesundheit! Zuerst auf das Wohl deiner Person, dann auf das Wohl deiner Frau, deiner Aeltern, deiner Söhne, deiner Töchter, deiner Brüder, deiner Neffen, deiner Pathen und Freunde, deiner ganzen Familie und deiner

ganzen Nachkommenschaft! Gott erhalte dir, was er dir gegeben! die Balken deines Dachstuhls! deine Hanfsaaten! deine krummgehörnten Ochsen! deine langschweifigen Kühe! deine Bienenstöcke!« u. s. w. Während der, der die Gesundheit ausbringt, sein Glas leert, steckt ein anderer den Finger ins Ohr und singt: »Möge dem Alles gelingen, dessen Gesundheit wir trinken! Herr vom Hause! Auf dein Wohlergehen! Gott gebe dir Glück und Gesundheit!« Die übrigen Gäste sagen mit leiser Stimme: Amen; das gebe Gott!

Es giebt auch noch viel andere Trinksprüche, welche bei grossen feierlichen Versammlungen, Hochzeiten, Kindtaufen etc. gebräuchlich sind.

Folgende Bemerkungen beziehen sich auf das *Familienleben* in der Türkei. Jede Familie hat ihr Oberhaupt (sl. *Stareschina*), das für das Ganze zu sorgen hat. Bei den Slawen und Albanesen, wo mehre Familien beisammen wohnen, ist es nicht immer der Aelteste, sondern der Verständigste, welchem die Sorge für das Hauswesen und die Verwaltung des Vermögens anvertraut ist. Er giebt den Kindern und Dienstleuten die nöthigen Befehle, vertritt die Familie vor der Ortsobrigkeit und selbst vor den türkischen Behörden, sorgt für die Entrichtung der Abgaben, betet vor und nach der Mahlzeit, empfängt und bewirthet die Fremden etc. In grossen Häusern speisen das Familienhaupt und die Fremden allein, und erst wenn ihre Mahl-

zeit beendigt ist, wird den Arbeitsleuten und zuletzt den Frauen und Kindern aufgetragen. Ist die Familie unzufrieden mit der Verwaltung ihres Hauptes, so wählt sie einen andern an dessen Stelle.

Die Frauen sind, ausser der Besorgung des Hauswesens und der Küche, mit Spinnen und Weben für die nöthigsten Kleidungsstücke der Familienglieder beschäftigt; auch verrichten sie hie und da manche ländliche Arbeiten, wie die Zubereitung des Hanfes, das Getraideschneiden u. dgl. Die türkischen Frauen haben die nämlichen Beschäftigungen, und nur die sehr reichen und die Asiatinnen überlassen die Sorge für das Haus den Dienern und Sklaven, während sie sich bloss mit Weben und Sticken unterhalten. Die Frauen der slawischen Muselmänner sind sehr arbeitsam und kosten ihren Männern fast gar nichts. Die Männer auf dem Lande müssen, ausser den gröbern Feldarbeiten, sich selbst ihre Häuser bauen und eine Menge Dinge verfertigen, für welche es bei uns eigene Handwerker giebt. Gewöhnlich stehen die Nachbarn bei der Aernte einander bei und ganze Dörfer haben oft eine gemeinschaftliche Handmühle, von welcher der Reihe nach alle Häuser Gebrauch machen, während andere gemeinschaftlich Weinlese halten und die Trauben pressen, worauf das Erzeugniss unter die einzelnen Haushaltungen verhältnissmässig vertheilt wird.

Da das Heurathen in der Türkei, vorzüglich

unter den Christen, sehr leicht ist und der Unterhalt einer Familie viel weniger kostet als in Europa, so heurathen die jungen Leute in der Regel frühzeitig, was für die Sittlichkeit sehr gute Folgen hat, denn es giebt hier keine so grosse Zahl von unehelichen und Findelkindern, oder eine solche Menge alter Junggesellen und Jungfern wie bei uns. Oeffentliche Mädchen findet man nur in den grossen Städten und Seeplätzen und in der Walachei. Es sind grösstentheils Griechinnen, Walachinnen und Zigeunerinnen, und in den slawischen Ländern allenfalls katholische Bosniakinnen, noch seltener Bulgarinnen.

Hagestolze sind hauptsächlich nur unter den Mohammedanern anzutreffen, weil, ausser Bosnien, die türkischen Frauen sich nur zu oft aller Arbeit überhoben und bloss zum Vergnügen ihrer Männer und zur Erziehung der Kinder bestimmt zu seyn glauben. Um die leeren Stunden auszufüllen, bringen sie ihre Zeit an der Toilette, in den Bädern und auf öffentlichen Vergnügungsplätzen oder mit zahllosen Luxus-Unterhaltungen zu, für welche der Mann, wie kostbar sie auch oft seyn mögen, wohl oder übel sorgen muss, wenn er Ruhe im Hause haben will. Die Türken gestehen allesammt ganz offenherzig, dass dieser eigensinnige Luxus ihrer Weiber nur zu oft den Wohlstand ganzer Familien zu Grunde richtet.

Die reichen Türkinnen überlassen also die

Sorge für das Hauswesen ganz ihren Sklaven oder Dienstleuten. Nun kann man sich aber, wenn man weiss, dass der Türk von eilf Uhr Morgens, wo er den Harem verlässt, bis Sonnenuntergang, die ganze Zeit ausser dem Hause, im Kaffehhause oder auf dem Bazar etc. zubringt, leicht vorstellen, welche Unordnung da herrschen muss, wo weder Herr noch Frau eine Aufsicht führen. Anderntheils sieht man auch daraus, wie falsch die Begriffe sind, die man sich in Europa von dem Loose der morgenländischen Frauen macht, als ob sie sämmtlich und überall so unter Schloss und Riegel gehalten würden, wie die Frauen im Harem des Grossherrn. Wir wollen übrigens gern zugestehen, dass hie und da ein Pascha oder sonst ein sehr eifersüchtiger Grosser eine junge Schönheit durch einen Eunuchen oder eine alte Negerinn oder auch einen alten abgelebten Türken bewachen lässt. Wir wissen auch, dass viele türkische Damen sich aus Etiquette von einem Sklaven oder sonst einem Diener auf ihren Spaziergängen begleiten lassen. Dieser Gebrauch ist ohnehin im Orient noch häufiger als bei uns, weil man im Allgemeinen mehr Diener hat, deren jeder einzelne für seine Person ebenfalls weniger thut und besser bezahlt ist als bei uns. Aber wie viel andere Türkinnen sieht man nicht ganz allein ausgehen, oder sogar, in Konstantinopel, ausfahren, bloss in Gesellschaft des Kutschers, der oft ein Christ ist

Was die Weiber der niedern türkischen Volksklasse betrifft, so sind sie eben so häufig auf den Strassen, als bei uns, auch eben so neugierig und geschwätzig, und geniessen, da sie ihre Männer den grössten Theil des Tages nicht sehen, unendlich mehr Freiheit, als die gemeinen Weiber bei uns.

Wenn der Türk durchaus nicht gestattet, dass Jemand seine Frau unverschleiert sehe, so geschieht diess nicht sowohl aus Eifersucht, als vielmehr aus Religiosität, da es durch den Koran verboten ist. Eine Frau, deren Schönheit einem Fremden zufällig sichtbar geworden ist, kommt ihrem Manne wie eine verwelkte Blume vor*). Daher können sich die Türken eine Christinn nicht wohl als eine sittsame Frauensperson denken.

Man glaubt ferner in Europa, dass fremde Männer nicht mit türkischen Frauen sprechen dürfen. Diess ist aber nur dann der Fall, wenn der eigne Mann nicht gegenwärtig ist. Die Höflichkeit verlangt, dass man ihn um Erlaubniss dazu bittet. Bei unsern ärztlichen Besuchen, so wie auch auf

*) Man vergleiche das, was in *Beecheys Reise nach der Nordküste Afrikas* (s. d. VII. Jahrgang dieses Taschenbuches, S. 286 u. 287) über den Eindruck gesagt ist, welchen das Miniaturbild einer schönen Engländerinn auf die Araber in Bengazi machte. Beim ersten Blicke, den sie auf das Bild warfen, prallten sie vor *Scham* und *Verwirrung* zurück. Einer nach dem Andern verhüllte das Gesicht und rief aus: Beim Allah! das ist sündlich!

D. H.

der Reise, haben wir oft mit verschleierten türkischen Frauen geplaudert; freilich darf, wenn der Mann zugegen ist, die Unterhaltung nur kurz seyn.

Der Harem mancher Grossen mag allerdings für jeden Unberufenen streng verschlossen seyn, dagegen hat bei vielen vornehmen Türken der Arzt bisweilen unbeschränkten Zutritt. Wir könnten einen Pascha nennen, der drei Frauen hatte und nicht selten, wenn er abwesend war, dem Arzte die Schlüssel zum Harem übergab, damit er seine Besuche machen könne. Auch erinnern wir uns immer recht dankbar an einen serbischen Mohammedaner, bei *Ugrlo* im südlichen Bosnien, welcher uns, in Ermangelung eines andern schicklichen Raums, in seinem Diwan beherbergte, der von dem Harem nur durch eine Thüre getrennt war und überdiess durch ein Wandfenster damit in Verbindung stand. Die Frau und die Dienerinnen guckten von Zeit zu Zeit durch die halbgeöffnete Thüre, um uns zu beobachten.

Im Allgemeinen ist es sehr zu bedauern, dass der Arzt nur zu häufig weibliche Kranke nicht so genau untersuchen kann, als es nach den Regeln der Heilkunst geschehen sollte. Es stehen da eine Menge Rücksichten, eine gewisse Schamhaftigkeit im Wege, die man nur im äussersten Nothfalle, und auch da nur in den grossen Städten, beseitigen kann. Manche Paschas sind so ängstlich im Punkte der Etiquette, dass sie den Namen ihrer

Frau gar nicht ins Gespräch mit dem Arzte zu bringen wagen, sondern ihm ihre Krankheit als die eines vertrauten Freundes beschreiben. Ihre ganze Umgebung weiss dieses, aber Niemand spricht den Namen in seiner Gegenwart aus.

Dasselbe ist der Fall mit der *Verschleierung* der Frauen. Bei uns hat der freundliche Blick eines Mannes, wenn ihm nichts Keckes beigemischt ist, für die Frauenspersonen etwas Schmeichelhaftes. Im Orient dagegen gilt es für eine Beleidigung, eine Person des andern Geschlechts scharf anzusehen oder gar sie unnöthigerweise anzureden, selbst wenn man nichts weiter erblickt, als die schwarzen Augen und zuweilen die Nase, nebst einem Theil der Wangen und der Stirn. Die den Mund und das Kinn sichtbar werden lassen, stehen schon in etwas zweideutigem Rufe. Man darf übrigens nicht glauben, dass nur reiche und vornehme Frauen sich verschleiern; es tragen vielmehr alle, selbst die Bettlerinn, wenn sie auf die Strasse gehen, ausser dem Schleier, noch einen grossen fliegenden Mantel, welcher nicht das Mindeste von der Körpergestalt sichtbar werden lässt. Die Wäscherinnen legen allerdings während der Arbeit das Kopftuch ab, welches ihnen als Schleier dient, haben es aber gleich bei der Hand, wenn ein Mann, auch nur ein einziger, vorbei geht. Sie lachen selbst über dieses Possenspiel, wagen aber doch nicht, es zu unterlassen. Auf dem Lande über-

rascht man im Freien zuweilen eine Türkinn, so wie in Konstantinopel eine schwarze Sklavinn, ohne Schleier, aber sie bitten stets, dass man sich so schnell als möglich entfernen möge.

Nur die mohammedanischen Albaneserinnen in einigen Bezirken von *Ober-Albanien* tragen keinen Schleier. *Pouqueville* sagt dasselbe von den Arnautinnen in *Miraka*, bei Lala in *Morea*. In *Dulie*, wo wir vom Fieber befallen wurden, brachten wir zwei Tage bei einem Bauer zu, dessen Frau und Töchter uns pflegten. »Wir sind keine Türken«, sagte dieser brave Muselmann, indem er uns in sein Haus führte, ohne die Weibspersonen zu entfernen. Andererseits hüten sich in Skutari und andern Städten Ober-Albaniens sogar junge *katholische* Frauenzimmer sorgfältig mit einem Manne auf der Strasse zu sprechen, und gehen nie ohne Schleier aus.

Man hat oft behauptet, dass bei der Art, wie sich die Türken verheurathen, von keiner wahren *Liebe* die Rede sei. Diess ist aber nicht allgemein der Fall. Uebrigens sind die jungen Muselmänner, da es ihnen überhaupt an Gelegenheit fehlt, vor ihrer Verheurathung Bekanntschaft mit Mädchen zu machen, in diesem Punkte weit weniger besorgt, als die europäischen Männer. Wenn ferner bei uns so viele Ehen, die unter den günstigsten Vorbedeutungen geschlossen worden, dennoch nach einiger Zeit ein schlimmes Ende nehmen, so scheint

die Zahl schlechter Ehen in der Türkei eben auch nicht grösser zu seyn als bei uns. Endlich kann sich der Türk, wenn er wohlhabend genug ist, für die getäuschten Erwartungen bei der einen Frau in den Armen einer zweiten entschädigen, und im schlimmsten Falle bleibt ihm die Scheidung übrig, die keine grossen Schwierigkeiten hat.

Wir dürfen übrigens versichern, dass wir Muselmänner kennen gelernt haben, die so verliebt (*aschek*) waren, als irgend ein Europäer. Wenn es ihnen auch nicht immer gelingt, ihre Zukünftige vor der Heurath von Angesicht zu sehen, so wissen sie sich doch auf andere Weise genügende Beschreibungen von ihrer Person und ihrem Wesen zu verschaffen. Auch haben wirklich viele junge Leute Gelegenheit, ihre Verlobte vor der Hochzeit zu sehen. Es kommt ihnen dabei auch die natürliche Neugierde des Mädchens selbst entgegen. Manche Gartenmauer, sowohl in Städten als auf dem Lande, wird wie anderwärts ohne Vorwissen der Aeltern überstiegen. Auch sonstige Liebeshändel und häufige Entführungen finden Statt, bei welchen es nicht immer auf eine Heurath abgesehen ist. Freilich nehmen sie, bei den strengen Strafen, die auf dergleichen Verbrechen gesetzt sind, oft ein schlimmes Ende.

Ehcliche Verbindungen finden in der Türkei grösstentheils nur unter Personen derselben Nation und desselben Glaubens Statt. Als Ausnahme

können bloss einzelne Fälle angeführt werden, wo Türken sich mit Zigeunerinnen verheurathen. Da jedoch dergleichen Verbindungen sich später durch die Farbe der Kinder verrathen, so werden sie von den übrigen Türken mit ungünstigen Augen angesehen. Auch kommen Heurathen zwischen katholischen oder griechischen Albaneserinnen und albanesischen Muselmännern vor, die natürlich von der christlichen Geistlichkeit für etwas höchst Strafbares erklärt werden, obschon sie bei den bürgerlichen Verhältnissen der verschiedenen Bewohner Albaniens eben so natürlich sind als unsere gemischten Ehen.

In Folge nationaler Abneigung verheurathen sich die *Griechen* nicht leicht mit den *Serben*, wohl aber mit *Walachen*, *Epiroten* und selbst mit *Bulgaren*. Auch *Serben* und *Bulgaren* verheurathen sich. Eine Türkinn zur Frau zu nehmen, halten sowohl die Serben als die Bulgaren für sündhaft, weil sie nicht getauft und folglich unrein ist. Die Griechen sind in diesem Punkte weniger bedenklich. Als *Tscherni-Georg* im J. 1807 Belgrad einnahm, wurden die von den Serben gefangenen jungen Türkinnen theils Zigeunern theils Griechen überlassen. Die Türken heurathen auch Griechinnen und Slawinnen. Häufig wird dabei die Annahme des Islam zur Bedingung gemacht, doch unterbleibt diess auch zuweilen und die Frau erhält freie Religionsübung, wie diess z. B. mit der be-

rühmten *Walisika*, der Lieblingsfrau *Ali Pascha's* von Janina, der Fall war. In Bosnien sind dergleichen Heurathen sehr gemein, sowohl mit Katholikinnen als mit Griechinnen.

Die *Heurathsverträge* werden theils schriftlich theils mündlich und in Gegenwart von Zeugen geschlossen. Mädchen werden bereits mit dem neunten Jahre für heurathsfähig gehalten. Die türkischen Heurathen (*Ewlenmé*) geschehen am häufigsten durch Mittelspersonen von gesetztem Alter. Der wechselseitige Ringtausch ist bei den Muselmännern nicht gebräuchlich, wohl aber findet er bei allen christlichen Ehen Statt, wo man, im Fall ein goldner Ring zu kostbar für den Vermögensstand der Brautleute ist, einen messingenen dafür nimmt.

Die Verheurathung mit einer Wittwe ist weniger kostspielig als die mit einer Jungfrau, weil jene bescheidenere Ansprüche macht. Wer eine Jungfrau heurathet, muss den gewöhnlichen Geschenken für die Aeltern noch eine vollständige türkische Zimmer- und Kücheneinrichtung, Kleidungsstücke und Wäsche, Alles doppelt, wenigstens 20 Hemden, 20 Tücher u. dgl. hinzufügen. Die Verwandten und Freunde machen, wie bei uns, den Brautleuten Geschenke. Der Eine bringt ein Pferd, der Andere eine Kuh, noch Andere geben Kleidungsstücke oder liefern auch nur ein Gericht zum Hochzeitsmahl. Die Braut hat auch ihre Kranzjungfern. Sobald von den Aeltern des

jungen Paars die Morgengabe bestimmt ist, welche der Bräutigam zu entrichten hat, so schreitet man unverzüglich zur Hochzeit, bei welcher ein Imam nothwendig ist. Dann folgt das Fest (*Schumbusch*), nach dessen Beendigung der junge Mann mit seinen Freunden und den Aeltern die Frau in sein Haus führt. Voraus geht Musik, wenigstens ein Mann mit einer grossen Trommel (*Dawul*), die oft roth angestrichen ist. Bei den reichen Türken, so wie bei den Slawen, beginnen die Festlichkeiten schon vor der eigentlichen Hochzeit und dauern bisweilen vierzehn Tage. Wenn die junge Frau im Hause des Mannes ankommt, wirft sie kleine Münzen (*Paras*) aus, um anzudeuten, dass sie Ueberfluss in das Haus bringt.

In solchen türkischen Haushaltungen, wo es mehre Frauen giebt, besorgt in der Regel die älteste oder erste, d. h. die der Mann zuerst geheurathet hat, die Wirthschaft, und ist meistens auch angesehener als die andern. Doch liebt der Mann oft am zärtlichsten und beschenkt am reichlichsten diejenige, welche ihm die meisten Kinder gebiert.

Die *serbischen Muselmänner* in Bosnien beobachten die meisten slawischen Hochzeitsgebräuche, und in der Herzegowina dauern die Festlichkeiten oft 3 bis 4 Wochen; doch wird, ausser wenn Christen dabei sind, nicht getanzt. Die slawischen Volkslieder beweisen, dass die Heurath im Leben der Slawen einen viel wichtigern Abschnitt macht,

als bei uns, und dass nichts ihre Anfmerksamkeit und Sorge so in Anspruch nimmt als dieses Ereigniss und die damit verbundenen Feste. In der Herzegowina bestehen die Unterhaltungen der muselmännischen Gäste in Pferderennen, Wettläufen und Belustigungen mit der Kletterstange (*Mât de Cocagne*). Man wählt zu der Letztern einen der höchsten Tannen- oder Buchenstämme, welcher mit Seife oder Inselt bestrichen wird. Auf dem Wipfel werden einige Ellen rothen Tuches befestigt, als Preis für denjenigen, der ihn erreicht. Es fehlt nicht an Leuten, besonders unter den Muselmännern und Zigeunern, die sich daran versuchen. Jeder hat um den Hals einen Sack voll Asche, um die Hände damit rauher zu machen. Nicht selten aber bleibt der Baum bis nach der Hochzeit stehen, ohne dass Jemand den Preis davon getragen hätte.

Bei den *Albanesen*, den *Griechen* und den *Zigeunern* sind die Aeltern, wie bei den *Slawen*, wenn sie ihre Kinder verheurathen, wenig um die Neigung derselben bekümmert. Man verlobt aus blossen Familienrücksichten oft schon Kinder in der Wiege und macht ihnen sogar ein Geheimniss daraus, bis sie das erforderliche Alter erreicht haben, welches bei Mädchen das zwölfte, bei Jünglingen das achtzehnte Jahr ist. Ja sogar schwangere Frauen schliessen schon Verträge dieser Art ab, je nachdem sie hoffen, einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt zu bringen. Wenn erwachsene

Kinder verheurathet werden sollen; so schickt der Vater des Jünglings einen Verwandten an den Vater des Mädchens (alb. *Nusa*, gr. *Nymphe*). Willigt der Letztere ein, so übergiebt ihm, bei den Christen, der Abgesandte einen Ring und schliesst nun über das Heurathsgut ab, welches der Bräutigam zu entrichten hat. Dieses besteht in Vieh, Lebensmitteln und baarem Gelde. Auch sind bei diesen Völkern Brautführer (*Komparos* oder *Paranymphios*) und Brautjungfern (*Paranymphe*) gebräuchlich.

Die Heurathen der *Muselmänner* in Albanien werden ungefähr auf dieselbe Weise vollzogen, nur dass dabei mehr geschossen und getrommelt wird. Die Begleitung einer albanesischen Braut, wenn sie ihren Einzug in das Haus des Mannes hält, ist wegen des kriegerischen Costumes der Schkipetaren weit malerischer als bei den Türken. Die über und über verschleierte junge Frau reitet hinter dem Zuge, welcher aus den Aeltern, Verwandten, Hochzeitgästen und dem jungen Ehemann besteht, der den ganzen Zug ebenfalls zu Pferde anführt. Sie selbst hat zwei Brautführer, ihre Brüder und die nächsten Verwandten des Bräutigams um sich, und den Beschluss des Gefolges macht der Trommelschläger. Ausserdem gehört zur Begleitung auch der *Spassmacher* (*Kumowski Momak* oder *Lokua*).

Die albanesischen Hochzeiten dauern drei bis fünf, ja selbst bis zehn Tage und der Bräutigam

muss den nächsten Verwandten der Braut Geschenke machen. Wenn die Braut bei seinem Hause ankommt, geht er ihr entgegen und empfängt sie, worauf sogleich in Gegenwart der Aeltern von einem mohammedanischen Geistlichen die Trauung vollzogen wird. Unter den Muselmännern in *Ober-Albanien* ist es, wie bei den Türken, gebräuchlich, dass die Braut sich nicht eher als nach der Trauung entschleiert. Auch erhält sie von den Aeltern nur Kleidungsstücke, Wäsche und Schmucksachen. Bei den Muselmännern und Christen in *Unter-Albanien* kniet die junge Frau, wenn sie zuerst bei ihrem Manne ankommt, vor ihm nieder und küsst ihm die Hand. Zugleich legt sie ihm einen Sack und einen Strick zu Füssen, um damit anzudeuten, dass sie alle Lasten tragen und für die Erhaltung des Hauswesens sorgen will. Bei dem Hochzeitsmahl speisen Mäuner und Frauen abgesondert. Die junge Ehefrau hat das Recht, während der ersten vier Wochen nach der Hochzeit einen scharlachrothen Schleier zu tragen. Wie bei den Slawen ist ihr erster Gang an den Brunnen, der das Haus mit Wasser versorgt, eine Art von Feierlichkeit.

Die *Kinder* werden in *Serbien* gewöhnlich zwei Jahre lang gesäugt; nur in der dritten Fastenwoche vor Ostern dürfen die Mütter ohne Erlaubniss des Priesters dem Kinde nicht die Brust reichen. In *Montenegro* werden die Kinder erst im

dritten Jahre, zuweilen auch noch viel später entwöhnt. Die *Türkinnen* stillen, um ihre Schönheit zu bewahren, die Kinder selten länger als ein Jahr, und wenn sie wohlhabend sind, halten sie sich eine Amme.

In der Regel werden die Kinder stark mit leinenen Binden (sl. *Powoj*) eingewickelt, so dass das kleine Geschöpf weder Hände noch Füsse bewegen kann. Bei reichen Leuten sind sie überdiess noch mit Kleidungsstücken und zuweilen goldgestickten Mützen beladen. Ein besonderer Zierath besteht in den Buchstaben des arabischen Wortes *Masch-Allah*. Fallkappen, um den Kopf des Kindes beim Fallen zu beschützen, tragen nur die Kinder der Reichen und Vornehmen. Statt der Wiegen hat man bei den Slawen und Albanesern eine Art kleiner hölzerner Krippen, die die Mutter leicht auf den Rücken nehmen kann. Bei den Türken und reichen Leuten liegt das Kind in einer Art Hangmatte, welche an der Wand oder Decke des Zimmers befestigt wird.

Die *Taufe* ist bei allen christlichen Bewohnern der Türkei ein grosses Fest, so wie die Geburt des Kindes für die Osmanen. Es werden Geschenke gemacht und Mahlzeiten veranstaltet. Die Muselmänner geben am siebenten Tage dem Kinde seinen Namen und schlachten bei dieser Gelegenheit ein Lamm. Die gebräuchlichsten Taufnamen der Slawen sind für die Männer: *Jowan* oder *Iwan*

(Johann), verkleinert *Iwantsche* (Hännschen), auch *Joko, Jowo* oder *Iwo*; *Marko* (Markus), verkl. *Muio* oder *Muo; Stephan, Stevan* oder *Stjepan*, verkl. *Stewo* oder *Stewa*; *Petar, Petarschin* (Peter), verkl. *Pero; Pawlo* oder *Paolo* (Paul); *Kostantin* oder *Kostadin* (Konstantin), verkl. *Kosta; Dimitrie, Dimitria* (Demetrius), verkl. *Dmitar* oder *Mitar*, auch *Mitcho*; *Mateo* (Matthäus), verkl. *Mata; Aleksa* oder *Aleksia* (Alexis); *Wasilje* (Basilius), verkl. *Waso; Miaelo* (Michael), verkl. *Mio; Jewrem* (Ephraim); u. a. m. In Bosnien sind die 7 oder 8 ersten Namen vorzüglich häufig, am gemeinsten aber *Muo; Petko* (Freitag) ist ein sehr gewöhnlicher bulgarischer Name. In der Herzegowina und Dalmatien kommt *Stojan* (Stanislaus) oft vor.

Die gebräuchlichsten Weibernamen sind *Maria, Mara; Katta* (Katharina); *Sara; Eva; Ana* oder *Anka* (Anna); verkl. *Anuschka* oder *Aneta; Ljubitza* (Louise); *Jelisabeta* (Elisabeth); *Jana, Janja* oder *Iwana* (Johanna); *Todora* oder *Theodora*, verkl. *Toda; Rosa* oder *Ruscha; Ruschitza* (Röschen); *Ikonia; Nikolia; Margita* (Margaretha); *Sophia, Paraskewia* u. a. m.

Die gemeinsten *türkischen*, zum Theil *jüdischen*, Namen sind: *Ibrahim* (Abraham), verkl. *Ibro; Mehmed, Mehmed-Ali, Osman, Ali, Mustapha, Hussein, Selim, Mahmud, Abdullaham, Tahir, Jasap, Soliman* (Salomon), *Jussuf* (Joseph), *Daud* (David), etc. Am geachtetsten aber sind der Name *Mo-*

hammed und die Namen der ältern Propheten *Ahmed, Mahmud, Mustapha.* — Um Verwechslungen vorzubeugen, setzen die Osmanen zu ihrem Namen den Namen ihres Geburtsortes, z. B. *Ali-Drama* (Ali von oder aus Drama), *Jussuf-Seres* (Jussuf von Seres), *Selim-Selanikli* (Selim von Salonik) etc. Die Paschas erhalten zuweilen, als Verdienstbelohuung, gewisse Ehrennamen, z. B. *Gasi* (Sieger oder Held), *Aslan* (Löwe) etc. Diesen Namen setzt der Pascha dann auf sein Siegel. Die Griechen haben ihrerseits die Schwachheit, sich Namen aus der alten klassischen Zeit zu geben *).

Eine besondere Feierlichkeit der mohammedanischen Albaneser ist noch, wie im Alterthum, das *erste Haarabschneiden* des erwachsenen, mannbaren Knaben, der von nun an Pistolen tragen darf. Man bittet dazu einen Pathen (*Nonos*), der das Geschäft zu verrichten hat. Bei den christlichen Albanesern, die sich den Kopf nicht scheeren, vertritt die Uebergabe der Pistolen die Stelle des Haarabschneidens.

Die *Beschneidung* (*Sunnet*) der Knaben geschieht bei den reichen Türken im Alter von 14 bis 15

*) Das sollte man doch nicht Schwachheit nennen. Ein berühmter Name kann für das Kind ein Sporn werden, dem nachzueifern, der ihn ursprünglich trug. Und dieas ist ja wohl zuerst der Zweck aller Namen, bei Christen, Juden und Heiden gewesen.

D. H.

Jahren, bei den übrigen, wenn sie 7 oder 8 Jahre alt sind. Hr. v. Hammer sagt auch, dass es schon am siebenten Tage nach der Geburt Statt finde. Dabei wird ein kleines Fest gegeben und der Knabe empfängt neue Kleider, besonders von grüner Farbe. Bei den Juden wird die Beschneidung schon verrichtet, wenn das Kind noch an der Mutterbrust liegt. Es geschieht ebenfalls mit grosser Feierlichkeit. Gäste werden eingeladen und man lässt, je nach Umständen, Musikanten und Tänzer kommen. Wenigstens muss eine Trommel dabei seyn.

V.

ERINNERUNGEN AUS TSCHERKESSIEN.

Nach Bell *).

Das in neuester Zeit durch seinen muthigen Widerstand gegen die Angriffe der Russen so berühmt gewordene Volk der *Tscherkessen* bewohnt den westlichsten Theil des *Kaukasus*, längs den Abhängen desselben einerseits nördlich nach dem Flusse *Kuban*, andererseits südwestlich nach dem Schwarzen Meere. Land und Volk sind in dem von mir bearbeiteten ersten Bande von *Schütz's Allgemeiner Erdkunde* (Wien, bei Doll, 1829 u. ff.)

*) *Journal of a Residence in Circassia* during the Years 1837 1838 and 1839. By *James Stanislaus Bell.* II. Voll. London, 1840. (Mit Steintafeln und einer Karte.)

nach den damals vorhandenen Hauptquellen, den Werken von *Klaproth*, *Parrot* und *Engelhardt*, dargestellt worden. Letztere sind noch immer das Vollständigste und Gründlichste, was die geographische Literatur über die Kaukasus-Länder aufzuweisen hat. Neuer sind die Reiseberichte der Franzosen *Gamba*, *Dubois de Montpereux* und *Marigny*, und das Neueste erfahren wir aus dem Tagebuche des Engländers *Bell*, von dem wir hier das Wichtigste ausheben wollen. Das in den letzten Jahren von mehren teutschen Zeitschriften vielfach ausgebeutete Werk des Engländers *Spencer* ist ohne Zweifel nichts weiter als eine grösstentheils aus *Marigny* entlehnte Compilation, wie schon gleich nach seinem Erscheinen von dem Berichterstatter im *Quarterly Review* sehr wahrscheinlich gemacht wurde *). —

*) *Spencer* nennt sich auf dem Titel auch als Verf. der ebenfalls zu London erschienenen *Sketches of Germany*. Dieses Buch trägt aber alle Kennzeichen eines in London oder sonst irgendwo aus halbverstandenen teutschen Quellen zusammengetragenen Machwerks an sich. Der Verf. beschreibt unter andern bei *Karlsbad* einen Nachmittags-Spaziergang, den er nach den Ufern der *Elbe* gemacht hat und wo ihn, in der Gegend von *Aussig* oder *Tetschen*, die Nacht überraschte, so dass er in einem *ganz böhmischen* (tschechischen) Dorfe zu bleiben genöthigt war, und sich Niemanden verständlich machen konnte. In *Prag* hat er angeblich im *Weissen Löwen* gewohnt und stellt diesen als einen Gasthof des ersten Ranges dar.

Bell, ein englischer Handelsmann, der schon früher eine Reise nach Tscherkessien, um merkantilische Verbindungen anzuknüpfen, unternommen, hatte bei seiner zweiten Reise zu den Tscherkessen auch einen politischen Zweck. Er machte diesem tapfern Volke, wie aus den Zeitungen hinlänglich bekannt ist, Hoffnungen zu einer Unterstützung von Seiten der englischen Regierung, und suchte während eines dreijährigen Aufenthalts im Lande alle Hilfsquellen und Verhältnisse desselben möglichst genau kennen zu lernen. Der gewissermassen amtliche Charakter, unter dem er auftrat, verschaffte ihm natürlich überall gute Aufnahme und er konnte, da er mit allen Ständen im vertrautesten Umgange lebte, Beobachtungen machen, zu welchen bei diesen misstrauischen Völkern ein anderer Reisender nicht leicht Gelegenheit findet. Der grösste Theil seines Tagebuches enthält Erzählungen und Bemerkungen über Gefechte mit den Russen, bei denen seine Gastfreunde oder deren Angehörige und Nachbarn mehr oder weniger betheiligt waren, und dazwischen sind Mittheilungen über Landesbeschaffenheit, Volkseigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche, bürgerliche Verfassung, Religionsverhältnisse etc. eingestreut, wie sie sich den Beobachtungen des Verf. Tag für Tag dargeboten haben. Wir werden, um einige Ordnung in das Ganze zu bringen und einen Ueberblick von der wissenschaftlichen Ausbeute zu erhalten, das Gleich-

artige zusammenstellen und die kriegerischen Ereignisse so wie die politischen Bemerkungen übergehen.

Es war an der Mündung des *Subesch* (auf der Karte *Subasch*) ins Schwarze Meer, unter 43° 40′ nördlicher Breite, wo Bell nach einer ziemlich langwierigen Ueberfahrt (von Sinope an der asiatisch-türkischen Küste) am 24. April 1837 ans Land stieg und sogleich durch Vermittelung einiger angesehenen Tscherkessen, die mit ihm die Reise gemacht hatten, von einer hier wohnenden Familie gastfreundlich anfgenommen wurde.

Dieser Theil der Küste gewährt, wie überhaupt die ganze Küste von *Anapa* in Nordwesten bis *Sukum-Kaleh* in Südosten, den Anblick eines schönen Hochlandes, einer zusammenhangenden Reihe waldiger Berge, zwischen denen sich, fast in ziemlich gleichen Entfernungen von einander kleine von Flüssen durchströmte Thäler bis zum Meere erstrecken. Bei Subesch laufen die Berge als grosse Rücken, wie gewaltige ununterbrochene Mauern, bis zum Meere; anderwärts haben sie eine kegel- oder kuppelförmige Gestalt, oder sie erscheinen als zerklüftete thurmähnliche Klippen u. s. w. Fast alle sind bis zum Gipfel mit Waldung, vornehmlich Eichen, bedeckt. Sie scheinen aus einem nicht sehr festen Thonschiefer zu bestehen, dessen verwitterte Abfälle den Grund der zahlreichen Thäler

mit einer Schicht tiefen und höchst fruchtbaren Bodens bedeckt haben. Das schmale Thal des *Subesch* ist besonders fruchtbar und auch trefflich angebaut. Es enthält eine Fülle von Bäumen und die grössern darunter sind mit gewaltigen Weinstöcken umrankt, aus deren Trauben ein guter Wein und auch Branntwein bereitet wird. Niedrige Hügel fassen das Thal zu beiden Seiten ein und sind theils mit Feldern, theils mit Obstbäumen oder schönen Wiesenteppichen voll wilder Blumen bedeckt. Aber nirgends sieht man Häuser im Thale; diese sind vielmehr gruppenweise höher oben in den waldigen Seitenthälern versteckt, ohne Zweifel in Folge des Krieges, der diese Küstengegend so lange verwüstet hat. Der Pflanzenwuchs schien dem Verf. derselbe zu seyn, wie er die englischen Berge schmückt, nur dass Alles viel üppiger wucherte. Haselstauden, Brombeersträucher, wilde Rosen und Weissdorn standen in der schönsten Blüthe und die Zwischenräume erfüllten dichte Massen von Farnkraut. — Das Thal *Wardan*, 8 engl. M. weiter südöstlich, ist von niedrigen, theils waldigen theils angebauten Bergen eingefasst, und erhebt sich landeinwärts zu einer Gruppe höherer und dicht bewaldeter Gebirge, deren höchste Gipfel am 27. April noch mit Schnee bedeckt waren. Das Thermometer stand Mittags auf 58° F. (11⅑ R.).

Von Wardan begab sich Bell am 1. Mai, zu Pferde und in Begleitung einiger Tscherkessen, nach

dem 10 engl. M. weiter südöstlich liegenden *Sutscha*. Der Weg führte längs dem Meeresufer hin, Anfangs über einen schmalen Strich fruchtbaren und gut angebauten Bodens, zwischen dem Meere und den Bergen. Weiterhin reichten Letztere dicht bis ans Meer. Um ein kleines Vorgebirge biegend sah man die schöne *Bay Mamai*, die bis ans Ufer mit Bäumen bedeckt war. Nach dem Innern erhoben sich waldige Berge in mannichfaltigen Formen und hinter diesen eine Reihe mit Schnee bedeckter Piks, zu einem Theile der Hauptkette des Kaukasus gehörend, der sich hier bis zum Fort *Gagra* (43° 20′ Br.) erstreckt. Die Bay Mamai wird gewöhnlich als ein trefflicher, für grosse Schiffe geeigneter Hafen geschildert, scheint aber, da sie einen sehr stumpfen Winkel macht, wenig sicher zu seyn. Sie ist nach Südwesten gerichtet und hat übrigens einen guten Ankergrund. Der Strand nächst dem erwähnten Vorgebirge war mit grossen Blöcken bunten Sandsteins bedeckt, die von dem vom Meere unterwaschenen, mit üppigem Baumwuchs bedeckten Hügel herabgestürzt waren.

Von hier ging es weiter zum Flusse *Terampse*, dem grössten nächst dem *Subesch*, den der Verf. an dieser Küste gesehen hatte. Er war zu tief, um ihn an der Mündung übersetzen zu können. Man verliess daher den Strand und schlug einen Pfad durch den Wald längs dem Ufer des Flusses ein, wo sich bald der Anblick einer prachtvollen Land-

schaft dem Auge darbot. Es war ein zwar kleines aber fruchtbares Thal, in dessen Mitte sich ein hoher kegelförmiger Berg erhob; auch viele benachbarte Berge zeigten sich in diesen und andern auffallenden Formen, alle mit üppigen Wäldern geschmückt, während eine Reihe glänzender Schneegipfel den Hintergrund bildeten. Die Einwohner waren mit Umpflügung des lehmigen Bodens beschäftigt.

Wieder am Strande angekommen, ging es hier über eine steile Bank von 80 oder 90 Fuss Höhe, grösstentheils aus festem blauen Thon bestehend, und von einigen Felsschichten unterbrochen. Eine ungeheuere Masse war vom Wasser unterwaschen worden und lag mit allen ihren Bäumen dicht am Strande, so dass ein Umweg gemacht werden musste. Ein neuer junger Anflug hatte bereits darauf Platz genommen. Jenseits dieses Schutthaufens sah man einige Bruchstücke dichten Mauerwerks und oben wurde zwischen dem Laubwerk der Bäume eine lange dichte Mauer sichtbar, Ueberreste einer ehemaligen Festung der *Genueser*.

In einem kleinen, stark umzäunten Weiler angelangt, wo Bells Begleiter, *Hassan Bey*, wohnte, der die Reise von Sinope mit ihm gemacht hatte, verweilte Bell nur kurze Zeit, um ein grosses Thal zu besuchen, das sich ostwärts von hier ins Innere erstreckte. *Hassan* führte ihn auf den Gipfel eines benachbarten Hügels, wo man eine panoramische

prachtvolle Aussicht hatte: nach Nordwesten grüne mit kleinen Dörfern bedeckte Berge, ein Wald von riesengrossen Buchen und zwischen denselben ein kleines Stück vom Spiegel des Meeres, das in diesem Augenblicke von der untergehenden Sonne in eine Masse brennenden Goldes verwandelt schien; nach Südosten das Thal des *Sutscha* mit seinem Silberstrom, seinen üppigen Wiesen, Feldern, Wein- und Obstgärten, und Dörfchen, dicht von eben so fruchtbaren Bergen eingeschlossen, über welchen sich andere noch dichter bewaldete erhoben, die sich zuletzt in den schneeigen Massen der Hauptkette verloren. Ein Kegelberg jenseits des Sutscha wurde dem Verf. als Gränzpunkt des Gebietes der Tscherkessen bezeichnet. In einem nordöstlich liegenden Berge war vor Kurzem Eisen gefunden worden. Auch sagte man ihm, dass auf der andern Seite des Sutscha eine kalte, stark mit Schwefel geschwängerte Quelle vorhanden sei. Das Thal war durch Ausrodung eines grossen Theils der Wälder in Acker- und Wiesenland verwandelt worden und man sah überall, so wie auf den Bergabhängen, zahlreiche Dörfer, deren Volksmenge zusammen auf 5000 Seelen geschätzt wurde. Indessen scheint die Ausrodung zu weit gegangen zu seyn, denn ein Theil der Einwohner war vor nicht langer Zeit, des Holzmangels wegen, ausgezogen und hatte sich an der Bay *Mamai* niedergelassen.

Der Verf. begab sich wieder nach *Wardan* und *Subesch* zurück und trat dann eine Reise nach dem Nordwesten an, wo er bis *Anapa* gelangte. Diese Reise wurde in einem Boote zu Wasser längs der Küste gemacht, zum Theil nicht ohne Besorgniss, von einem russischen Schiffe genommen zu werden. Die Hauptkette des Kaukasus rückt allmählich näher ans Meer. Ueber die Mündung des *Waia*, eines breiten und reissenden Stromes, hinaus waren die Berge weniger bewaldet und der Boden schien auf eine Strecke von 12 bis 14 englischen Meilen nicht so fruchtbar zu seyn, wie in den südlichern Gegenden, doch war er eben so fleissig angebaut. Das Thal des *Toapse*, der unter 44° Br. mündet, ist fruchtbar und stark bevölkert, die Wohnungen liegen aber, wie in den südlichern Gegenden, weit landeinwärts. In den entferntern Gebirgswaldungen ist die Eiche vorherrschend; an der Küste wächst eine Fülle von Walnussbäumen. Der Buchsbaum, von dem die südlicheren Theile der tscherkessischen Küste eine unsägliche Menge der schönsten Art hervorbringen, kommt nordwärts über den *Waia* hinaus nicht mehr vor. Westlich von der Mündung des *Toapse* erstreckt sich ein Vorgebirge eine halbe englische Meile weit ins Meer, dessen Gestein in Hinsicht der Schichtung dem Verf. sehr merkwürdig vorkam. An diesem Theile der Küste sollen sich in gewissen Jahreszeiten Millionen von Fischen einfinden. Obschon

die Küste im Allgemeinen zahlreiche Einbuchten hat, so ist doch keine so hinlänglich tief und so gestaltet, dass die Schiffe vor den West- und Südwinden geschützt wären. *Pschat*, unter 44° 22° Br., ist eine der besten, aber sehr offen. Der Ankergrund ist jedoch an der ganzen Küste im Durchschnitt vortrefflich.

Ausser diesen und andern allgemeinen Bemerkungen über das Küstenland giebt das Werk nur sehr geringe Ausbeute für die naturwissenschaftliche Kenntniss des Landes. Bei *Sumaï*, im Thale des *Psebebsi*, eines Nebenflusses des untern *Kuban*, befindet sich eine *Salzquelle*, deren Wasser untersucht wurde; 75 Unzen gaben eine Unze sehr guten Salzes; es schien aber, dass ein Zufluss von wildem Wasser Statt hatte und dass der Gehalt, wenn man die Quelle fassen und reinigen wollte, weit grösser seyn würde. Es muss in diesem Theile des Landes sehr viele Salzquellen geben. In derselben Gegend soll sich auch eine *Erdpech-Quelle* befinden, deren Erzeugniss als Wagenschmiere gebraucht wird. *Heisse Schwefel-Quellen*, die als Bäder gebraucht werden, giebt es gegen zwölf in der Umgebung des *Chissa* *) bei *Abazak*, unweit nordwestlich von Wardan, wo sie ziemlich stark

*) Bell schreibt *Khissa*, sagt aber in der Einleitung zum Werke, dass *kh* wie das teutsche *ch* ausgesprochen werde. (Vergl. oben S. 29 die Anmerkung.)

aus einem Felsen in einer gelichteten Waldstelle hervorbrechen. Das Bad besteht bloss aus einigen Steinen und Holzstücken, welche rings um den Abfluss der einen Quelle gelegt sind, so dass ein hinlänglich tiefes Becken gebildet wird. Die Temperatur ist 111° F. (35½° R.); aber eine andere Quelle zeigte 142° (48⅘) und schien auch gehaltreicher zu seyn, so dass Bell eine Probe davon schöpfen liess und mit nach England zurücknahm, wo das Wasser vom Prof. *Graham* in London untersucht wurde. Es kommt an geschwefeltem Wasserstoff-Gehalt den reichhaltigsten Schwefelquellen des westlichen Europa gleich; auch enthält es schwefel- und kohlensaures Kali und etwas Chlor, aber sehr wenig erdige Salze.

Das Volk der Tscherkessen (oder *Circassier* *), wie sie auch häufig in Europa genannt werden) nennt sich selbst *Adighe*. Der Name *Tscherkessen* soll von feindlichen Nachbarvölkern herrühren und so viel als »Räuber« bedeuten. Sie zeichnen sich, vorzüglich die Männer, durch einen hohen und schlanken Wuchs aus, und beide Geschlechter sind in Folge der Abhärtung von Jugend auf sehr muskelkräftig. Haare und Augen sind braun, der

*) Die Schreibart *Circassia* etc. ist durch die Genueser in Europa eingeführt worden; wenn man diesen Namen als italiänisches Wort richtig ausspricht, so hat man *Tschirkassia*, oder mit teutscher Endung *Tscherkassien*, *Tscherkessien*.

Kopf länglich, die Nase schmal und gerade. Am meisten entwickeln sich diese Vorzüge bei den Frauen, die unter die schönsten des Kaukasus gehören. Sie waren daher und sind noch jetzt von den Türken in Europa und Asien für die Harems sehr gesucht. *Bell* fand zu seinem Erstaunen mehrmals in seinen Unterhaltungen mit tscherkessischen Mädchen, dass diese es für ein Glück achten würden, nach Konstantinopel als Sklavinnen gebracht zu werden. Die Tscherkessen erreichen meist ein hohes Alter. *Indar-Oku*, ein Häuptling, den der Verf. in der Nähe von *Pschat* kennen lernte, war fast hundert Jahr alt und hatte noch keinen Zahn verloren. Die Heilmittel in Krankheiten bestehen, wie bei allen ungebildeten Völkern, in verschiedenen Hausmitteln und abergläubischen Gebräuchen. Die Behandlung ist zum Theil höchst unsinnig. Unser Verf., dem man, wie allen europäischen Reisenden, auch ärztliche Kenntnisse zutraute, wurde häufig zu Kranken und Verwundeten gerufen, und er suchte sich, so gut er konnte, zu helfen. Eines Tages wurde er gebeten, eine junge Frau zu besuchen, die an heftigem Seitenstechen und Fieber litt. Er gab ihr nach einem Aderlass eine Arznei, um ihr wenigstens Schlaf zu verschaffen. Zugleich ermahnte er ihre Wärterinn dafür zu sorgen, dass sie nicht gestört würde. Als er am nächsten Abend die Kranke wieder besuchte und fragte, wie sie geschlafen habe, sagte ihm ein kleines Mädchen

ganz naiv, dass man sie absichtlich nicht habe schlafen lassen, weil man, wie er später erfuhr, gefürchtet habe, sie möge nicht wieder aufwachen. Eben so hatte man der Kranken, in Folge eines andern Vorurtheils, nicht zu trinken gestattet, ungeachtet sie nach der Arznei heftigen Durst bekommen hatte. Als Bell dem Manne der Frau die Gefahr vorstellte, in der sie schwebte, und ihn ermahnte, für eine bessere Behandlung zu sorgen, erfuhr er, dass es gegen allen Anstand sei, wenn ein Mann das Gemach seiner Frau zu der Zeit, wo sie krank ist, betreten wollte, und eben so werde es für höchst unmännlich gehalten, bei solchen Gelegenheiten Besorgniss oder Aengstlichkeit zu äussern.

Noch ärger ging es bei *Chissa* zu, wo Bells Hauswirth, einer der reichsten Männer an dieser Küste, an einer Wunde krank lag, die er im Gefecht mit den Russen erhalten hatte. Seine Wohnung war unaufhörlich mit zahlreichen Gesellschaften von Freunden und Verwandten angefüllt, die ihm Höflichkeitsbesuche machten. Fünfzehn bis zwanzig Personen blieben gewöhnlich die ganze Nacht über da, und die meiste Zeit wurde mit Singen, Tanzen und andern Lustbarkeiten zugebracht. Eine andere Abtheilung stand vor der Thüre und antwortete mit ihren Gesängen, wenn die im Hause aufgehört hatten. Dann und wann wurde auch mit einem Hammer auf eine eiserne Pflugschar

geschlagen. Alles diess geschah zur Unterhaltung des Kranken, bei dem natürlich von keinem Schlafe die Rede seyn konnte, während zugleich, um diese Volksnarrheit zu beleuchten, auf dem Herde ein gewaltiges Feuer brannte. Man kann sich einen Begriff von der Menge dieser Gäste machen, wenn man liest, dass sie in sechs Tagen fünf Ochsen, eine Ziege und ein Lamm verzehrten. Mit Mühe brachte es Bell dahin, dass wenigstens ein Theil der Gäste sich entfernte, denn der Kranke selbst hielt es für unhöflich, diese Leute, welche zum Theil aus weiter Entfernung kamen, wieder fortzuschicken. Auch glauben sie, dass der Teufel dem Kranken Schaden thun könne, wenn dieser allein sei und die ganze Nacht ruhig schlafe. So wie ein neuer Gast ankommt, taucht er die Hand in ein Gefäss mit Wasser, worin ein Ei liegt, und besprengt dann die Bettdecke des Kranken damit. Zugleich wird drei Mal mit dem Hammer auf die Pflugschar geschlagen. Auf dem Kopfkissen liegt der Koran und rings um die innern Wände des Hauses ist ein schmaler Streifen von Kuhmist gelegt. Der Zweck dieser abergläubischen Gebräuche ist, den Kranken vor dem »Bösen Auge« zu bewahren.

Die *Wohnungen* der Tscherkessen bestehen, wenigstens bei den Wohlhabendern, aus zwei Abtheilungen, dem *Familienhause* und dem *Fremdenhause*, welches Letztere, wie der Name lehrt,

zur Aufnahme der fremden Gäste bestimmt ist. Dasjenige, worin Bell gleich nach seiner Ankunft im Lande von der Familie *Arslanghaer* aufgenommen wurde, hatte, wie alle übrigen in der Nachbarschaft, ein Strohdach, welches auf Wänden von starken Pfosten ruhte. Der Raum zwischen denselben war mit Flechtwerk von Weidenruthen und Kalk ausgefüllt und sowohl innerlich als auswendig blassgrün angestrichen. Der Fussboden bestand aus festgestampftem Letten und wurde täglich ausgekehrt, auch mehrmals mit Wasser besprengt. Das Haus hatte ein einziges Zimmer, an welches der Stall anstiess. An dem einen Ende des Zimmers war die Feuerstelle, eine runde Vertiefung des Bodens mit einem trichterförmigen Rauchfang über demselben, von etwa fünf Fuss Durchmesser. Neben der Feuerstelle stand längs der Wand ein mässig hoher Diwan, der am Tage als Sitz und des Nachts zum Schlafen diente. Das Feuer wurde, da es damals (Ende April) noch ziemlich kalt war, den ganzen Tag über mit grossen Scheitern von Eichenholz unterhalten. — In *Semez*, bei Sudschuk-Kaleh, bestand Bells Diwan aus einer schönen seidenen Matratze und eben solchen Polstern, mit Goldfäden durchwirkt. Zum Schlafen diente ihm ein rothseidenes Kopfkissen und eine Decke von gestreiftem Seidenzeug. — Dagegen musste er sich auch nicht selten mit schlechter Unterkunft begnügen. In *Botschundur*, auf seinem Wege nach *Chabl*, bewohnte er, bei einer Kälte

von — 16° R., ein Gemach, dessen Wände aus geflochtenen Weidenzweigen, mit Lehm überzogen bestanden. Ein Theil des Ueberzuges war heruntergefallen und gewährte nebst andern Oeffnungen der Luft freien Durchzug. Indessen brannte fortwährend ein tüchtiges Feuer, so dass die vornehmsten Gäste, die zunächst an demselben sassen, auf der einen Seite gebraten wurden, während sie auf der andern fast erfroren. — Noch ist zu bemerken, dass die meisten Häuser nur aus einem Erdgeschoss bestehen. Nur im Thale *Psebebsi* fand der Verf. eines mit einem Oberstockwerke, welches aber mehr einem Hühnerstalle glich und zu dem man nur auf einer sehr gebrechlichen hölzernen Treppe gelangen konnte.

Die Männer kleiden sich im Ganzen wie die Tataren in dem benachbarten südlichen Russland. Das Kopfhaar wird, bis auf einen kleinen Büschel am Scheitel, kurz abgeschoren; aber den Bart lassen Einige wachsen, während Andere ihn stutzen. Die Fussbekleidung besteht meist in rothledernen Stiefeln. Zum vollständigen Anzuge des Mannes gehören auch seine Waffen, die schon Knaben von zwölf Jahren zu handhaben wissen. Bogen und Pfeile werden immer seltener und an ihre Stelle sind jetzt fast allgemein die Feuerwaffen, Flinten und Pistolen, getreten, welche gut gearbeitet und geschmackvoll, nicht selten höchst kostbar, verziert sind. Dasselbe gilt von den Dolchen und

Säbeln. Letztere sind nur wenig gekrümmt und nicht breit. Das Heft sitzt ohne Bügel und Querstange dicht an der Klinge und steckt bis an den halbmondförmig ausgeschnittenen Knopf in der Scheide. Die bessern Waffen kommen aus der Türkei, auch aus Georgien und von den Lesghiern. Zur vollständigen Rüstung eines vornehmen Tscherkessen gehört auch das Panzerhemd mit Arm- und Beinschienen, der Helm und ein schönes Pferd. Der Helm ist ein blechernes Mützchen, von dem ein Drahtnetz herabhangt, das unter dem Kinn zusammengezogen werden kann. Eine solche völlige Rüstung kostet 2 bis 4000 Rubel.

Bei den Frauen besteht in der Kleidung, die im Ganzen auch meist tatarisch ist, ein gewisser Unterschied zwischen verheuratheten Weibern und ledigen Mädchen, besonders was die höhern Klassen betrifft. Erstere gehen nie anders als dicht verschleiert auf die Strasse und ihre ganze Person ist in einen grossen Mantel gehüllt, während die Mädchen keinen Schleier tragen.

Von der *Tafel* der Tscherkessen erhielt unser Verf. gleich bei seiner Ankunft in der Familie *Arslanghaer* einen ziemlich vortheilhaften Begriff. Es war überdiess nur ein Frühstück. Zuerst wurde eine Art süsser Kuchen und Milch aufgetragen. Dann kam auf einem reinlichen hölzernen mit vier Füssen versehenen Gestell ein grosses Gericht von dicker, breiartiger Suppe aus Hirsemehl; in der

Mitte stand ein hölzerner Napf mit einer Sauce von Milch, Walnussöl und türkischem Pfeffer; rings um den Brei lagen Stücke von gekochtem jungen Ziegenfleisch, von welchem einer der Söhne vom Hause die besten heraussuchte und sie dem Gaste vorlegte. Hierauf folgte ein grosser Napf Traubensyrup mit Wasser vermischt, welches als ein treffliches Mittel zur Verdauung des fetten Fleisches angepriesen wurde, und dann wieder ein Gefäss mit Milch und Hirsebrei. Den Beschluss machte eine herrliche Kraftbrühe mit Bohnen etc. Nach dem Verf. frühstückte sein Bedienter und ein türkischer Fremder; nach diesen der Familienvater, der, noch ehe er selbst etwas genoss, zwei grosse Stücke Fleisch seinem russischen Knechte oder Sklaven darreichte, und den Rest trugen die Söhne vom Hause weg.

Ein Lieblingsgericht der Tscherkessen ist in Milch gekochter Kürbiss. Bell fand ihn sehr wohlschmeckend und vergleicht ihn mit Süsskartoffeln; auch ist es eine sehr nahrhafte Speise. Auf der Reise und wenn sie in den Krieg ziehen, besteht der gewöhnliche Proviant in *Gomil*, einem Gemisch von Hirsemehl und Honig, welches in einen ledernen, an dem Sattelbogen hangenden Schlauch gefüllt wird. Es schmeckt ein wenig säuerlich und soll ein kräftiges Nahrungsmittel seyn. Das eigentliche Nationalgetränk ist der *Schuat*, welcher in grossen hölzernen Kannen aufgetragen wird, die

von einem Gaste zum andern gehen. Es ist eine Art Meth, welchem aber, wahrscheinlich um die Gährung zu befördern, etwas Hirsemehl beigemischt wird. Aber auch Wein ist, trotz dem Verbote des Koran, keine seltene Erscheinung auf den Tafeln der wohlhabendern Tscherkessen, so wie auch Thee mit Milch unter die beliebten Getränke gehört.

Die *Sprache* der Tscherkessen ist das *Adighe*, welchen Namen auch, wie schon oben bemerkt, das Volk selbst führt. Diese Sprache herrscht vom östlichen Ende der *Kabarda* bis zum Schwarzen Meere, mit Einschluss von *Abaza*. Längs der Küste unterscheidet man *drei* Sprachen, nämlich das *Adighe*, von der Mündung des Kuban in Norden bis südlich zu dem kleinen Flusse *Bu*, der die Gränze der Provinz *Notwhatsch* macht, dann das *Abaza*, zwischen dem *Bu* und dem *Hamisch*, welche das Land der Abazas einschliessen, und das *Azra* (*Asra*), südwärts vom Hamisch bis zur Gränze von Mingrelien. Diese drei Sprachen sind gänzlich von einander verschieden, und zeigen daher auch eine volksthümliche Verschiedenheit an. Auch herrschte ehemals eine gewisse Kälte und selbst eine Abneigung zwischen den Stämmen südlich und nördlich vom Hamisch, eine Folge alter Feindseligkeiten, die zum Theil noch heutiges Tages nicht ganz verschwunden ist, ungeachtet der Druck von Aussen eine engere Vereinigung aller Küstenbewohner her-

beigeführt hat. *Dscheriko-Oku Islam*, der Häuptling eines südlichen, und *Hadschi Datschum-Oku*, der Häuptling eines nördlichen Stammes, waren so glücklich, diese Vereinigung zu Stande zu bringen, so dass sie einander bei zwei verschiedenen Gelegenheiten, wo die Russen, bei *Arduwhatsch* und *Sasche*, eine Landung unternahmen, mit Herz und Arm getreulich beistanden und die Feinde tapfer zurückwiesen. Gegenwärtig bilden sie eine Kriegergemeinschaft, die sich von *Ghagra* in Süden bis *Toapse* in Norden erstreckt. Von hier bis *Pschat* besteht eine andere Verbindung; die sich in Betreff der kriegerischen Massregeln mit ihren nächsten Nachbarn, den *Abazas*, berathschlagt. Der Rest von *Notwhatsch* und *Schapsuk* bildet eine dritte Verbündung, die bei weitem die mächtigste unter allen dreien ist, so dass die andern beiden sie in keiner Weise zu beleidigen und nichts ohne sie zu unternehmen wagen. Die alten Gränzlinien des Bu und Hamisch sind also aufgehoben und alle Stämme bis Ghagra rechnen sich jetzt, trotz der Sprachverschiedenheiten, zu den *Adighe*. Um die Azras im südlichen Theile der Küste von denen im Norden der Ghagra-Berge zu unterscheiden, werden die Erstern jetzt *Psibé* genannt, welchen Namen der Bezirk rings um *Sukumkaleh* führt. — Bell fand an mehren Orten, sowohl in Süden als in Norden, auch Personen, die der *türkischen* Sprache kundig waren. Er selbst hatte einen Dolmetscher

aus Trebisond bei sich, der des Türkischen und der Landessprachen mächtig war.

Was das *häusliche Leben* betrifft, so gehört das Familien-Regiment von Rechtswegen natürlich dem Manne; doch sagt Bell, er habe mehrmals Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, dass, wie in andern Ländern, die Frau das Scepter führe, wenn sie dem Manne an Einsicht und Thätigkeit überlegen sei. Die Lage der Frauen ist hauptsächlich aus der Vereinigung ursprünglich tscherkessischer Zustände mit türkischen Sitten und Gebräuchen hervorgegangen. Letztere haben in Beziehung auf die verheuratheten Weiber das Uebergewicht, Erstere dagegen behaupten bei den ledigen Mädchen noch ihre Geltung. Das Haus und die Gesellschaft der Ehefrau sind, wie in der Türkei, allen männlichen Personen unzugänglich; ausgenommen sind die Männer der eigenen Familie, die Vormünder (*Ataliks*) der Kinder und die Mitglieder von des Mannes Verbrüderung, welche stets freien Zutritt haben. Wenn die Frau ausgeht, so geschieht es, wie schon oben bemerkt, stets in Schleier und Mantel, und sie muss allen Männern, ausgenommen den Sklaven, ausweichen oder bescheiden stehen bleiben, bis sie vorübergegangen sind. Das Mädchen dagegen geht unverschleiert aus und mischt sich bei Gelegenheit auch furchtlos, obwohl nie keck oder unverschämt, unter die Männer und Jünglinge.

Bell hielt sich in der Gegend von Pschat eine Zeit lang in einem kleinen Dorfe auf. Die Bewohner desselben waren fleissige und gesittete Leute. Die Männer bestellten das Feld und warteten der Pferde; die ältern Frauen besorgten die Milchwirthschaft, die Küche und den Garten, oder spannen Wolle, Flachs und Hanf, während die Mädchen mit Nähen, Waschen, Weben etc. beschäftigt waren. Bei der Familie, wo Bell wohnte, kam öfters eine alte Frau, eine Verwandte, zum Besuch der Töchter vom Hause. Letztere erhoben sich bei ihrer Ankunft jedes Mal von ihren Sitzen und blieben stehen, bis die Alte sich selbst setzte. Dieselbe Höflichkeit wurde männlichen Besuchern erwiesen, wenn sie ins Haus traten. Auch junge Männer benahmen sich gegen ältere auf gleiche Weise; sie setzten sich nie in ihrer Gegenwart, ausser wenn es ihnen ausdrücklich erlaubt wurde.

Es fehlt natürlich unter einzelnen Familien nicht an Zwistigkeiten, welche Gegenstand gerichtlicher Verhandlungen der Volksversammlungen werden, aber auch, wenn die Betheiligten mit der Entscheidung nicht zufrieden sind, zu blutigen Fehden führen, die dann unter ihnen selbst ausgefochten werden. Bell erhielt bei seinem Aufenthalte in Chabl von einem solchen Familienstreite Kenntniss. *Schahan Gheri*, ein wackerer Edelmann, hatte vor etwa zwanzig Jahren die Schwester eines andern Edeln, Namens *Schanuz*, geheurathet. Letz-

terer, ein reicher und uneigennütziger Mann, dessen Grossmuth und Gastfreiheit Bell mehrmals zu rühmen Anlass nimmt, hatte auf die gewöhnlichen Geschenke verzichtet, die bei solchen Gelegenheiten gegeben zu werden pflegen. Nachdem die Frau etwa fünf Jahre mit ihrem Mann gelebt und ihm mehre Kinder geboren hatte, war sie auf Besuch zu ihrer Familie gegangen. Diess ist etwas Gebräuchliches und es geschieht nicht selten, dass die Frau mit Geschenken zurückkehrt, welche grösser als die ihrer Familie bei der Verheurathung gemacht worden, sind. *Schahans* Frau war indess gar nicht mehr zurückgekehrt, sondern war bei ihrem Bruder in *Semez* geblieben. *Schahan* verlangte wiederholt ihre Rückkunft, und *Schanuz* schickte sie auch zwei Mal fort, aber sie kam immer wieder und durfte nun vor der Hand dableiben. Zuletzt erklärte *Schahan*, dass wenn sie auch wieder käme, er sie nicht mehr als sein Weib behandeln könne, da er unterdessen eine andere Frau genommen habe; aber er wolle ihr ein eigenes Haus einräumen und sie ihrem Stande gemäss einrichten. Es geschah seit mehren Jahren nichts weiter in dieser Angelegenheit, aber beide Partheien standen auf dem Punkte, feindselig gegen einander zu verfahren.

Was *Bell* über *Erziehung* und *Unterricht* bei den Tscherkessen zu beobachten Gelegenheit hatte, besteht in folgenden ziemlich oberflächlichen Be-

merkungen. Die einzigen Lehrer sind die bei den Moscheen angestellten *Mollahs*, welche von den Einwohnern der Umgebung eine Art von Zehnten an Honig, Getraide, Rindvieh, Schafen und Ziegen erhalten, wofür sie den Gottesdienst, die Leichenbestattung etc. zu besorgen haben, ausserdem aber auch den Unterricht der Kinder beiderlei Geschlechts zu ertheilen verpflichtet sind. Dieser Unterricht besteht im Lesen und Schreiben des Türkischen, in der Religion und nöthigenfalls auch in der Ausbildung junger Leute, die sich dem Mollah- oder Richteramte widmen wollen. Bell lernte in *Aghswug* einen solchen Mollah, Namens *Ismael*, kennen, welcher erst vor Kurzem hieher gekommen war und aus 16 Dörfern zusammen nicht mehr als 12 Schüler zugeschickt erhielt. Nach seiner Aussage reichen drei Jahre hin, um einen Mollah zu bilden; aber zum vollständigen Unterricht eines Kadi oder Richters sind wenigstens 15 bis 20 Jahre erforderlich. Es wird dazu nicht bloss eine vollkommene Kenntniss des Türkischen, sondern auch einige Bekanntschaft mit der arabischen und persischen Sprache verlangt. Im nördlichen Theile des Landes, nämlich östlich und nördlich von *Ghelendschik*, giebt es nach Ismaels Berechnung gegen 40 solcher Schulen wie die seinige, und jede hat 10 bis 60 Schüler. Nimmt man 20 als eine Mittelzahl an, so giebt diess 800 Schüler für den ganzen Bezirk.

Die häusliche Erziehung scheint ziemlich streng zu seyn. In *Semez*, bei Sudschuk-Kaleh, musste der jüngste Sohn von Bells Hauswirth, ein Knabe von zehn Jahren, die ganze Nacht auf einem nahen Berge die im Freien weidenden Pferde hüten, ungeachtet kein Mangel an Knechten da war. Derselbe Knabe war auch mit seinem vierzehnjährigen Bruder schon gegen die Russen ins Feld gezogen, und sein Aufseher (*Atalik*) sagte, dass wenn sich Russen in der Nähe zeigten, er weder essen noch schlafen könne, bis man ihm erlaube, an dem Kampfe Theil zu nehmen. In einigen Gegenden soll es den Kindern nicht gestattet seyn, das Haus des Vaters zu betreten. Hier aber hatten beide Knaben stets freien Zutritt, nur durften sie sich in Gegenwart des Vaters nicht setzen, auch nicht anders als abgesondert, in einer Ecke des Zimmers, ihre Mahlzeit einnehmen. Zuweilen gab ihnen einer von den Tischgenossen ein Stück Kuchen oder anderes Gebäck, welches sie stets auf die beschriebene Weise assen.

Der *Landbau* der Tscherkessen erstreckt sich auf Getraide, namentlich Hirse, der am meisten gebaut wird, dann Roggen, Gerste, Hafer, etwas Mais und sehr wenig Waizen. Bell äusserte in Botschundur gegen den Fürsten von Dschanat seine Verwunderung darüber, dass er nirgends Kartoffeln (*Potatoes*) angetroffen habe. »O!« rief dieser aus— »die sind im Ueberfluss zu haben.« Am nächsten

Morgen brachte er auch wirklich eine Probe von Feldfrüchten, die Kartoffeln seyn sollten; es waren aber, allerdings vortreffliche, Jerusalemer Artischocken. Die Kartoffeln scheinen in Tscherkessien ganz unbekannt zu seyn, eben so Weisse und Gelbe Rüben und mehre andere unserer Küchengewächse. Am meisten zieht man Schmink- und Wälsche Bohnen, Kürbisse, Zwiebeln, Rothrüben und Kohl. Letztere beiden werden mit Salz eingelegt und mit Honig gegessen.

Weinbau wird von *Waïa* an (einem ehemaligen Fort unter 43° 50′ Br.) längs der ganzen Küste südwärts getrieben, beschränkt sich aber auf das zunächst am Meere gelegene Land. Bell glaubt, dass man ihn auch nordwärts bis in die Seitenthäler des *Kuban* mit Vortheil einführen könnte, wie denn die Russen an diesem Flusse sehr gedeihliche Weinpflanzungen angelegt haben. In der Gegend von *Sutscha* haben die Leute beim Umgraben des Erdbodens häufig alterthümliche irdene Krüge mit Wein gefunden.

Die Feldarbeiten werden von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich verrichtet und es werden dabei verschiedene Lieder gesungen. Wenn ein Wanderer an ihnen vorüber geht, so grüsst er sie mit dem Zuruf: *Rabestuacho* (möge es gut von Statten gehen, oder möge es einträglich seyn!). Auch gehört es zur Landessitte, dass wenn Jemand auf der Strasse einer Heerde Schafe oder

Ziegen begegnet, er die Thiere nicht auf die Seite drängt, sondern wartet, bis der Hirt sie selbst aus dem Wege getrieben hat.

In *Semez* war Bell am 31. Juli Zeuge von der Heuärndte. Auf einem Gute des Häuptlings *Schamuz* waren 60 bis 70 Männer mit Heumähen beschäftigt, worunter sich ausser den eignen Knechten viel fremde Arbeiter befanden, die als Belohnung ein Schaf, nebst Honig etc. erhalten. Die Sensen, deren sie sich bedienten, waren etwas über die Hälfte länger als die englischen und die meisten im höchsten Grade abgenutzt. Die Arbeit selbst wurde ziemlich unordentlich verrichtet. Anstatt auf der Seite, wo die Wiese am breitesten war, anzufangen und regelmässig vorwärts zu gehen, vertheilten sich die Mäher in einzelne Gruppen, und begannen das Werk da, wo das dickste Gras stand. Dabei wurde ausserordentlich viel gelacht, geschrieen und nach dem Takte der Sensenstreiche gesungen. Die meisten Wiesengräser waren hoch und stark. An manchen Stellen wurden sie von andern Gewächsen überragt, namentlich einer als Pferdefutter geschätzten Cichorien ähnlichen Pflanze von 10 Fuss Höhe mit einer hellblauen Blüthe. Auch viel weisser und rother wilder Klee war zu sehen.

In den Familien der wohlhabendern Tscherkessen giebt es mehr oder weniger *Knechte* oder *Leibeigene* (*serfs*), auch wirkliche *Sklaven*. Letztere

sind grösstentheils russische Kriegsgefangene und werden im Ganzen sehr gelind behandelt, besonders wenn es Polen sind, deren Schicksal in Tscherkessien grosse Theilnahme gefunden hat. Die Leibeignen können nicht ohne ihre eigene Zustimmung verkauft werden, und wenn der Herr sie schlecht behandelt, so dürfen sie ihn verlassen, müssen sich aber einen andern Herrn wählen. Am liebsten lassen sie sich an die Türken verkaufen, vorzüglich nach *Konstantinopel*, wohin sie alle, namentlich auch die Mädchen, sehnsüchtige Blicke richten. Wenn ein Leibeigener von einem Herrn an den andern überlassen wird, so besteht die Vergütung in einer gewissen Anzahl von Vieh oder andern Lebensbedürfnissen, zusammen etwa 150 bis 200 Gulden an Werth. Der Leibeigene empfängt Nahrung, Kleidung und auch einen von der Willkür des Herrn abhangenden jährlichen Lohn. Will er heurathen, so muss der Herr auch den Kaufpreis für die Frau bezahlen, aber die Kinder aus dieser Ehe sind ebenfalls Leibeigene. Bei der Verheurathung der Töchter wird der Kaufpreis zwischen dem Vater und dem Herrn getheilt. Der Leibeigene kann sich auch loskaufen; der gewöhnliche Preis ist dreissig Ochsen. Der Herr muss aber auch, wenn der Leibeigene ein Verbrechen begeht, die Strafe für ihn bezahlen. Ein Grundbesitzer, bei dem Bell eine Zeitlang wohnte, hatte z. B. für einen Mord, den einer seiner Leute verübt, 200

Ochsen, und für denselben Mann, welcher gleich darauf mit dem Weibe eines andern nach Russland entflohen war, 60 Ochsen entrichten müssen. Die eingebornen Leibeignen bauen das Feld, hüten und warten das Vieh und bedienen die Fremden des Gasthauses; aber die kleinern Hausarbeiten, z. B. Holzhacken, Wassertragen etc. werden von russischen Kriegsgefangenen verrichtet. Kein eingeborner Leibeigner kann übrigens von seinem Herrn gezwungen werden, in den Krieg zu ziehen. Auch nimmt man auf Reisen lieber einen freien Mann zum Begleiter. Wenn Kriegsgefangene ausgewechselt werden, pflegt derjenige, der einen Verwandten verloren hat, einen russischen Sklaven zu kaufen und diesen zum Tausch anzubieten.

Was die Tscherkessen in den *Handel* bringen, besteht in trefflichen Eichenstämmen, Wachs, Honig, Talg, Häuten (von Ochsen, Pferden, Ziegen und Rothwild), Hasenfellen etc. und von eigentlichem Pelzwerk Fuchs- und Iltisbälge, welche Letztern besonders in Konstantinopel sehr gesucht sind. Die erstern Artikel kommen meist in den englischen Handel. Auch Butter, die ganz vortrefflich ist, dürfte nach Bells Meinung, einst ein gewinnbringender Ausfuhrgegenstand werden. Nach den östlichen und südlichen asiatischen Ländern wird der Handel durch Armenier betrieben, welche selbst das Land bereisen, aber allgemein mit grossem Misstrauen behandelt werden. Wolle scheint im

Innern häufiger zu seyn als in den Küstenplätzen. Bell sah auch in *Semez* viel Eisenerz und man versprach ihm, wenn der Krieg zu Ende seyn würde, ihm noch mehr davon, so wie auch Blei und Silber, nebst verschiedenen Edelsteinen, zu zeigen. Bell hoffte alle Ausfuhrartikel reichlicher und wohlfeiler in den östlichen Provinzen zu finden, wo man weniger Verbindungen mit der Türkei unterhält. Er glaubt, dass englische Baumwollenwaaren, nebst Stangen- und Zaineisen, gute Einfuhrgegenstände seyn werden. Er fand in *Sutscha* einen Armenier aus *Tiflis*, der mit allen Gliedern der Familie seines Hauswirthes auf einem sehr vertrauten Fusse stand, obschon Andere, und Bell selbst, nicht abgeneigt waren, ihn für einen russischen Kundschafter zu halten. Dieser Armenier sagte, dass er jährlich drei bis vier Mal hieher komme und für 20000 Gulden Geschäfte mache. Auch hatte er vor Kurzem, gemeinschaftlich mit einem Türken, junge Mädchen gekauft, von welchen eben acht nach Konstantinopel eingeschifft werden sollten. Trotz der russischen Blockade finden an 150 Schiffe stets Beschäftigung in dem tscherkessischen Verkehr mit den türkischen Häfen, namentlich mit *Trebisond*, *Samsun* und *Konstantinopel*.

Die Tauschmittel, deren sich *Bell* im Handel mit den Tscherkessen bediente, bestanden in verschiedenen Sorten von Baumwollenstoffen, nebst

schwarzem, gelbem und rothem Leder und einigen wenigen Seidenwaaren. Der unbedeutendste Ankauf von Bedürfnissen war daher, wegen der langen Verhandlungen über die Güte der Waaren, etwas sehr Verdriessliches.

Es giebt in Tscherkessien eben so wenig Schneider und Schuhmacher als viele andere Handwerker; alle Kleidungsstücke werden von den weiblichen Gliedern der Familien verfertigt. Die einzigen Gewerbsleute, welche Bell kennen lernte, waren Gold- und Silberarbeiter, Schwertfeger, Wagner und Böttcher. Jede Familie baut sich ihr Haus selbst und das Hausgeräthe wird, mit Ausnahme der ebenfalls mit eignen Händen gearbeiteten Bänke und Stühle, aus der Türkei eingeführt.

Die *Religion* der Tscherkessen ist ein Gemisch von Islam und Christenthum, zum Theil noch mit heidnischem Aberglauben vermengt. Nach den Auskünften, die Bell in *Semez* von dem Kadi *Hadschi Ismael* erhielt, soll der Islam erst seit ungefähr 60 Jahren weitere Verbreitung im Lande gewonnen haben. Vor jener Zeit herrschten überall innere Fehden und verderbliche Kriege. Das Einzige, was an Religion erinnerte, bestand in einigen unbedeutenden Feierlichkeiten, die bei den im Lande zerstreuten Kreuzen verrichtet wurden. Bell sah in der Gegend von *Subesch* mehre solche Kreuze, die von Holz gemacht und zum Theil mit Schnitzwerk verziert waren. Ehemals soll die Verehrung dieser

Ueberreste des alten Christenthums sehr bedeutend gewesen seyn, aber in neuerer Zeit hat sie immer mehr abgenommen. *Bell* glaubt, dass der Hass gegen die Russen viel dazu beigetragen habe. In dem Thale des Subesch ist auch eine alte Eiche, von welcher an einem Aste ein Kreuz herabhangt. Es sind daran verschiedene Opfergaben, Kleidungsstücke etc., zum Theil aus neuer Zeit herrührend, befestigt. Mehre alte Grabstätten in der Umgebung dieser Eiche und andere Spuren lassen vermuthen, dass dieser Ort ein Gegenstand frommer Verehrung gewesen seyn mag.

Gegenwärtig herrscht der Mohammedanismus vorzüglich in der Umgebung von *Anapa* bis auf eine beträchtliche Entfernung, und längs dem Kuban, so weit der Einfluss der ehemaligen türkischen Bewohner jener Festung sich erstreckt hat. Von *Ghelendschik* bis ungefähr nach *Waïa* und eine Strecke landeinwärts ist dem Islam viel Christliches beigemischt; es wird z. B. Fasching gehalten und dann strenge Fasten beobachtet, so wie auch das Osterfest gefeiert, bei welchem es nicht an gefärbten Ostereiern fehlt. Von *Waïa* bis *Sutscha*, wo stets der meiste Handelsverkehr mit den Türken Statt gefunden, ist der Islam wieder vorherrschend; doch ist es ihm, wie auch anderwärts, nicht gelungen, den Wein zu verdrängen, da die alten Volksgewohnheiten stärker geblieben sind als die Vorschriften des Korans. Südwärts von *Sutscha*

findet man wieder Spuren von Christenthum, während in den Hochgebirgen des innern Landes gar keine bestimmte Religion herrschen soll.

Hadschi Ismael bezeichnete folgende vier Bücher als die Quellen des religiösen Glaubens in der Gegend von Semez: die *Bibel*, worunter er allem Anscheine nach nur einen Theil des Alten Testaments verstand, die *Psalmen Davids*, die *Evangelisten* und den *Koran*. Er behauptete aber, dass das Buch Mohammeds, welcher seine Offenbarung unmittelbar von Gott empfangen habe, vorzüglicher sei als die Evangelien, da diese nur durch den Erzengel Michael ihren Verfassern mitgetheilt worden seien.

Unter den heidnischen Gebräuchen, welche theilweise in Tscherkessien angetroffen werden, beschreibt Bell die Verehrung des *Tschublé* oder *Donnergeistes* (*Spirit of Thunder*), welche auf eine seltsame Art mit dem Cultus des Kreuzes verbunden ist. Es war in einem Thale bei *Pschat*, wo er einer Feierlichkeit dieser Art, bei welcher dem Geiste zwei Ziegen geopfert werden, beizuwohnen Gelegenheit hatte.

»Um die Mittagszeit« — so erzählt er — »begab ich mich in Begleitung meines Hauswirthes, *Indaroku Kaspolet*, so wie aller Männer und Jünglinge des Dorfes, auf den Weg. Bald schlossen sich mehre Andere aus der Nachbarschaft an uns an, welche auf ihren Köpfen grosse Laibe Brod oder

Näpfe mit Suppe trugen. Ein junger Mann ging voraus und legte in den das Thal in mannichfaltigen Windungen durchschlängelnden und sehr angeschwollenen Fluss an den Stellen, wo wir ihn überschreiten mussten, grosse Steine, damit ich bequem hinüber kommen möchte. Bald gelangten wir in eine Abtheilung des benachbarten Eichenwaldes, unter dessen ehrwürdigen Bäumen wir eine Versammlung verschiedener bejahrter Männer, noch mehr aber Jünglinge und Knaben, zusammen vielleicht 120 bis 130, antrafen, von welchen einige auf umgefallnen Baumstämmen, andere auf umher gestreuten Aesten und Zweigen sassen, und zwei Seiten eines Vierecks bildeten, in geringer Entfernung von dem grössten Baume, neben welchem ein Kreuz aufgerichtet war. Rings herum lagen auf dem Boden eine Menge älterer solcher Kreuze, die zu frühern Feierlichkeiten gedient hatten.«

»Bei unserm Eintritt in diesen heiligen Bezirk erhoben sich Alle von ihren Sitzen und blieben stehen, bis ich auf einem für mich ausgebreiteten Mantel ebenfalls Platz genommen hatte. Von den später kommenden Männern begrüssten mich einige durch Abnehmen ihrer Kopfbedeckung, anstatt, wie der Gebrauch ist, mit der rechten Hand das Haupt zu berühren. Vor dem Kreuze waren reihenweise 40 oder 50 kleine Tische aufgestellt, auf welchem Laibe Brod und Gefässe mit Suppe standen. Hinter dem Kreuze hingen an einem

Queerbalken verschiedene grosse Kessel über einem lebhaften Feuer. Nahe dabei waren, als Opferthiere, zwei Ziegen angebunden und ringsherum streiften zahlreiche lüsterne Hunde, deren Abwehrung von den gedeckten Tischen den Knaben hinlängliche Beschäftigung gab..... Nach einer ziemlich langen Weile, während die Anwesenden sich die Zeit mit Gesprächen, zum Theil auch mit der Feierlichkeit ganz unangemessenen kleinen Handarbeiten vertrieben hatten, war endlich das Wasser in den Kesseln zum Sieden gebracht und man schritt zur Opferung der Ziegen. Einige Männer, welche die Besorgung der Tische auf sich hatten, verrichteten zuerst ein Gebet zu dem *Donnergeiste*, indem sie ihn anflehten, dass er sie und die Ihrigen gegen die Verheerungen des Blitzes und jedes andere Uebel schützen möge. Gleich darauf wurden mir zwei grosse Kuchen vorgesetzt, nebst einer Flasche *Schuat* (ein gegohrnes Getränk von Wasser, Honig und Hirsemehl), und dann erfolgte eine allgemeine Vertheilung von diesen Erfrischungen an die ganze Versammlung bis zu den kleinsten Knaben herab, und die Trinkgefässe machten von Zeit zu Zeit die Runde, bis das Fleisch in den Kesseln gekocht war. Unterdessen schienen die alten Männer einen Jüngling unterrichtet zu haben, welcher uns hierauf in einer kurzen Anrede bekannt machte, dass nächstens noch drei Festtage Statt finden und an jedem eine gewisse Anzahl Ziegen und Ochsen

geopfert werden würden, um Gedeihen für die Feldfrüchte und Abwendung der Pest zu erflehen.«

»Nachdem endlich, was ziemlich lange währte, das Opferfleisch in den Kesseln gehörig gekocht war, zerlegte es der Oberpriester (wenn der bis aufs Hemd und die Unterbeinkleider entblösste Aufseher der Tische so genannt werden darf) in so viel gleiche Theile, als Tische vorhanden waren. Auf den für *Kaspolet* und mich bestimmten wurden sechs grosse Laibe trefflichen Brodes gelegt, welche, mit Ausnahme eines einzigen, den wir verzehrten, unser Wirth mit nach Hause nehmen durfte. Das Brod und die Pasta auf den übrigen Tischen wurde grösstentheils von den Männern in Anspruch genommen, welche die Ziegen zum Opfer geliefert hatten. Während des Essens wurde reichlich Schnaps herumgegeben, und gleich nach der Mahlzeit löste sich die Versammlung auf.«

In der Gegend von *Schapsuk* war Bell genöthigt, das Fest des *Ramazan*, oder der grossen mohammedanischen Fasten, mit zu feiern. Zum Glück fiel es damals in die Monate November und Dezember, also in die Zeit der kurzen Tage. Sobald die Sonne untergegangen war, trug man eine Mahlzeit auf, um wenigstens den ersten Hunger zu stillen. Die zweite erfolgte um neun Uhr, und den Beschluss machte ein dritter Schmaus um drei Uhr Morgens. Uebrigens war Bells Theilnahme an dem Fasten während der Tageszeit eine freiwillige;

denn man war bereit, für ihn und seine Leute wie gewöhnlich zu kochen. Er wollte aber eben so wenig ihre religiösen Gefühle verletzen, als den Frauen des Hauses, die ohnehin für die Nacht genug zu thun hatten, noch mehr Arbeit verursachen. In den wohlhabendern Häusern pflegt während des Ramazans ein Mollah gemiethet zu werden, der die üblichen Gebete zu verrichten hat. Alle männlichen Einwohner des Dorfes versammeln sich mit Sonnenuntergang in der Wohnung des Mollah's. Dieser wendet sein Gesicht nach Mekka und hinter ihm stellen sich in zwei Reihen die ebenfalls mit dem Gesicht nach Mekka gekehrten Betenden auf. Ein jüngerer Mollah vertritt die Stelle des Muezzin, indem er die gewöhnliche Formel singt, die von den Minarets der Moscheen ausgerufen wird. Hierauf folgt das ebenfalls gesangähnliche Gebet des ältern Mollah, welcher bald niederkniet, bald wieder aufsteht, während diese Bewegungen von der Versammlung gleichzeitig nachgeahmt werden. — Das *Beiramfest*, welches am Schluss des Ramazan eintritt, dauert drei Tage, an welchen wenig oder gar nichts gearbeitet wird. Die jungen Leute machen Besuche von Haus zu Haus bei ihren Freunden. Das Hauptfest aber ist der erste Tag, an welchem, nach vollbrachtem Gottesdienst, Pferderennen, Zielschiessen u. s. w. Statt finden.

Ein religiöses Fest ist auch das *Fest der Dar-*

stellung, welches *Bell* ebenfalls in dem Thale des Pschat zu beobachten Gelegenheit hatte. Es besteht darin, dass jeder Knabe, sobald er ein gewisses Alter erreicht hat, Gott feierlich dargestellt und zugleich ein Thier für ihn geopfert wird. Dieses Fest ist so allgemein, dass selbst die strengsten Mohammedaner, die von nichts hören wollen, was nicht im Koran steht, durch die Macht der öffentlichen Meinung gezwungen sind, es ebenfalls zu feiern. Bells Hauswirth in *Pseomuz*, einer dieser rechtgläubigen Muselmänner, beging das Fest für seinen Sohn. Der Versammlungsplatz war im Thale des Pschat, auf einem grünen Rasenplatze, in der Nähe eines ehrwürdigen Eichenhaines. In der Mitte stand ein hölzernes Kreuz und vor demselben eine Anzahl Tische mit Broden und Suppengefässen, Alles in derselben Weise angeordnet, wie früher bei dem Feste des Donnergeistes, nur mit dem Unterschiede, dass hier auch Frauenspersonen, ungefähr 60, Alt und Jung, zugegen waren. Das Ceremoniell war auch feierlicher als bei jenem Feste; den Anfang machte ein kurzes Gebet zu dem »Grossen Gott« (*Tascho*), worin um Verleihung des Guten und um Abwendung alles Uebels gefleht wurde. Der Oberpriester, der dieses Gebet verrichtete, hielt dabei mit seiner rechten Hand einen hölzernen mit *Schmat* gefüllten Becher gegen das Kreuz, in der linken aber einen grossen Kuchen

von ungesäuertem Brod, welchen er hierauf seinen Gehilfen gab. Diese überreichten ihm nach einander fünf oder sechs Mal andere Becher und Kuchen, über welche der Segen gesprochen wurde, den alle Männer und Frauen der Versammlung laut wiederholten. Die Männer lagen reihenweise hinter dem Priester auf den Knien, hatten das Haupt entblösst und neigten sich nach jedem Segen mit der Stirn bis auf den Boden, was auch die Frauen thaten. Das Schuat und die Kuchen wurden hierauf unter alle Anwesenden, auch Bell mit eingeschlossen, vertheilt. Die Opferthiere waren ein Kalb, ein Schaf und zwei Ziegen. Diese wurden nun, jedes von zwei Männern geführt, vor das Kreuz gebracht, wo der Priester den Segen über sie sprach, auf die Stirn aus einem Becher etwas Schuat goss und mit einer von den Wachskerzen, die am Fusse eines Baumes hinter dem Kreuze brannten, einige Haare des Thieres versengte. Alle Opferthiere wurden nun weggeführt, um geschlachtet zu werden. Diess war das Zeichen zum Aufbruche der Versammlung, wenigstens der jungen Leute, welche sich ziemlich tumultuarisch zerstreuten, Einige um beim Schlachten der Thiere und dem Kochen des Fleisches behilflich zu seyn, Andere um sich unterdessen mit Wettlaufen, Ringen, Springen u. s. w. zu belustigen, während die ältern Personen gruppenweise zusammentraten, um sich mit Gesprächen zu unterhalten. Mittlerweile blieb

der Oberpriester in würdevoller Haltung, mit entblösstem Haupte, einem Mantel über den Schultern und einem Stab in der Hand, vor dem Kreuz stehen und gab seinen Gehilfen die nöthigen Weisungen in Betreff der Vertheilung des Fleisches u. s. w. Ehe diese Vertheilung erfolgte, wurde jeder Tisch besonders vom Priester eingesegnet. Sobald Alles verzehrt war, ging die Versammlung, die aus 4 bis 500 Personen bestanden haben mochte, aus einander. Das Jahr vorher soll sie fünf Mal stärker gewesen seyn. Die Abnahme in diesem Jahre wurde der immer grösser werdenden allgemeinen Noth und Besorgniss in Folge des Vordringens der *Russen* zugeschrieben, welche übrigens, nebenbei bemerkt, in den Gebeten beim Feste nicht vergessen wurden; der Priester flehte nämlich die Gottheit an, sie mit Blindheit zu schlagen.

Die Tscherkessen sind grosse Freunde von *Gesängen*, scheinen sie aber nur auf die häusliche Unterhaltung und Feldarbeiten zu beschränken, wenigstens macht Bell nirgends eine Erwähnung, dass bei ihren öffentlichen Festen gesungen worden wäre. Gewöhnlich macht einer von der Gesellschaft den Anfang mit einer Art von Recitativ und auf dieses antworten die Uebrigen mit einem Chor, oder es wird auch der Sologesang in tieferen Tönen begleitet. Der Inhalt dieser Gesänge bezieht sich meist auf Liebesverhältnisse und krie-

gerische Ereignisse. *Bell* beschreibt eine solche Unterhaltung, die eigens für ihn in *Aghsmug* veranstaltet wurde. Drei junge Mädchen, worunter die Tochter seines Hauswirths, sangen verschiedene Lieder, von welchen das eine die Geschichte einer Jungfrau, die mit ihrem Geliebten auf russisches Gebiet entflohen war, ein anderes das Lob einer schönen Frau in Godawhaï, zum Gegenstande hatte. Ein drittes war ein Wechselgesang. Ein Mädchen weist die Bewerbung eines Jünglings um ihre Hand zurück, weil sie ihn nicht für hinlänglich tapfer im Kriege hält. Der Jüngling widerspricht dieser Beschuldigung und beruft sich auf die Umstehenden als Zeugen, welche aber dem Mädchen beistimmen. Der Liebende fordert nun das Mädchen auf, an den Fluss *Abun* (wo damals die meisten Kämpfe mit den Russen Statt hatten) zu gehen, und sich selbst zu überzeugen; »denn nicht jene, die dem Musketenfeuer widerstehen, verdienen das Lob der Tapferkeit, sondern jene, welche gegen die Kanonen anrücken, die den Erdboden erschüttern und die Früchte von den Bäumen fallen machen.«

In einem Dorfe des Thales *Psebebsi* hatte Bell Gelegenheit einen wandernden Sänger zu hören, einen alten Mann, dessen Geschäft es zu seyn schien, den Patriotismus der Tscherkessen aufzuregen, das Lob der Tapfern zu singen und die Feigen lächerlich zu machen und der Ver-

achtung preiszugeben. Einer dieser kriegerischen Gesänge war folgender:

»Als die Russen bei der Festung *Schad* ankamen, hielten sie einen Kriegsrath. Dieser beschloss nach *Ferzadi* vorwärts zu gehen. Sie setzten über den *Lubis*, färbten diesen Strom mit ihrem Blut und bauten dann die Festung *Abun*. Der Feldherr mit den blonden Haaren ist angekommen. Was verdient er? »Eine grosse Schlacht!« sagen die Tscherkessen. *Kasi-oku Pschemaff!* dein Herz war wie der Berg *Saberk-wesch*, aber du bist hauptlos auf dem Schlachtfelde gefallen. Das Thor des Paradieses ward dir geöffnet und du bist unverzüglich hineingegangen. Mit seinem Fusse leitete er sein Löwenross im Gefecht und als er gefallen war, bedeckte man ihn mit seinem Panzerhemd. *Tehughi Dewlat Mirza*, schon als Knabe tapfer, fiel als Martyrer auf dem Schlachtfeld. Gelb waren die Kleider des *Hadswaff-oku Subesch* und wie eine Schlange schoss er vorwärts, den Moskowiter zu verwunden. Die Männer von *Schapsuk* standen voll Erstaunen am Abhange des Gebirges, aber die Männer von *Notwhatsch* stürzten, das Schwert in der Hand, vorwärts in den Kampf und wurden erschlagen. *Dschambolat* stand des Nachts auf der Wache und am Tage streifte er über das Feld wie eine zerstörende Flamme; *Haudoku Mensur* war der Tapferste auf dem Streitross und der

Weiseste in der Rathsversammlung. Von dir, *Indar-oku Noghaï*, kann man sagen, dass du, obwohl schon hoch bejahrt, an Körpergestalt und Thatkraft noch ein rüstiger Jüngling bist. *Kalabat-oku Hatukwoï* zog, voll Vertrauen auf sich und sein Ross, muthig sein Schwert und stürzte sich in den Kampf. Auch *Kuschmud* (sein Bruder) zog das Schwert, und die Brust seiner rothen Stute bahnte ihm einen Weg mitten in die feindlichen Reihen. Jünglinge Tscherkessiens! vorwärts ins Gefecht! Wackere Jünglinge lieben den Krieg. Wenn ihr fallt, so fallt ihr als Martyrer dem Vaterlande zum Opfer; bleibt ihr aber am Leben, so wird Euch nur die Hälfte dieses Ruhmes zu Theil!«

In *Semez* sah Bell ein musikalisches Instrument, welches von einem Manne gespielt wurde, der als einer der ersten Tonkünstler in der ganzen Gegend berühmt war. Es war eine Art Geige, mit einem flachen Resonanz-Boden und einem rückwärts gewölbten Bauche. Sie hatte nur zwei Saiten und zwar von Pferdehaaren, welche wie bei unsern Geigen an Wirbeln befestigt und über einen Steg gespannt waren, auch mit einem dem unsrigen ähnlichen Bogen gestrichen wurden. Der Spieler stellte das Instrument, wie ein Violoncell, auf den Boden und spielte so, indem er mit den Fingern auf dem Griffbrett die verschiedenen Töne hervorbrachte. Zugleich sang er in weh-

müthiger Weise das Lob eines kürzlich in der Schlacht gefallenen Kriegers. Einer der Anwesenden wurde dadurch bis zu Thränen gerührt.

Zu einer andern Zeit wohnte Bell auch einer Tanzbelustigung bei. Es war ein Leibeigener, der die Gesellschaft mit seinen Künsten zu unterhalten suchte, während die Umstehenden dazu sangen und mit den Händen klatschten. Manche Bewegungen waren nicht übel, die kunstreichste aber, indem er sich auf die Fussspitzen stellte und sich mit grosser Schnelligkeit umdrehte. Am Schluss einer dieser Kreiselbewegung fiel der Tänzer platt auf die Erde und fing auf eine seltsame Weise an zu ächzen, als ob er sich todt geschlagen hätte. Zugleich sprach er verschiedenes tolles Zeug, miaute wie eine Katze, bellte wie ein Hund u. s. w., welches Alles von der ganzen Gesellschaft herzlich belacht wurde. Er wurde dadurch so dreist, dass er, auf das gewöhnliche Vorrecht aller Lustigmacher und Volksnarren pochend, seine Spässe auch auf die Anwesenden ausdehnte, und sogar seinem Herrn mit einem Stocke drei oder vier leichte Streiche versetzte. Dieser nahm sie in demselbem lustigen Geiste auf, mit dem sie ausgetheilt wurden, und die Gesellschaft wollte vor Lachen bersten.

Ueber die Gebräuche bei den *Heurathen* der Tscherkessen finden sich mehre zerstreute Bemerkungen in Bells Tagebuch. Sobald ein Mädchen als Braut erklärt oder verlobt ist, darf sie

bis zur Hochzeit, in der Regel zehn Tage lang, auch wohl vierzehn Tage oder einen Monat, ihre Wohnung nicht verlassen, und während dieser Zeit erhält sie täglich Besuche von den Freundinnen der Familie, sowohl Weibern als Mädchen, welche Kuchen und anderes Backwerk zum Geschenk bringen und ihre Glückwünsche abstatten. Sie darf aber bei diesen Besuchen nur wenig sprechen, und es ist daher eine Schwester oder eine andere Verwandte zugegen, welche die Gäste zu unterhalten hat. Aber auch der Bräutigam darf sie während dieser Zeit nicht sehen, höchstens ist ihm des Abends ein kurzer Besuch gestattet. Er ist sogar von der Gesellschaft seiner eigenen Aeltern und Verwandten ausgeschlossen. Bei der Vermählung macht er den Aeltern ein Geschenk mit einem Ochsen, einem Schafe oder einer Ziege, zum Behuf des Hochzeitmahles, und erhält nun die volle Erlaubniss, bei seinem Weibe zu wohnen. Bei der Geburt des ersten Sohnes, oft auch der folgenden Söhne, aber nie bei der Geburt einer Tochter, wird diese Festlichkeit wiederholt. Aber ein seltsamer, unnatürlicher Gebrauch bei den Fürsten und Edelleuten ist der, dass der junge Ehemann die ersten Jahre hindurch seine Kinder nicht um sich haben darf, sondern dass diese, besonders die Knaben, gleich nach der Geburt bis ins achte, zehnte oder zwölfte Jahr einem *Atalik* (Aufseher, Vormund, Erzieher) übergeben

werden. Auch unter den Bauern ahmen die reichern und angesehenern diese Sitte nach, während die übrigen ihre Söhne um sich behalten, bis sie ein selbständiges Fortkommen gefunden haben. Ehemals bestand das Gesetz, dass dem Atalik, wenn sein Zögling oder Mündel *(Pchur)* starb, die Ohren abgeschnitten wurden; dieses ist aber jetzt abgeschafft.

Wenn ein Hausvater *stirbt*, so wird bis zum Begräbniss bei der Leiche *Wache* gehalten. Auf der einen Seite des Zimmers liegt ein Polster auf dem Teppich des Fussbodens mit den Kleidern des Verstorbenen, und darüber hangen an der Wand seine Waffen. Das Zimmer füllt sich nun mit den Töchtern und andern weiblichen Verwandten und Freundinnen der Familie, welche sich zu beiden Seiten des Polsters niedersetzen, während die Wittwe an der Thüre stehen bleibt und auf dem grünen Platze vor dem Hause die Männer sich versammeln. Einer davon geht in das Zimmer und stösst ein Klaggeschrei aus, welches von den Frauen und Mädchen beantwortet wird. Er kniet dann vor dem Polster nieder und berührt es mit seiner Stirn, bleibt eine Weile in dieser Stellung und wird dann wieder von den Mädchen aufgehoben, worauf er das Zimmer verlässt. Ihm folgen in derselben Weise die übrigen Männer nach, welche sämmtlich, einer nach dem andern, diese Ceremonie verrichten, nur mit dem

Unterschiede, dass die ältern Männer, anstatt ein Klaggeschrei zu erheben, einige kurze Worte an die Wittwe und die Kinder richten, um diese über den Verlust zu trösten. Diese grössere Versammlung von Männern und Weibern währt drei Tage; aber die Frauenspersonen der Familie und die nächsten Verwandten müssen wenigstens noch vierzehn Tage beisammen bleiben, um die Beileids-Besuche zu empfangen. Die Kleider und Waffen des Verstorbenen bleiben an den bezeichneten Orten, bis zur grossen Begräbnissmahlzeit, welche entweder sechs Monate nach dem Tode oder am nächsten Jahrestage desselben Statt findet. Der ärmste Mann scheut diesen Aufwand nicht; aber die Reichen geben noch andere Mahlzeiten, in Zwischenräumen von einer oder zwei Wochen bis vierzig Tage nach dem Tode. Wenn die Kleider des Verstorbenen schon schlecht waren, so werden neue gemacht, und die Verwandten tragen ebenfalls manches dazu bei; einige liefern Schuhe, andere Beinkleider, oder lederne Trinkbecher, wie man sie auf Reisen gebraucht, u. dgl. m. Alle diese Dinge werden nebst den übrigen auf das Polster und den Fussteppich gelegt, und später unter die Mollahs der Nachbarschaft und andere Gehilfen bei der Feierlichkeit vertheilt. Die Familie darf nichts behalten als die Waffen des Verstorbenen und sein Reitpferd, welches seinem Andenken zu Ehren noch sechs Monate

im Stall gehalten und während dieser Zeit gut gepflegt wird. Wenn Jemand zu Hause eines natürlichen Todes gestorben ist, so wird die Leiche gleich nachher gewaschen, in ein neues weisses Baumwollen- oder Leintuch gehüllt und schon nach drei oder vier *Stunden* begraben. Ist er in einem Gefechte gefallen (d. h. in einem rechtlichen Kampfe, nicht auf einem Raubzuge, welchen Unterschied die Tscherkessen sehr scharf bezeichnen), so wird er in den Kleidern, die er trägt, und ungewaschen beerdigt. Man glaubt nämlich, dass er in diesem Zustande, weil er in der Vertheidigung des Vaterlandes gefallen ist, unmittelbar ins Paradies eingehen werde. Ueberlebt er dagegen seine Wunde noch einige Tage, so nimmt man an, dass er noch habe sündigen können (vielleicht durch Kleinmuth in Ertragung des Schmerzes oder indem er es bereut, in den Krieg gezogen zu seyn), und er muss daher gewaschen und für seine Reise zum Paradies angemessen gekleidet werden.

Dieselben Feierlichkeiten finden auch beim Tode der Weiber und Kinder Statt, doch sind die Versammlungen weniger zahlreich.

In *Pseomuz* wurde Bell als Zeuge einer Begräbnissfeierlichkeit, d. h. einer Leichenmahlzeit, eingeladen. Es war der Bruder eines Grundeigenthümers gestorben. Drei Tage und Nächte vor dem Feste war das Dorf von Weibern angefüllt, welche der Hausfrau beim Kochen und Backen und

der Schuat-Bereitung zur Hand gingen. Auch kamen noch viele am Festtag selbst und brachten Brod, feines Gebäck, Honig, Schuat, Schafe u. dgl. mit.

»Am bestimmten Tage« — erzählt der Verf. — »muss die Zahl der Anwesenden mehr als hundert gewesen seyn, denn ich zählte allein 40 Frauenspersonen, Alte und Junge, welche in Prozession (während andere im Dorfe zurückblieben) nach einem benachbarten Felde zogen und hier mit den (viel zahlreicher versammelten) Männern einem Gebete beiwohnten, das der Mollah über dem Grabe des Verstorbenen sprach. Nach der in dieser Gegend herrschenden Sitte hätte über dem Grabe die Flinte und das Pistol des Todten abgefeuert, auch sein Schwert geschwungen, so wie sein Streitross drei Mal um das Grab geführt und diesem ein Ohr abgeschnitten werden sollen. Aber da sein Bruder sich zum Islam bekannte, so wurde diese Ceremonie, nach einer kurzen Besprechung darüber unterlassen. Auch das Festmahl wurde im Freien gehalten, ungeachtet es ziemlich kalt war. Im höhern Theile des erwähnten Feldes nahmen die Frauen Platz, die ältern in der vordersten Reihe, die jüngern weiter rückwärts. Die Männer hatten ihre Sitze weiter unten. Nun wurden die Speisen aufgetragen, ganze Berge von Broden und sechs oder acht gewaltige Kessel mit Fleisch. Dreizehn Schafe und eine Kuh waren geschlachtet worden. Ein Theil der Speisen wurde mit nach

Hause genommen, um unter die Armen vertheilt zu werden. Gleich nach der Mahlzeit brach die Versammlung auf und Alle entfernten sich. Ich konnte nicht unterlassen, die Anmuth und Feinheit zu bewundern, mit welcher die Frauen von einander Abschied nahmen. Sie umschlangen sich zuerst mit dem rechten Arm und drückten sich dann die rechte Hand.« —

Zuweilen finden bei dergleichen Begräbnissfesten, vorzüglich wenn ein Häuptling gestorben ist, auch Wettrennen und Zielschiessen Statt.

Auch die *Leibeigenen* werden mit ähnlichen Feierlichkeiten begraben. In *Pseomus*, wo ein solches Begräbniss Statt fand, wurden neun Schafe und ein Ochs geschlachtet. Der Mann, welcher diese Thiere tödtete, sprach bei jedem den Namen des Leibeigenen aus und dann die Worte: »Fürchte dich nicht; diess bringt dich in den Himmel.«

Die *Begräbnissplätze* sind kleine, mit Gras bewachsene Stellen an den Rändern der Waldungen. Die Gräber sind mit Steinen bedeckt, und am Kopf und zu den Füssen sieht man verschiedene Stücke von geschnitztem Holz, worunter ein Kreuz, und ausserdem ein kleiner Pfahl, an welchem die Männer, die von Zeit zu Zeit das Grab besuchen, um hier zu beten, ihre Pferde anbinden können.

In den Gegenden, wo sich noch Reste des Christenthums erhalten haben, tragen die Frauen,

als Trauer für ihre verstorbenen Verwandten, eine Zeit lang schwarze Kleidung; aber den strengen Muselmännern ist dieses durch den Koran verboten.

Das Volk der Tscherkessen zerfällt seit alter Zeit in vier Klassen: *Psches* oder Fürsten, *Works* oder Edelleute, *Thfokotls*, unadelige Grundbesitzer, theils Freigelassene, theils Nachkommen ehemaliger Freigelassenen, und *Pschilt* oder Leibeigene. In älterer Zeit blieben die Thfokotls auch nach der Freilassung in mancher Hinsicht von den Works abhängig, so dass jedes Geschlecht der Works über eine Anzahl Thfokotls in gewissen Fällen, besonders im Kriege, eine Art Oberbefehl hatte. Heut zu Tage hat dieses Verhältniss aufgehört und nur gewisse eingeführte Höflichkeitsbezeigungen erinnern noch daran. Die *Psches* erhalten keinen Titel, wenn man sie anredet; ihre eignen Diener bedienen sich zuweilen des Ausdrucks *Suischan*, ein liebkosender Name, welchen auch die *Ataliks* oder Erzieher gegen ihre Pflegbefohlnen gebrauchen. Bei den Volksversammlungen nehmen die Nachkommen ehemaliger Chane den ersten Platz ein; auf sie folgen die Psches, dann die Works, und zuletzt die Thfokotls. Jede geringere Klasse bleibt so lange stehen, bis die höhere sich gesetzt hat, worauf sie ebenfalls ihre Plätze einnimmt.

In neuerer Zeit haben die immerwährenden Kriege mit den Russen und die ausgedehntern Handelsverbindungen eine gewisse Veränderung in

den staatsgesellschaftlichen Verhältnissen hervorgebracht. Das Panzerhemd, der Helm und der Bogen, welche ehemals die Waffenrüstung eines tscherkessischen Fürsten oder Edelmanns ausmachten, konnten zwar auch von geringern Leuten getragen werden, waren aber, da sie aus fremden Ländern eingeführt werden mussten, zu theuer, um allgemein in Gebrauch zu seyn. Viele Panzerhemden waren für Flintenkugeln undurchdringlich, und da in früherer Zeit nur selten eine Feuerwaffe in Anwendung kam, so galt jeder tapfere Krieger, der ein solches Panzerhemd besass, für einen wichtigen Mann. Alle seine Nachbarn, denen es an Mitteln fehlte, sich ein so kostbares Waffenstück zu verschaffen, bewarben sich um seine Gunst und seinen Schutz. Aber, wie gesagt, der russische Krieg und der erweiterte Handelsverkehr haben in diesen Dingen eine Veränderung herbeigeführt. Das Panzerhemd, welches sonst, je nach seiner Beschaffenheit, 10 bis 100 und 200 Ochsen kostete, kann jetzt, wo man einsieht, dass es doch nicht gegen Kanonenkugeln schützt, für weniger als die Hälfte dieses Preises gekauft werden. Auch der Bogen ist eine weit unwirksamere und überdiess kostbarere Waffe als die Flinte oder das Pistol. Letztere beide sieht man jetzt fast bei jedem Hirtenjungen. Viele Grundbesitzer, ja selbst die Leibeigenen, sind durch Handelsgeschäfte (die hier Niemand für entehrend hält) weit reicher geworden

als die meisten Edelleute und Fürsten, und sind daher im Stande, sich selbst Vertheidigungsmittel zu verschaffen. Mit diesen Ursachen des abnehmenden Einflusses der Aristokratie verbindet sich, wenigstens in den hauptsächlich unter türkischem Einflusse stehenden Provinzen, eine noch weit wirksamere, nämlich die auf die Lehren des Koran, in Hinsicht der Verhältnisse des Menschen zu Gott, gegründeten Ansprüche auf allgemeine Gleichheit. Wir übergehen die politischen Betrachtungen, welche Bell an diese Zustände der Tscherkessen knüpft.

Etwas Eigenthümliches in den politischen Verhältnissen dieses Volks sind die *Brüderschaften* (*Tleusch*) und die Vereinigung mehrer derselben zu grössern Verbindungen. Das Wesen derselben besteht darin, dass die einzelnen Glieder wechselseitig verbunden sind, einander zu beschützen, und in Fällen, wo Einer oder der Andere einen Todtschlag oder sonst ein Verbrechen begangen hat, gemeinschaftlich die gesetzmässigen Strafen zu bezahlen. Diess geschieht aber nur das erste oder höchstens das zweite Mal. Wird das Verbrechen wiederholt, so übernimmt die Brüderschaft selbst die Züchtigung des Thäters und bestraft ihn zuweilen sogar mit dem Tode. Auch müssen alle Glieder einer Brüderschaft einander in Dürftigkeit und Armuth unterstützen. Auf der Reise erweisen sie einander unbeschränkte Gastfreiheit, und jeder

kehrt in dem Hause des andern so ein; als ob dieser sein wirklicher Bruder wäre. Indessen darf kein Mitglied sich mit der Tochter eines andern von seiner eignen Brüderschaft verheurathen; doch sieht die Brüderschaft darauf, dass keiner eine Missheurath vollzieht, d. h. kein Mädchen unter seinem Stande heurathet; denn es giebt Brüderschaften unter den Edelleuten verschiedener Grade, so wie unter den freien Männern, die Leibeignen selbst mit eingeschlossen. Jede Brüderschaft hat einen eignen Namen. Beim Tode eines verheuratheten Mitgliedes wird die Wittwe ein Eigenthum der Brüderschaft, und wird ohne Bezahlung an ein anderes Mitglied verehelicht, unter der Bedingung, dass dieser für den Unterhalt und die Erziehung der etwa vorhandenen Kinder sorge. Ist sie aber zu alt, um sich wieder zu verehelichen, so muss die Brüderschaft sie ernähren. Wenn man ihr gestattet, in eine andere Brüderschaft zu heurathen, so muss sie sich von den Kindern trennen, und diese bleiben, als Eigenthum der Brüderschaft, in der Familie ihres Vaters.

Die Zahl der Mitglieder einer Brüderschaft ist sehr verschieden und steigt von 15 oder 20 bis 2- oder 3000. Obgleich die Strafe für ein Verbrechen, besonders für einen Mord, welchen ein Glied der Brüderschaft begangen hat, von allen gemeinschaftlich entrichtet wird (für einen Mord z. B. 200 Ochsen), so ist es doch gebräuchlich,

wenn dergleichen Mordthaten zwei oder drei Mal vorkommen, den Thäter entweder selbst mit dem Tode zu bestrafen, oder ihn als Sklaven zu verkaufen. Dergleichen Strafen werden auch über andere nicht zu bessernde Verbrecher verhängt. Die Vollziehung des Todesurtheils besteht darin, dass man den Delinquenten mit gebundenen Armen ins Meer oder in einen Fluss stürzt. Als ein Hauptverbrechen wird verrätherisches Einverständniss mit den Russen betrachtet und nicht nur an dem Schuldigen selbst mit Verkauf in die Sklaverei oder mit dem Tode bestraft, sondern auch alle Glieder seiner Familie werden als Sklaven verkauft, sein ganzes Vermögen eingezogen und der Kaufpreis unter diejenigen vertheilt, welche das Verbrechen entdeckt oder bei seiner Bestrafung mitgewirkt haben. Uebrigens kann ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, wenn es ihm gelingt, sich zu dem Mitgliede einer andern Brüderschaft flüchten und diesen zu seinem *Konak* (Schutzfreunde) wählen. Letzterer ist dann, wenn er es annimmt, verbunden, ihn zu beschützen oder die Strafe für ihn zu bezahlen.

Die Brüderschaften sollen sehr alten Ursprungs seyn. Sie bilden die eigentliche Regierungsgewalt der Tscherkessen. Ein Fremder, der das Land besucht, kann sich ebenfalls einen *Konak* wählen, welcher ihm dann nicht nur für seine eigne Person Gastfreundschaft und Schutz gewährt, sondern,

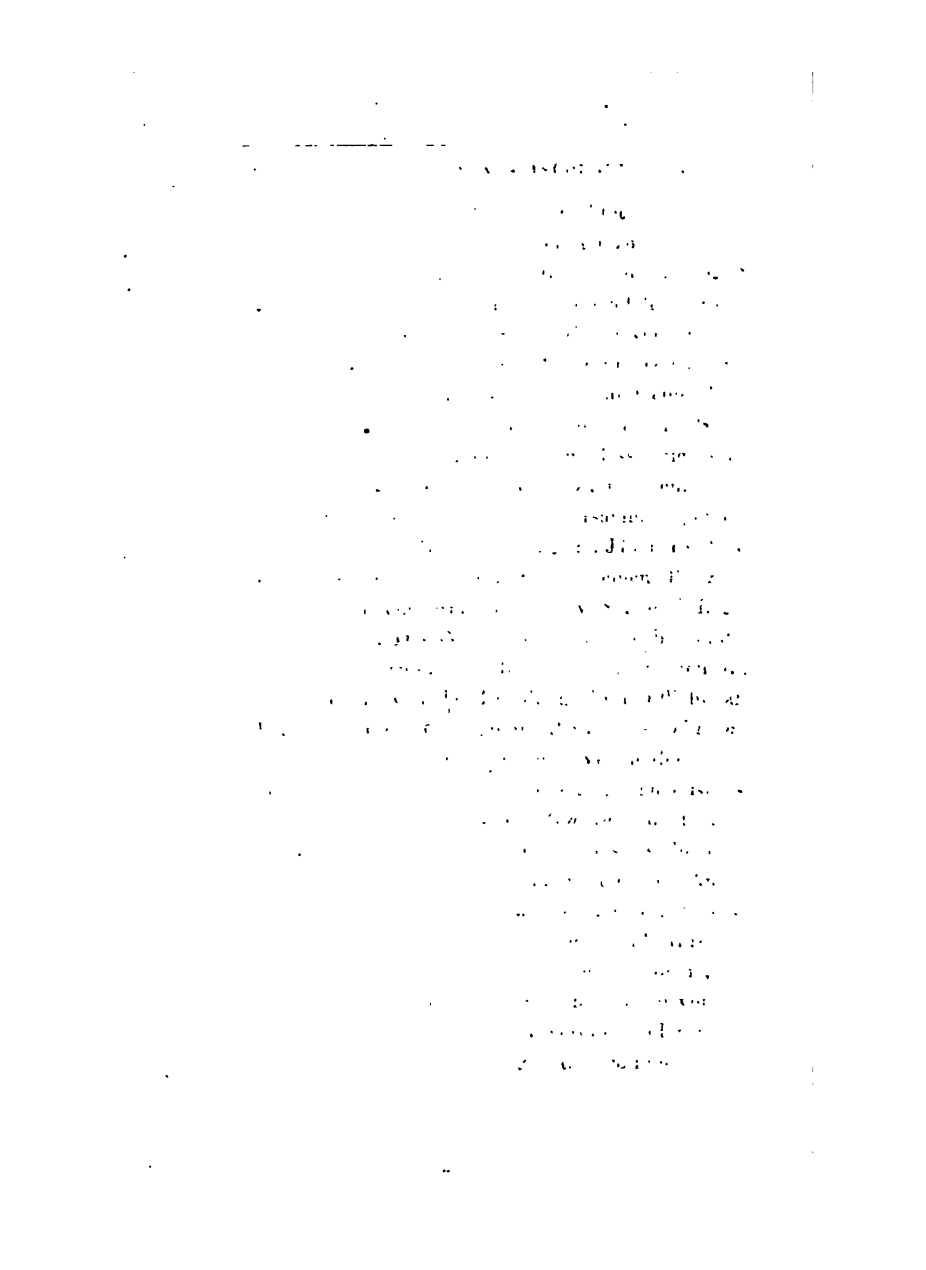
auch die gesammte Brüderschaft, zu der der Konak gehört, wird dadurch für die Sicherheit des Fremden verbindlich gemacht. Eine der angesehensten und wichtigsten Brüderschaften war ehemals die der *Abbats*, welche aus etwa acht vornehmen und reichen Familien bestand, aber zu der Zeit, als die Festung *Anapa* von den Türken an die Russen überging, wegen politischer Vergehen, von dem höhern Vereine, zu dem sie gehörte, aufgelöst und aus ihrer Provinz verwiesen wurde.

Als der bekannte englische Schriftsteller *David Urquhart*, den die Tscherkessen allgemein *Daud Bey* nennen, ihnen empfahl, eine förmliche Regierung aufzustellen, damit in ihre Kriegsführung gegen die Russen eine gewisse Einheit käme, wurden zu diesem Behuf *sechzehn* ältere Mitglieder aus *acht* grossen Brüderschaften gewählt, denen damals alle kleinern Vereine dieser Art in den beiden Provinzen *Notwhatsch* und *Abazak* untergeordnet waren. Jede dieser acht Brüderschaften gab zwei Mitglieder. Alle sechzehn sollten in zwei Abtheilungen gebracht werden, jede von acht Personen, welche sich abwechselnd mit dem Oberrichter jeder Provinz in dem Thal von *Semez* zu versammeln hätten. Während *Bells* Anwesenheit im Lande wurde beschlossen, den ganzen Küstenstrich von *Toapse* bis *Gaghra*, in *neun Bezirke* einzutheilen. In jedem sollten, mit allgemeiner Zustimmung der Einwohner, *vierzig Aelteste* ernannt

und auf den Koran eidlich verpflichtet werden, aus allen Kräften Verbrechen jeder Art zu entdecken, zu verurtheilen und zu bestrafen; in besonders schwierigen Fällen sollten sich drei solche Bezirksbehörden zu einem einzigen Gerichte versammeln. Zwei solcher Behörden, in *Ardler* und *Gesch*, waren im Mai 1839 bereits ernannt, und eine dritte sollte nächstens zu Stande kommen; die Sache wurde bloss dadurch aufgehalten, dass einige Männer sich scheuten, daran Theil zu nehmen.

Bell wohnte einer Gerichtsversammlung in der Nähe von *Psegahe* bei, die am 28. Jäner 1839 gehalten wurde. Man wählt dazu einen Platz im Freien, der einigermassen vor Wind und Regen geschützt ist. Das Wetter mag übrigens beschaffen seyn, wie es will; die Mitglieder lassen sich dadurch nicht von der Erfüllung ihrer Pflicht abhalten. Der dazu bestimmte Platz heisst *Wittenagemote* oder Gerechtigkeitsfeld. Wenn der Boden zur Aufnahme der Versammlung geeignet ist, so setzen sich die Aeltesten (*Tamatas*) nieder; im entgegengesetzten Falle aber bilden sie stehend einen Kreis. Hinter ihnen befindet sich eine Anzahl von Gehilfen zu Pferde, welche die vorgeladenen Partheien oder die zu verurtheilenden Verbrecher, wenn sie nicht gutwillig erscheinen wollen, mit Gewalt herbeiholen müssen. Sobald einer von den Letztern erscheint, wird er verhört und wenn er gesteht, wessen er angeklagt ist, wird ihm sogleich

Verlag von J. G. Calve in Prag



GERICHTSVERSAMMLUNG DER TSCHERKESSEN.

Verlag von J G Calve in Prag

die gebührende Strafe zuerkannt. Da diese auf der Stelle erlegt werden muss, so entsteht die meiste Schwierigkeit für die Richter aus der Schäzzung der Artikel, z. B. Pferde, Waffen, Waaren u. dgl., die anstatt der bestimmten Anzahl Ochsen, wenn er diese nicht gerade besitzt, an Zahlungs Statt anzunehmen sind. Sechs Ochsen oder den Werth von 300 türkischen Piastern, zahlt er als Strafe, wenn er durch Eid oder durch Zeugen beweisen kann, dass er ein russisches Fort bloss in der Absicht besucht hat, um Salz zu kaufen; 24 Ochsen aber, wenn er überführt wird, dass er noch andere Verbindungen mit dem Feinde unterhalten hat. Wenn er aber den, seit mehren Jahren eingeführten *Volkseid* gebrochen hat, dem zufolge sich die meisten Tscherkessen feierlich verpflichtet haben, sich durchaus in keine Gemeinschaft mit den Russen einzulassen, so hat er das Leben verwirkt, und er, oder seine Brüderschaft muss, um dieses zu retten, eine Strafe von 200 Ochsen bezahlen. Im Wiederholungsfalle aber findet kein solcher Loskauf Statt, sondern die Todesstrafe wird wirklich vollzogen. Dieselbe Strafe findet auch Statt, wenn der Angeklagte das eidlich läugnet, wessen er beschuldigt wird, indem er feierlich auf den Koran das Gegentheil beschwört, durch den Eid von zwei oder mehr Zeugen aber überführt wird, dass er falsch geschworen habe. Wenn jedoch die Aussagen der Zeugen nicht überein-

stimmen, sondern einer von diesen zu Gunsten des Angeklagten aussagt, so kann das Gericht kein Urtheil fällen, sondern es findet eine Appellation Statt, indem die Sache den Tamatas von acht Brüderschaften vorgelegt wird. Haben auch diese das Todesurtheil ausgesprochen, so kann der Verbrecher, wenn es das erste Mal ist, immer noch mittelst Bezahlung von 200 Ochsen losgekauft werden. Die eigentlichen Richter bei einer solchen Versammlung, welche das Urtheil sprechen, heissen *Tarko-Chass*, d. h. Rechtsgeschworne. Es sind diess eine gewisse Anzahl von Tamatas aus jeder Brüderschaft, welche, im Rufe vorzüglicher Weisheit, Erfahrung und Rechtschaffenheit stehend, von den übrigen Tamatas gewählt und feierlich auf den Koran verpflichtet werden, nach Gewissen und ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen.

Bei dergleichen Gerichts- und andern Volksversammlungen hat jeder Anwesende das Recht, frei zu sprechen, aber nur wenige werden, wenn sie nicht *Tarkochass* sind, aufmerksam angehört. Es giebt einzelne Männer, welche sich in diesem Punkte besonders auszeichnen. »Ich habe oft« — sagt Bell — »die Geistesgegenwart, Gewandtheit und Kraft bewundert, welche mancher Redner in seinen oft ziemlich langen Vorträgen entwickelte. Es muss diess der Häufigkeit, Freiheit und Wichtigkeit dieser öffentlichen Versammlungen zugeschrieben werden. Besonders ragten zwei Männer

in dieser Hinsicht hervor. Selbst *Talma*, *Kemble* oder *Kean* würden die anmuthige Haltung und die männliche Kraft und Würde bewundert, ja vielleicht beneidet haben, mit welcher *Ali-Bi*, Häuptling von *Ardler*, an der Spitze von 40 Tamatas zu dem in der Mitte der Versammlung aufgestellten Koran trat, eine kurze Auseinandersetzung seiner Angelegenheit aussprach, diese durch Berührung des heiligen Buches bekräftigte, und sich, die Versammlung ehrerbietig grüssend, wieder zurück begab. Jeder, der den jungen *Kerantuk*, wenn er auch nichts vom Inhalte der Rede verstand, in seinem äussern Vortrage beobachtete, die starr auf einen Fleck gehefteten Augen, als ob die Sehkraft während des Flusses seiner Ideen aufgehoben wäre; die Kaltblütigkeit, mit welcher er heftige Unterbrechungen seiner Gegner aufnahm; die Festigkeit, mit der er bei der Sache blieb, während die graubärtigen Tomatas in stiller Aufmerksamkeit rings umher sassen, — musste anerkennen, dass dieser junge Mann von der Natur dazu geschaffen sei, überall, wo es auf Entwickelung geistiger Grösse ankommt, einen ausgezeichneten Platz einzunehmen. *Ali-Bi* ist etwa 45, *Kerantuk* erst 35 Jahr alt. Wenn sie nicht im Kampfe fallen, — denn Beide sind muthige Krieger — so müssen sie sich nächstens der Hauptleitung der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Theile des Landes (*Ardler* und *Ghesch*) bemächtigen, besonders *Kerantuk*, dessen Charakter-

stärke ihn bereits in den Stand gesetzt hat, die Schranken zu überspringen, welche die öffentliche Meinung hier der Laufbahn junger Leute entgegenzusetzen pflegt. *Ali-Bi* zeichnet sich mehr als Taktiker aus; er lässt sich nur sehr behutsam, nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten und mit ebenbürtigen Gegnern, in Streitigkeiten ein. Muss er es ja mit Leuten aufnehmen, die ihm nicht gewachsen sind, so sucht er sich ihrer, so schnell als möglich, durch Witz und Spott zu entledigen..... Es fehlt hier auch nicht an einem eigentlichen Volksredner, d. h. an einem Redner für den grossen Haufen (*mob-orator*); ich meine *Arslan-Pé*, einen Edelmann in *Gesch*, ungefähr 6 Fuss 3 Zoll (engl.) hoch, von herkulischer Gestalt, besonders was die Schultern betrifft, durch freie und lebhafte Rede und gewandten Vortrag sich auszeichnend. Er wurde beauftragt, den in diesem Thale versammelten *Azras* die neuen Anordnungen bekannt zu machen, nach welchen sie sich für die Zukunft zu richten haben. Dieses Geschäfts entledigte er sich wie ein echter Stentor von der hohen Gallerie unserer Wohnung herab, indem er bei jedem neuen Gegenstand seiner Rede die ersten Sylben, so stark er konnte, herausschrie und dadurch die Lärmenden zum Schweigen brachte und die gehörige Aufmerksamkeit für das Folgende erweckte. Die Leichtigkeit, mit welcher er zuweilen in das Gelächter der unten versammelten Menge ein-

stimmte oder es selbst veranlasste, sogleich aber geschickt wieder zum Gegenstande seines Vortrags zurückkehrte, erinnerte mich, in Verbindung mit dem ganzen charakteristischen Benehmen des lärmenden rohen Haufens, an die Auftritte unserer Wahlkämpfe in England.«

Obgleich die erblichen Oberhäupter einen grossen Theil der Gewalt verloren haben, die ihre Vorfahren besassen, und das Volk eigentlich nur durch solche Männer regiert wird, die den grössten Einfluss auf die öffentliche Meinung ausüben, so ist dieser Einfluss doch Keinem zugestanden worden, der ihn nicht durch grössere Erfahrung, höhere Weisheit, allgemeine Rechtschaffenheit und ausgezeichnete Thatkraft verdient hätte. Auch sind alle diese, die öffentlichen Angelegenheiten verwaltenden Männer bereits in Jahren vorgerückt. Reichthum allein aber scheint unter den Tscherkessen nicht hinlänglich zu seyn, sich Ansehen zu verschaffen. Auch verdient bemerkt zu werden, dass ungeachtet des langsamen gerichtlichen Verfahrens und der Gelegenheit für Manche, ohne Strafe wegzukommen, doch keine gewaltthätigen Räubereien vorfallen, obschon ein grosser Theil des Volks durch den vieljährigen Krieg in seinen Vermögensumständen sehr herabgekommen ist. Armenische und türkische Handelsleute durchreisen in geringer Begleitung und mit starken Waarenvorräthen das Land nach allen Richtungen, aber niemals hörte

Bell etwas von Beraubungen derselben. Auch Bell selbst, der häufig bei offenen Thüren schlief und seine Uhr, seine silberne Tabaksdose und andere Dinge von Werth frei herumliegen hatte, war nie in dem Falle, sich über irgend einen Diebstahl beschweren zu müssen. Diese Ehrlichkeit scheint sich aber nur auf die nächste Nachbarschaft zu beschränken. Diebereien in entfernten Gegenden und unter weniger bekannten Stämmen verübt, gelten bei Vielen für etwas Erlaubtes und wenn dabei ein gewisser Grad von Geschicklichkeit und Muth gezeigt wird, sogar für etwas Rühmliches. Am häufigsten werden Pferde gestohlen. Wenn ein Gast, während er in einem fremden Hause verweilt, sein Pferd durch Diebstahl verliert, so muss der Wirth, wenn es verlangt wird, den Schaden ersetzen. Wird der Dieb entdeckt, so wird er seinerseits gleichfalls zum Ersatz an den Wirth gezwungen und muss den Werth von 600 Piastern erlegen. Im Fall es Jemanden gelingt, den Dieb zugleich mit dem Pferde einzufangen, so gehören seine Waffen und Alles, was das Pferd an sich hat, demjenigen, welcher sich seiner Person bemächtigt. Die Verantwortlichkeit des Wirthes erstreckt sich auf das sämmtliche Eigenthum seines Gastes, scheint aber nicht immer und überall streng in Ausübung gebracht zu werden. In der Regel sind 600 Piaster der Ersatz für jeden ent-

wendeten Gegenstand, gleichviel ob dieser mehr oder weniger werth ist.

Eine alte Sitte herrscht noch im Lande, welche zwar ursprünglich einen sehr humanen Zweck gehabt hat, gegenwärtig aber sehr verderblich auf die allgemeine Wohlfahrt einwirkt und die Verbesserung des moralischen Zustandes der Bevölkerung wesentlich hindert. Es ist diess das *Asylrecht*, welches theils von ganzen Provinzen, theils von Brüderschaften, Verbrechern aus andern Provinzen oder Brüderschaften gewährt wird. Bei einem Besuche, welchen Bell einem Edelmanne in *Subesch* abstattete, befand sich unter den zahlreichen Patienten, die wie häufig anderwärts zu ihm gebracht wurden, auch ein Mann aus einem weiter nördlich gelegenen Thale, der sich, obwohl mehrmals bestraft, als ein so hartnäckiger Dieb erwiesen hatte, dass er den Nachstellungen seiner Nachbarn nur durch die Flucht entgangen war. Nachdem er einen angesehenen Edelmann, welcher an der Spitze eines grössern Haufens ihn zu fangen ausrückte, erschossen hatte, war er nach Subesch geflüchtet und lebte hier bei einem allgemein geachteten Waffenschmiedt vollkommen sicher. Auch Letzterer konnte den Ort, wo die Mordthat begangen war, ganz ungehindert besuchen.

VI.

RICHARDSONS LANDREISE VON MAULMAIN NACH BANKOK *).

Das Innere von Hinter-Indien ist den Europäern seit dem Kriege der brittisch-ostindischen Compagnie mit Birma zugänglicher als in frühern Zeiten geworden, in dessen Folge 1826 die Provinzen *Arakan*, *Martaban* und *Tenasserim* an England abgetreten wurden. Der in Diensten der Compagnie stehende Arzt Dr. *Richardson* machte schon im Jahre 1830 eine Reise von *Maulmain*, einem englischen Militärposten unter 16° 30′ nördl. Br. und 97° 38′ östl. L. von Greenwich, 27 engl. Meilen aufwärts von der Mündung des *Thaluayn*

*) *Nouv. Ann. des Voyages*, 1840, Oktober; S. 55 u. ff.; nach dem *Maulmain Chronicle*.

oder *Salwin*, durch bisher ganz unerforschte Gegenden nach *Laos*, über welche wir im X. Jahrgange dieses Taschenbuches (1832), S. XLVI. u. ff. berichtet haben. Von gleicher Wichtigkeit für die Kunde jenes Theils von Asien ist die von demselben Dr. *Richardson* ausgeführte Reise, welche hier in kurzer Uebersicht mitgetheilt wird.

Dr. Richardson verliess *Maulmain* am 18. Dezbr. 1839, um mit drei Barken den *Zimmie* aufwärts zu gehen. Nachdem er sich, um zu erfahren, ob die nach *Nat-kiung* bestellten Elephanten abgegangen wären, eine kurze Zeit in *Nieung-Benieit* aufgehalten hatte, setzte er seine Fahrt bis *Kyaikmare* fort, wo er die erste Nacht zubrachte. Am folgenden Morgen kam er nach dem Dorfe *Attran* unweit von der Stelle, wo sonst die Stadt dieses Namens stand. Hier beginnen die Teck-Wälder. Man sieht am rechten Ufer des Flusses überall Gruppen dieser Bäume. Der Lauf des *Zimmie* ist sehr unregelmässig und verändert jeden Augenblick seine Richtung. Am Abende kamen die Reisenden nach *Kyaeng* und am folgenden Morgen nach *Nat-kiung*, wo die Barken ausgeladen wurden, die Elephanten aber noch nicht eingetroffen waren. »Nichts ist reizloser« — heisst es in dem Tagebuche des Reisenden — »als die Ufer des *Attran* und des *Zimmie*. Diese Flüsse durchströmen nur aufgeschwemmtes Land. Die Ufer sind hoch und mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt, welcher sich

bis ans Wasser ausbreitet. Am ersten Tage kommt man an einigen Dörfern vorüber, aber dann sieht man von den Booten aus nichts Lebendiges weiter als etwa von Zeit zu Zeit einen Kaiman oder einen Vogel. Die Flüsse sind zwar sehr tief, führen dem Meere aber doch nur wenig Wasser zu, theils wegen ihres langsamen Laufes, theils weil die Fluth sehr weit hinaufsteigt *). Obschon dieser Bezirk einer von denjenigen ist, welche das meiste Teckholz hervorbringen, so wird doch das hier gewonnene weniger geschätzt als das von *Sarawaddy* auf dem Gebiete von *Birma*, oder das von *Malabar*. Freilich schiesst der Baum auf dem ungemein fruchtbaren Boden schnell empor, aber diess geschieht auf Kosten seiner Stärke. Seit es den Holzschlägern gelungen ist, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Fluss *Maindungyi* entgegenstellte, hat sich in den prachtvollen Teckwäldern längs diesem Flusse und dem obern *Saluin* eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums geöffnet.«

Am 21. Dez. trafen die Elephanten ein und am folgenden Tage machten sich die Reisenden auf den Weg. Es hielt schwer, sich in dem kleinen Dorfe *Natkúng* Führer zu verschaffen. Die Einwohner versicherten, dass ihnen das Land in

*) Diese Gründe sind nicht sehr einleuchtend. D. H.

der Richtung, wohin man gehen wollte, ganz und gar unbekannt sei. Indessen gelang es doch, einige Männer anzuwerben, obschon diese standhaft behaupteten, dass sie weder Weg noch Steg kennten.

Man folgte im Allgemeinen dem Laufe des *Zimmie*, welcher mehrmals übersetzt werden musste, und kam am 3. Jänner 1840 bei drei Pagoden an, die von *Nat-kiung* in gerader Linie 110 (engl.) Meilen entfernt waren. Der jeden Tag zurückgelegte Raum war sehr verschieden, denn zuweilen verirrten sich die Reisenden und mussten denselben Weg wieder zurückmachen, zuweilen waren sie auch genöthigt, sich aufzuhalten, um die Elephanten zu suchen, die sich verlaufen hatten. Eines von diesen Thieren war gar nicht wieder zu finden; vermuthlich hatte es sich an eine Heerde wilder Elephanten angeschlossen, die in jenem Lande sehr zahlreich sind und deren Spuren jeden Augenblick zu sehen waren. »Bis auf eine Strecke von etwa 35 Meilen, ehe wir zu den drei Pagoden kamen« — heisst es weiter — »geht der Weg durch unbewohnte Teckwälder, wo nicht das Mindeste anzutreffen ist, was den Menschen zur Nahrung dienen könnte. Noch ehe wir bei den Pagoden anlangten, waren unsere Vorräthe erschöpft und wir mussten so lange verweilen, bis einige Männer zurückkamen, die wir, um Reiss zu kaufen, in die nächsten Dörfer der *Kayengs* geschickt hatten, denn unsere Nahrung bestand die drei oder vier

letzten Tage nur in Baumblättern und einigen wilden Manioc-Wurzeln. Der Berg, auf dem die übrigens nur in drei Steinhaufen bestehenden Pagoden liegen, ist sehr hoch; es ist der höchste Punkt einer felsigen Hügelkette, deren Gewässer nach entgegengesetzten Richtungen abfliessen. Die von der östlichen oder siamesischen Seite gehen in den *Thung-kala*, welcher sich in den Busen von *Siam* ergiesst, und die von der westlichen Seite vereinigen sich mit dem *Zimmie*, der seine Mündung am Busen von *Martaban* hat. Der Boden ist steinig und unfruchtbar; er bringt nur verkrüppelte Bäume, Bambus und hohe Gräser hervor. Ich hätte mich gern einige Zeit hier aufgehalten, um durch Mondsbeobachtungen die Lage der drei Pagoden zu bestimmen, welche die Gränze zwischen dem brittischen Gebiete und Siam machen. Aber des dichten Nebels wegen, der uns einhüllte und vielleicht noch lange anhalten konnte, so wie um unserer Leute willen, die seit drei Tagen keine ordentliche Nahrung zu sich genommen hatten, beschloss ich in der Richtung vorwärts zu gehen, welche die nach Reiss ausgeschickten Männer genommen hatten. Wir machten etwa 9 Meilen gegen Südost. Nachdem wir einen Elephanten verloren, der durch irgend etwas erschreckt, seinen Führer abwarf und davon lief, kamen wir gegen Abend an den Ufern des *Thung-kala* an, wo ich

auf die nach Lebensmitteln abgeschickten Männer zu warten beschloss.«

Am 5. Jänner trafen diese mit zwei Körben voll Reiss ein, welche kaum zwei Mahlzeiten für die ganze Truppe lieferten. Der Ortsvorsteher hatte aus Furcht vor Strafe keine Bezahlung dafür angenommen, aber erklärt, dass er am folgenden Tage einen mit Reiss beladenen Elephanten bringen würde und bloss so viel Bezahlung dafür verlangt, als das Miethlohn des Thieres betrüge. Der Mann hielt Wort und auch aus einigen andern Dörfern wurde etwas Reiss herbeigeschafft.

Am 10. führte der Weg die Reisenden durch zwei kleine Dörfer der *Kayengs* und sie übernachteten in der Nähe eines dritten. Sie hatten, seitdem sie die Ufer des *Thung-kala* verlassen, etwa 30 Meilen in südöstlicher Richtung gemacht und waren durch ein mit Rohrgebüsch angefülltes Thal gekommen, das durch einen im Jahr 1812 von den *Siamesen* über die *Birmanen* erfochtenen Sieg berühmt geworden ist. *Men-de-ragyi*, Grossvater des jetzigen Kaisers der Birmanen, überfiel damals das Königreich *Siam*, aber seine Armee wurde, da sie sich in eine allzulange Linie ausgedehnt hatte, von der siamesischen durchbrochen. *Men-de-ra-gyi* ergriff die Flucht und gab seine Avantgarde der Wuth der Feinde preis, welche die Gefangenen mit der bei allen andern Gelegenheiten bewiesenen Grausamkeit behandelten, indem sie dieselben

zu fünf oder sechs an Bäume banden und sich damit belustigten, sie todt zu schiessen oder mit Wurfspiessen umzubringen.

Die von den *Kayengs* erhobenen Steuern scheinen nicht beträchtlich zu seyn. Sie sind aber ausserdem noch verpflichtet, den Offizieren und Beamten der brittischen Regierung, welche hier durchreisen, Lebensmittel zu liefern und für ihr Weiterkommen zu sorgen.

Am 18. Jänner kamen die Reisenden an den Fluss *Minnamnoy*, nachdem sie seit dem 16. einen Weg von 73 Meilen zurückgelegt hatten, trotz der häufigen Verzögerungen, welche entlaufene Elephanten verursachten. Das Land war gebirgig und von vielen kleinen Gewässern durchschnitten. Der Weg ging fast immer durch Rohrgebüsch. »Nichts ist langweiliger« — sagt der Verfasser — »als eine Reise in diesem wilden und fast ganz verödeten Lande. Die Beschreibung Einer Tagreise kann für die aller übrigen gelten. Wir kamen zwar durch einige Dörfer der *Kayengs*, aber nur mit Mühe entdeckt man hie und da einigen Anbau des Bodens oder sonst etwas, das für die Anwesenheit von Menschen spricht. Man wandert nur durch wildes Gebüsch, wo man kaum einige Klafter weit sehen kann; Elephanten und Menschen waren oft genöthigt, sich mit Gewalt einen Weg durch das dichte Gesträuch zu bahnen. Uebrigens hielten wir uns stets nach Südosten.«

Es war bereits ein Monat verflossen, seit Dr. *Richardson* Maulmain verlassen, und noch waren zehn bis zwölf Tagereisen bis *Bankok* zu machen, das er in drei Wochen zu erreichen gehofft hatte. Er hatte an den Ufern des *Mimnamnoy* Halt gemacht, der von ihm unter einem andern Namen schon 9 Meilen von den drei Pagoden abwärts überschritten worden war. Bei hohem Wasserstande können Barken bis dahin gelangen. »Wir waren gestern« — heisst es weiter — »Zeugen eines merkwürdigen Vorfalls. Zwei Meilen von der Stelle, wo wir Halt gemacht hatten, kamen wir durch ein kleines Dorf der *Kayengs*; wenigstens gehörten die Weiber alle zu diesem Volksstamme. Die Männer waren *Talains*, befanden sich aber in diesem Augenblicke abwesend. Siamesische Goldwäscher waren, mit Bewilligung ihrer Vorgesetzten, gerade darüber her, das Dorf auszuplündern. Unsere Ankunft rettete für einige Zeit das wenige Eigenthum der armen Einwohner. Da die siamesische Regierung weder ihre Holzschläger noch ihre Goldwäscher bezahlt, so giebt sie ihnen die Erlaubniss, alle Ortschaften, wohin sie kommen, unter dem Vorwande, sich Lebensmittel liefern zu lassen, auszuplündern. Alles ist ihnen willkommen und die niedern Beamten haben gewöhnlich ein Boot bei der Hand, welches sie mit den geraubten Gegenständen beladen und dann nach Hause zu ihren Familien schicken.«

Der *Minnamnoy*, welcher in seinem obern Laufe *Aun* (*Own*) heisst, entspringt in den Bergen östlich von *Ji* (*Ye*), und ergiesst sich durch ein nur einige Klafter breites Felsenthal in den *Dayaik* (oder *Daraik*). Die auf den ältern Karten angegebene Stadt *Dayaik* (oder *Daraik*) liegt an diesem Flusse ungefähr eine Tagereise unterhalb der Stelle, wo er den Minnamnoy aufnimmt. Sie ist jetzt von den Einwohnern ganz verlassen; »aber da wir für die Siamesen weit bequemere Nachbarn sind, als es ehemals die Birmanen waren, so hat der *Myotsa* oder Stadtvorsteher einen königlichen Befehl erhalten, zurückzukehren und sich hier wieder mit den *Talains* niederzulassen, welchen, wie man sagt, die Erlaubniss ertheilt werden wird, auch ihre Familien mitzunehmen. Diess ist jedoch sehr zu bezweifeln; denn der König fürchtet nicht ohne Grund, dass die Talains alsdann in ihre Heimath entfliehen werden, die gegenwärtig zum englischen Gebiete gehört. Der Myotsa betrug sich sehr höflich gegen uns und verschaffte uns ein Boot, um unsere Kranken und den schwersten Theil unsers Gepäcks nach *Kamburi* zu schicken. Sie dürften aber schwerlich vor uns dort ankommen, denn der Fluss macht so grosse Krümmungen, dass man fünf Tage braucht, ihn hinabzufahren.«

Die Reisenden sahen hier mehr als 20 mit *Laos* aus *Tschandapuri* beladene Schiffe, welche

die Siamesen, nachdem sie diese Stadt zerstört, gefangen genommen hatten. Man brachte sie nach dem Flusse *Belaut*, um sie dort bei den Goldwäschereien zu beschäftigen. Es werden gegenwärtig an 2500 Personen bei diesen Arbeiten verwendet, welche drei Monate dauern. Jeder muss ein *Tikal* (etwa 10 fl. C. M.) Gold liefern; was er darüber gewinnt, ist sein Eigenthum.

Am 15. Jänner erreichte man *Kamburi*, welches 89 Meilen südöstlich von dem Rastplatze am Minnamnoy entfernt war. Am 21. überschritten die Reisenden diesen Fluss und kamen nach *Tatakan*, welches pomphaft eine Stadt heisst, obschon es nicht mehr als sieben Häuser zählt, die mit einem verfallnen Bambuszaun umgeben sind.

Am 23. hielten sie bei dem gleichfalls halb in Trümmern liegenden Fort *Mong-tsein*, am östlichen Ufer des Flusses, an. Die in diesem und andern Forts liegenden Soldaten sind Talains und haben nichts weiter zu thun, als die *Kayengs* zur Bezahlung der Steuern anzuhalten. Der Befehlshaber von Mongtsein erhält vom Könige jährlich 60 Tikals, und seine Truppe soll aus 50 Mann bestehen; da aber kein ordentliches Verzeichniss geführt wird, so empfängt jeder Soldat, der zu Hause bei seiner Familie bleiben will, die Erlaubniss dazu für 26 Tikals, die er dem Commandanten bezahlt. Die Besatzung war in diesem Augenblick nur 15 Mann stark.

Am 25. gingen die Reisenden über den Fluss, gerade unterhalb *Mongtsein*, zurück und kamen bald darauf nach der ältern Stadt dieses Namens, welcher *Löwenstadt* bedeutet. Wahrscheinlich ist diese schon seit sehr langer Zeit aufgegeben worden, denn die noch deutlich kennbaren Wälle sind, wie der innere Raum, mit sehr hohen Bäumen bewachsen. In der Mitte befindet sich ein grosser Teich. Die Leute, welche die Reisenden begleiteten, konnten keine weitere Auskunft geben, als dass man ehemals sehr viel Gold und Silber hier gefunden habe.

»Eine Stunde nachdem wir diesen Ort verlassen hatten, begegneten wir zwei Siamesen und zwei Talains, welche dem Commandanten von *Mongtsein* den Befehl des *Myowon* oder Statthalters von *Kamburi*, brachten, uns zu begleiten. Da wir aber schon einige Meilen darüber hinaus waren, so entliessen wir ihn dieser Verpflichtung. Es hält so schwer, Auskünfte zu erhalten, und die Landeseinwohner sind so lügenhaft, dass einer der beiden Siamesen sagte, er habe Kamburi kurz vor Sonnenaufgang, der andere aber, um eilf Uhr Vormittags verlassen.«

»Bald nachher kamen wir durch die kleine Stadt *Mongchut*, die vermuthlich zu derselben Zeit wie Mongtsein verlassen worden ist. Das Innere war mit hohem Gras und Bäumen angefüllt, so

dass man in einem Park zu seyn glaubte. Wir reisten den ganzen Tag auf einer sehr guten, auch für Wagen fahrbaren, Strasse. Der Boden schien fruchtbar und im Stande zu seyn, eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, aber mit Ausnahme der kleinen Militärposten an den Ufern des Flusses, ist das Land von Menschen entblösst. Der ganze Bezirk von *Mongtsein* zählt nicht mehr als ein oder zwei Dörfer der Kayengs, welche zwei oder drei Häuser haben. Die Ufer des *Sisauot* (Sisawot), der sich in den Kamburi ergiesst, sind noch spärlicher bewohnt und das zwischenliegende Land ist eine vollkommene Wüste. Wir machten an demselben Tage Halt bei einer Pfütze grünlichen Wassers, und die Siamesen versicherten, dass es viele Meilen weit in der Gegend kein trinkbares Wasser gebe. Am andern Morgen aber entdeckten unsere zum Einfangen der Elephanten ausgegangenen Leute, gerade in dem Augenblicke, wo wir es am nöthigsten hatten, einen herrlichen klaren Bach, der kaum hundert Klafter von uns entfernt war. — Unser Weg von hier nach dem nur 16 Meilen entlegnen Orte *Kamburi* führte durch eine schöne Ebene, die etwa 2 bis 6 Meilen breit seyn mag und mit zerstreuten Bäumen, dichtem Grase, aber nur wenig Gesträuch bewachsen war. Der Boden schien sehr gut zu seyn. Wir setzten über den *Sisáuot*, der 60 Schritt breit und 3 bis 4 Fuss tief ist, und hielten unter einem Schoppen still, der

mit Bambus eingezäunt und eigens für uns errichtet war.«

Nachdem wir über eine Stunde gewartet hatten, ohne dass Jemand gekommen wäre, liess ich den *Myowon* von meiner Ankunft benachrichtigen und um eine Unterredung für den folgenden Tag bitten. Nach dem Gebrauch der Grossen dieses Landes meldete uns ein Bote des Secretärs, der Herr schliefe noch, sobald er aber aufgestanden sei, werde man ihm die Botschaft ausrichten. Bald kam auch der Sekretär selbst, um uns zu bewillkommnen und uns 10 oder 12 Körbe mit Früchten anzubieten. Kurze Zeit darauf kehrte er mit Zuckerwerk und Orangen zurück und brachte von seinem Herrn die Meldung, dass er uns morgen empfangen werde. Ich stellte jedoch dem Sekretär vor, dass ich schon zu sehr auf der Reise aufgehalten worden wäre und daher dringend um eine unverzügliche Zusammenkunft bitten müsste. Am 26. kam der Sekretär mir zu melden, dass der *Myowon* mich Nachmittags empfangen würde; für den Augenblick habe er dringendere Geschäfte. Zugleich liess er mich fragen, wie ich zu speisen gewohnt sei, da er mich mit einer Mahlzeit bewirthen wollte. Ich antwortete mit Dank, dass ich nur zwei Mal des Tages esse, und hielt diess für ein gutes Mittel, der angedrohten abscheulichen siamesischen Küche auszuweichen, denn die Sia-

mesen halten es für sehr verdienstlich, nur zwei Mal täglich zu essen.«

»Bald nachher kam der Sekretär abermals und meldete, dass der *Myowon* bereit sei, meinen Besuch anzunehmen. Ich stieg also zu Pferde und nahm als Geschenk ein Doppelgewehr, ein Paar Flaschen Pulver, einige Mützen und einen kleinen Teppich mit. Alle Behörden der Stadt waren in einem Zeyat (Lusthaus, Pavillon) am Ufer des Flusses, etwa 10 Minuten von meinem Zelte weit, versammelt. Ein Beamter wies mir einen Sitz am Eingange an, und der Myowon selbst traf etwa fünf Minuten später ein. Er setzte sich auf eine Erhöhung am andern Ende des Zeyat, und seine Offiziere hockten sich rings um ihn auf dem Fussboden nieder.«

»Nach den gebräuchlichen Höflichkeitsbezeigungen fragte ich ihn, ob er geneigt sei, einige Strassenräuber auszuliefern, die aus dem Gefängniss von *Tavoy* entwichen und nach *Kamburi* geflohen waren. Er antwortete, dass er nichts ohne Befehl aus der Hauptstadt thun dürfe, gab aber zu verstehen, dass man sie gegen einige cochinchinesische Kriegsgefangene auswechseln könne, die aus Kamburi entwichen und bis nach *Maulmain* gekommen seien. Ich suchte ihm vergebens den Unterschied begreiflich zu machen, der zwischen Verbrechern und Kriegsgefangenen Statt findet. Nach einer kurzen Unterhaltung über den Krieg

zwischen *Siam* und *Cochinchina*, liess der Gouverneur etwa 20 Schüsseln mit Zuckergebäck und eingemachten Früchten, Schweinbraten, Hühnern und Suppe auftragen. Alles diess war auf chinesische Art zubereitet und sah eben nicht sehr einladend aus. Auch meinen Leuten wurde zu essen gegeben und diese thaten seiner Gastfreundschaft gebührende Ehre an. Er wollte, dass ich noch vier oder fünf Tage bleiben sollte; ich weigerte mich aber, meinen Aufenthalt über 24 Stunden zu verlängern. Durch vieles Erkundigen hatte ich mich überzeugt, dass es, was ohnehin sehr wahrscheinlich war, eine sehr gute und stark besuchte Strasse von *Kamburi* nach *Bankok* über *Nong-Kia* gebe. Ich erklärte also meine Absicht, diesen Weg einzuschlagen. Er suchte mich aber zu überreden, lieber die Richtung über *Radschapuri* oder *Trakpri* zu nehmen, worauf ich erwiederte, dass ich dieses für einen grossen Umweg hielte. Nachdem ich den Myowon verlassen hatte, besuchten mich zwei oder drei siamesische Offiziere, welche ebenfalls in mich drangen, den Weg über *Radschapuri* zu nehmen. Obwohl ich am andern Morgen alle meine Einwendungen dem *Myowon* wiederholte, so war ich doch gezwungen, die von ihm bezeichnete Strasse einzuschlagen. Mit Ausnahme dieser Hartnäckigkeit, welche mich zwei Tagreisen mehr kostete, hatte ich alle Ursache, mit seiner Aufnahme zufrieden zu seyn. Er lieferte mir Lebensmittel in

Ueberfluss, und nach unserer ersten Zusammenkunft hatten meine Leute volle Freiheit überall herumzugehen.«

Die Stadt *Kamburi* liegt am Flusse *Sisauot*, wo dieser sich in den Minanmnoy ergiesst. Sie besteht im Wesentlichen aus einer langen Strasse von 300 Häusern, die ziemlich weit aus einander liegen. Einige Seitengässchen können ebenfalls 200 Häuser enthalten. Der Sisauot ist gewöhnlich nur 150 bis 200 Schritte breit und 3 Fuss tief; bei hohem Wasserstande ist er fast doppelt so breit. Es lagen ungefähr 40 Boote und 8 ziemlich grosse Fahrzeuge vor Anker. Es war so eben ein Fort von Ziegeln gebaut worden, welches 500 Schritt lang und 300 breit seyn mochte. Die Mauern hatten 16 bis 18 Fuss Höhe; es befanden sich angeblich 20 Kanonen darin. Die Stadt hat keinen Bazar, sondern nur einige schlechte Buden am Flussufer, wo Esswaaren zu verkaufen sind. *Kamburi* ist, mit Einem Wort, in Vergleich mit der Wichtigkeit, welche die Birmanen stets darauf gelegt haben, ein elender Ort. Von hier bis zu ihrer Hauptstadt sind sechs Tagreisen.

Am 3. Februar erreichte Dr. Richardson *Natkut-tschatty*, etwa 48 Meilen nordöstlich von Radschapuri. »In dem Augenblicke, wo ich wieder aufbrechen wollte, liess mir der *Myowon* sagen, ich sollte nicht zu sehr eilen, denn er habe ein Frühstück für uns bereiten lassen. Ich willigte ein

und die Abgesandten des Myowon suchten mich nun zu bewegen, dass ich zu Wasser die Reise fortsetzen möchte. Der König, sagten sie, würde es dem Myowon Dank wissen, dass er mich zu der Reise über Radschapuri vermocht hätte, würde es aber sehr ungern sehen, wenn man es nicht auch dahin brächte, dass ich über *Mayklong* (?) ginge. Meine Antwort war, ich könnte mich nicht durch individuelle Gründe bestimmen lassen; ich hätte Befehl, mich ohne Verzug nach der Hauptstadt zu begeben, und erst wenn ich mein Geschäft mit den Ministern abgemacht hätte, würde ich mit Vergnügen alle Städte und Bezirke besuchen, wohin man mich jetzt zu führen wünsche. Man brachte nun das Frühstück und wir reisten gleich darauf ab. Die Führer waren nicht bereit. Nachdem wir längs der südlichen und westlichen Seite des Forts hingezogen, hielten wir bei einem etwa eine halbe Meile entfernten Zeyat an, wo wir einige Bauern trafen, die von den Feldern kamen und uns, auf unsere Fragen, den Weg anzeigten. Der bald nachher eintreffende Führer erklärte zwar, dass es in dieser Richtung keine Strasse gebe, und wollte uns durch das sumpfige und kothige Land führen, welches sich zwischen uns und dem Meere ausbreitete. Wir blieben indessen auf dem von den Bauern angezeigten Wege und kamen in drei Tagen nach *Natkut-tschatty*. Diese Stadt ist von Palmwäldern und Rohrgebüsch

umgeben, zwischen welchen mehre Dörfer zerstreut liegen. Zwischen dem Gebüsch und dem Meere liegt in der Entfernung von zwei Tagreisen eine aus aufgeschwemmten Lande bestehende Ebene, deren unterer Theil mit Salz geschwängert ist, der obere dagegen von den am Rande des Gebüsches wohnenden Bauern als Ackerfeld benützt wird. Während der Regenzeit wird diese Gegend ganz überschwemmt; gegenwärtig aber war sie vollkommen trocken. Im obern Theile folgten wir einem Fusssteige, der sich längs dem Gestrüppe hinzog; aber die Hauptstrasse nach *Bankok* durchschneidet ihn anderthalb Meilen weit nördlicher.«

»Gleich beim Eintritt in das Dorf — denn *Natkut-tschatty*, das nur 200 Häuser hat, verdient keinen andern Namen — erfuhren wir, dass der *Myowon* am nördlichen Ende des Orts damit beschäftigt sei, ein Zeyat für uns einzurichten. Als wir hinkamen, sahen wir noch die Holzspäne, und das Dach war eben erst fertig geworden. Während meine Leute dem Myowon unsere Ankunft zu melden gingen, kamen einige Offiziere und fragten mich, wer ich wäre, woher ich käme und wohin ich wollte. Obschon aus allen Vorbereitungen zu sehen war, dass man meine Ankunft erwartet hatte, so gab ich doch auf alle Fragen Antwort, fragte aber auch meinerseits, ob der Myowon von *Radschapuri* sie nicht von dem Zweck meiner Reise unterrichtet und ihnen nicht aufgetragen habe, für

alle meine Bedürfnisse zu sorgen. Sie sagten, sie hätten nicht das mindeste von meiner Ankunft gewusst, und es sei überhaupt unmöglich, auf diesem nur für Fussgänger brauchbaren Wege, mit Pferden und Elephanten nach *Bankok* zu reisen. Sie entfernten sich darauf, um meine Antwort ihrem Gebieter zu überbringen, und dieser liess mir sagen, er würde sehr erfreut seyn, mich bei sich zu sehen. Ich begab mich also augenblicklich zu ihm. Er versicherte mich auf die bestimmteste Weise und berief sich dabei auf sein Alter von mehr als 70 Jahren, als Beweis seiner Wahrhaftigkeit, dass die Strasse zwischen hier und *Bankok* gänzlich ungangbar sei. Es gelang ihm beinahe, mich zu überzeugen; indessen erfuhr ich doch zuletzt mit Gewissheit, dass diese Strasse wirklich vorhanden und täglich für Reisende in Gebrauch sei. Auch waren den Tag vorher Boten aus *Radschapuri* angekommen, mit einer unbekannten Mittheilung in Beziehung auf meine Person. Dessen ungeachtet musste ich mich entschliessen zu warten, bis der Myowon an die Minister geschrieben hatte.«

»Am 5. Nachmittags liess er mich bitten, ihn zu besuchen. Er sagte mir, dass das Boot, welches man mir in Radschapuri zur Fortschaffung einiger meiner kranken Leute geliefert hatte, in der Hauptstadt angekommen sei und dass er Befehl erhalten habe, mir Fahrzeuge zu verschaffen, die Elephanten und Pferde aber zurückzubehalten.

Ich bestand vergebens darauf, wenigstens die Pferde mitnehmen zu dürfen. Es hiess, die Boote wären dazu nicht gross genug, und ich musste mich endlich darein fügen. Meine Leute hatten im Verlauf dieses Tages so genaue Auskünfte über die Strasse nach *Bankok* erhalten, welche jeden Tag mit Thieren bereist wird, dass ich, wäre mir diess früher so genau bekannt gewesen, mir gewiss alle diese Verzögerungen nicht würde haben gefallen lassen.«

Am 6. Februar gingen die Reisenden in vier Barken nach *Bankok* ab. Sie kamen an diesem Tage an einer Menge kleiner Dörfer vorüber, von Chinesen bewohnt, die sich mit Zuckerfabrication beschäftigen. Man sah ungefähr acht Gewerbsanstalten dieser Art. Die grössten haben vier Mühlen zum Auspressen des Zuckerrohrs, welche durch Büffel getrieben werden. Die Ufer des Flusses sind äusserst niedrig und flach. In einem Dorfe, wo zum Frühstück angelegt wurde, sah man in der Entfernung eines Büchsenschusses eine weit ausgedehnte, vollkommen trockene Ebene.

Am 7. kamen die Reisenden nach *Mongtsein* *). einer kleinen siamesischen Stadt, etwas oberhalb der Stelle gelegen, wo der Fluss sich in zwei Arme theilt, deren einer westlich unmittelbar ins Meer,

*) Ob diess nicht ein Druckfehler ist? Ein Fort Mongtsein kam schon weiter oben vor.

der andere nordwestlich geht und Bankok durchschneidet. »Man hatte hier« — heisst es im Tagebuche — »ein Zeyat errichtet, unter welchem der Bruder des Myowon mich empfing. Der Myowon selbst, ein gesetzter und artiger Mann, in chinesischen Seidenstoff gekleidet, kam einige Augenblicke später und verweilte ungefähr eine Stunde. Er sagte mir unter Anderm, dass er hier 1500 *Talains* aufgenommen habe. Später erfuhr ich, dass 8- bis 900 Familien Talains längs dem Flusse mit der Salzbereitung beschäftigt sind.«

»Am 8. bewirthete der Myowon mich und meine Leute mit einem Frühstück und nöthigte mich dann zur Abreise. Er begleitete mich selbst bis zum Einschiffungsplatze und sprach die Hoffnung aus, mich auf der Rückreise wieder zu sehen. Die beiden Fahrzeuge, welche uns aufnahmen, waren aus der Hauptstadt geschickt worden und erst die Nacht zuvor angekommen. Es waren grosse s. g. *Pangs* (*Paungs*), lange Barken mit einer Art von Haus, wo wir alle bequem Platz fanden. Die eine war mit zwanzig Talains, die andere mit zwanzig Kummins oder Kambodschianern bemannt. Die Talains trugen Pantalons, blaue Hemden und Hüte von geflochtenem Bambus; die Kummins waren wie Malayen gekleidet, mit denen sie auch sonst viel Aehnliches hatten. Wir fuhren um neun Uhr Morgens ab, kamen aber, da die Fluth uns entgegen war, nur langsam vorwärts. Um fünf Uhr

mussten wir wegen Wassermangel *) bis zehn Uhr liegen bleiben, dann fuhren wir in einen kleinen Kanal, welcher sich mit dem *Maynam*, oder dem Flusse von Bankok, vereinigt. Nach einer kurzen Ueberfahrt erreichten wir um 4 Uhr Morgens die *Brittische Faktorei*, am Ufer des Maynam, vor der Stadt und dem Fort *Bankok*, wo bereits einige Regierungsbeamte mich beim Aussteigen erwarteten.

*) Wahrscheinlich wegen Mangel an Trinkwasser.

VII.

MALTA.

Nach Miège *).

Unter den verschiedenen Angaben älterer und neuerer Schriftsteller über die geographische Lage der Insel Malta scheint die vom Schiffscapitän *Gautier*, welcher 1816 eine hydrographische Fahrt im Mittelländischen Meere unternommen hat, die richtigste zu seyn. Er giebt die nördliche Breite dieser Insel (wahrscheinlich der Hauptstadt *La Valette*) zu 35° 53′ 50″ und die östliche Länge von Paris zu 12° 10′ 40″ an.

*) *Histoire de Malte*; précédée de la *Statistique de Malte et de ses dépendances*, par *M. Miège*, ancien Consul de France à Malte etc. 3 Voll. (Mit 1 Karte und 1 Plan.) Paris und Leipzig, 1841.

Die Entfernung von den vornehmsten andern Seeplätzen des Mittelländischen Meeres beträgt 164 See-Lieues (*Lieues marines*, 20 auf einen Grad des Aequators) von *Livorno*, 187 1/3 von *Toulon*, 202 2/3 von *Marseille*, 320 2/3 von *Gibraltar*, 184 von *Algier*, 74 2/3 von *Tunis*, 63 1/3 von *Tripolis*, 274 2/3 von *Alexandrien*, 210 von *Smyrna*, 98 2/3 von *Neapel*, 248 von *Constantinopel*, 191 von *Syra*, 113 von *Corfu*, und 195 von *Triest*.

Die zu Malta gehörigen Nebeninseln sind *Gozzo*, in Nordwesten, durch eine Meerenge von 5 Meilen (*Milles*) Breite davon getrennt, und *Comino*, in der Mitte dieser Meerenge zwischen beiden Inseln gelegen.

Die besten Beobachtungen und Angaben über das *Klima* von Malta sind noch immer diejenigen, welche der berühmte Naturforscher *Dolomieu* *) in den Jahren 1780 und 1781 gemacht und mitgetheilt hat.

»Das Réaumursche Thermometer« — sagt dieser Schriftsteller — »steht im Sommer gewöhnlich unter 25° und nie über 28°; im Winter fällt es sehr selten auf weniger als 8° über dem Gefrierpunkte. Die Zeiten aber, wo man am meisten von der Kälte oder der Hitze afficirt wird, sind nicht die nämlichen, wo das Thermometer die beiden Gränzpunkte der Temperatur anzeigt. Die Rich-

*) *Voyage aux Iles de Lipari*, etc. etc. Paris, 1782.

tung und die Veränderungen des Windes verursachen plötzliche Uebergänge von der Kälte zur Wärme und von der Wärme zur Kälte. Die Nord- oder Nordwest-Winde bringen stets Kälte, die Südwinde stets Wärme. Mit dem Nordwest ist gewöhnlich die grösste Heiterkeit der Atmosphäre verbunden, weniger mit Nordost, und besonders nimmt diese Heiterkeit ab, wenn der Wind nach Südosten und Süden übergeht. Dagegen nimmt sie mit Südwest wieder zu, vorzüglich wenn das Meer stark aufgeregt ist.«

»Die Nordwestwinde reinigen die Luft, indem sie über eine weite Meeresstrecke kommen; die Nordwinde würden in Italien und Sicilien einige Veränderung erleiden, wenn nicht der reiche Pflanzenwuchs dieser Länder zur Reinigung der Atmosphäre beitrüge. Die Südwinde kommen über den verbrannten Boden von Afrika, wo fast gar kein Pflanzenwuchs ist und die furchtbare Hitze alle unreinen Stoffe in Dünste auflöst, während die Meeresstrecke, die der Wind zurückzulegen hat, zu klein ist, als dass die Luft abgekühlt und von diesen schädlichen Stoffen befreit werden könnte.«

»Die äusserst empfindliche Winterkälte wird durch die reine Atmosphäre verursacht, welche mit den Nordwinden eintritt. Letztere sind überdiess sehr heftig. Wer sich ihnen entziehen kann, leidet weniger von der Kälte. Wenn im Sommer der Wind nach Südosten übergeht, verändert sich

die Atmosphäre dergestalt, dass wenn die Verschlimmerung noch um einige Grade zunähme, man unmöglich noch athmen könnte. Die Südwinde dauern gewöhnlich nur drei oder vier Tage. Es folgen oft Windstillen, wo die Hitze zwar ebenfalls sehr gross, aber doch weniger drückend und erstickend ist, obgleich das Thermometer einen viel höhern Grad anzeigt. Die Ursache ist die reinere Luft. Auch geniesst man Tag und Nacht die Wohlthat der Seewinde, auf welche des Morgens ein kleiner Luftzug vom Lande nach dem Meere folgt. Wenn der Wind schnell von Süden nach Norden umspringt, so athmet man plötzlich weit leichter und fühlt sich neu belebt und gestärkt. Die Luft wird augenblicklich um 20 bis 25° reiner, obschon das Thermometer keine Veränderung zeigt *).

Was die Niederschläge betrifft, so rechnet man jährlich nicht mehr als 30 bis 40 Regentage, welche im Durchschnitt 14 bis 15 Zoll jährlich geben. Der meiste Regen fällt in den Monaten Dezember, Jänner und Februar. Im Sommer fällt des Morgens und Abends reichlicher Thau.

Die Gestalt der Insel Malta ist die einer von Ostsüdost nach Westnordwest in der Länge ausgedehnten und von Südsüdwest nach Nordnordost

*) Ueber den Stand des *Barometers* finden sich keine Angaben vor.

geneigten Ebene. Die fast parallelen Kalkschichten, aus welchen die Insel zusammengesetzt ist, bilden an der südlichen und südöstlichen Seite sehr hohe Böschungen über dem Meere, welches unaufhörlich den Fuss derselben bespült; nach der entgegengesetzten Seite wird das Land allmählich niedriger, bis es zuletzt fast gleiches Niveau mit dem Meere hat. Der am wenigsten gebirgige, volkreichste und daher auch am besten angebaute, obschon noch ziemlich hohe Theil der Insel ist die Gegend südöstlich von der Stadt *Valette*. Die vornehmsten Thäler folgen in ihrer Richtung der Abdachung des Bodens von Südsüdwest nach Nordnordost. Je weiter man von Osten nach Westen geht, desto länger und tiefer werden sie.

Der Boden der Insel *Gozzo* ist im Allgemeinen höher als der von Malta. Die Küsten fallen hier fast überall senkrecht gegen das Meer ab. Am höchsten sind sie in Westen und Süden. Auf der nach *Malta* gekehrten Seite entsprechen die Kalkschichten und die Thäler denen auf dieser letztern Insel. Die Oberfläche von Gozzo ist weniger uneben als die von Malta, und folglich auch mehr zum Anbau geeignet; aber die Felsart ist die nämliche, Kalk.

Was die Insel *Comino* betrifft, so hat diese keine so steilen Felsufer wie Malta und Gozzo; sie ist aber an der Nord- und der Südseite mit Klippen und Riffen umgeben, die sie hier fast un-

zugänglich machen. Uebrigens gleicht sie in der Bodenbeschaffenheit den beiden andern Inseln.

Die Meereshöhe der Berge im Süden und Südosten der Insel Malta ist 400 Meter. Als die mittlere Höhe der Insel kann man die Grundfläche des Thurmes von *Nadur*, mit 180 Meter, annehmen. *Gozzo* erhebt sich mit dem Berge *St. Dimitri* 148 Meter über das Meer. Der Gipfel des *Dibegi* ist nicht über 133 Meter hoch. *Comino* hat ungefähr dieselbe Höhe.

Nach Messungen, welche die brittische Regierung hat ausführen lassen, beträgt die Oberfläche der Insel Malta 201 engl. Geviertmeilen (10 geogr.), der Insel Gozzo 63 engl. (3 geogr.) und der Insel Comino 1 engl. Gev. Meile, zusammen also 265 engl. oder etwas über 13 geogr. Gev. M. Aeltere Messungen, die der Malteser-Orden veranstaltet hatte, gaben für Malta 180, für Gozzo 60 und für Comino 1, also für alle drei Inseln 241 engl. oder etwa $11\frac{1}{3}$ geogr. Gev. Meilen. Letztere Messung scheint dem Verfasser mehr Glauben zu verdienen als die englische.

Wird die urbare Gesammt-Oberfläche aller drei Inseln zu 121540 engl. Acres angenommen, so beträgt das *angebaute* Land 63582, das *nicht angebaute* 57958 Acres. Merkwürdig ist, dass *Gozzo* bei einer Area von 25630 Acres nur 3191 Acres unangebautes Land hat, während dieses auf Malta, dessen Oberfläche 94949 Acres beträgt, 53836

Acres, oder mehr als die Hälfte des Ganzen, ausmacht.

Man betrachtet gewöhnlich die Inseln Malta, Gozzo und Comino als eine Masse unfruchtbarer Felsen. Dazu verleitet auch wirklich der erste Eindruck, den man empfängt, wenn man bei der Ankunft mitten unter Kalkfelsen, deren weisse Farbe im Sonnenschein das Auge ermüdet, nur einiges Strauchwerk erblickt. Kommt man aber näher, so sieht man, dass die Sache sich anders verhält. Von den 63582 Acres angebauten Landes aller drei Inseln bestehen 48646 in eigentlichem Ackerland, auf welchem Getraide, namentlich Waizen und Gerste, Hülsenfrüchte, Futtergewächse, Baumwolle und Kümmel *) gewonnen werden; 5841 Acres bestehen in Küchen- und Ostgärten, und 9095 Acres in Viehweiden. Es ist nicht bekannt, ob die Inseln in alter Zeit mehr angebaut gewesen seien als gegenwärtig; man weiss nur, dass der jetzt nicht mehr vorhandene Oelbaum ehemals unter die werthvollsten Erzeugnisse derselben gehörte. Die Pflege des Oelbaums soll zu der Zeit aufgehört haben, wo die Baumwolle eingeführt wurde. Uebrigens ist der ganze, jetzt verödete, westliche Theil der Insel Malta mit Wohnungen

*) Letzterer nur auf Malta, aber nicht auf Gozzo und Comino, ungeachtet die Insel Comino von dieser Pflanze den Namen führt.

bedeckt gewesen und es hat in diesen mit malerischen schattigen Gebüschen, zahlreichen Quellen und blumigen Wiesen erfüllten Thälern eine grosse Menge Bienenstöcke gegeben, welche den köstlichsten Honig geliefert haben. Wahrscheinlich stammt davon auch der griechische sowohl als der lateinische Name der Insel (*Melite, Melita*) her.

Man sagt gewöhnlich, die Inseln seien zu klein und zu arm an guter Dammerde, als dass der Landbau hier gedeihliche Fortschritte machen könne. Aber weder die geringe Ausdehnung der Inseln noch der Mangel an gutem Boden, sondern vielmehr die Vorurtheile der Einwohner setzen sich der Entwickelung des Landbaues entgegen. Hartnäckig bei der von den Voräitern überlieferten Weise bleibend, verachten sie die Gewächse, welche ihnen unbekannt sind, eben so sehr als die von wissenschaftlichen Männern empfohlnen bessern Culturmethoden und die Entdeckungen, welche anderwärts die Fortschritte des Landbaues gefördert haben. Die westlichen und südwestlichen Theile der Insel sind seit Jahrhunderten aus Furcht vor den *Barbaresken* aufgegeben worden, welche unter der Herrschaft des Johanniter-Ordens hier häufige Einfälle machten und die Einwohner fortschleppten. Aber auch jetzt ist, ungeachtet seit der Eroberung Algiers durch die Franzosen die Seeräuberei längst aufgehört hat, diese Furcht noch nicht verschwunden. — Zur Beförderung der Land-

wirthschaft hat die brittische Regierung eine Schule errichtet, worin ein geschickter Professor öffentlich und unentgeldlich Vorlesungen über Botanik und Ackerbau hält. Auch ist ein botanischer Garten angelegt worden, und schon im Jahre 1811 hat der (seitdem verstorbene) Carmeliter-Priester *P. Giacinto*, damaliger Professor der Botanik, ein eignes Werk über den Ackerbau für die Inseln Malta und Gozzo herausgegeben.

Die Insel *Malta* hat acht Hauptstrassen, von welchen sie zwei der Länge nach, und sechs der Breite nach durchschneiden; auf *Gozzo* sind 3 und auf Comino ist nur Eine Strasse. Unter diesen verdienen aber auf Malta nur die von *La Valette* nach *Città vecchia* führende, und auf Gozzo die vom Hafen *Miggiaro* ausgehende Strasse diesen Namen und sind die einzigen, welche gut erhalten werden. Alle übrigen öffentlichen Wege befinden sich in einem schlechten Zustande und manche sind sogar für Fussgänger kaum gangbar. Das im J. 1835 eingeführte Macadamische System ist bis jetzt nur auf der Strasse von La Valette nach St. Antonio in Anwendung gebracht worden.

Die *Befestigungen*, welche die ehemaligen Grossmeister des St. Johanniter-Ordens im Laufe der Zeit auf den drei Inseln, namentlich auf *Malta*, haben errichten lassen, sind so beträchtlich, dass man nicht weniger als 30000 Mann zu ihrer Besatzung nöthig haben würde. Wo hätten aber die

Ritter im Falle eines feindlichen Angriffs eine so grosse Truppenzahl hernehmen sollen? Vielleicht findet man die Antwort auf diese Frage in dem vom Orden angenommenen Vertheidigungssysteme, welches darin bestand, die Fürsten Europas zu Hilfe zu rufen, da diesen, wegen der Handelssicherheit ihrer Staaten, daran gelegen seyn musste, dass Malta in den Händen der Ritter bliebe. Vielleicht waren auch die Ritter, in der Ueberzeugung, dass die Stärke einer Festung weniger von der Zahl als von der Tapferkeit und Besonnenheit ihrer Vertheidiger abhange, nur darauf bedacht, die Häfen zu schliessen und durch vorgeschobene Werke die Küsten vor Landungen zu sichern, während sie an der Spitze von etwa 10- oder 12000 Mann, die sie doch wohl zusammenbringen konnten, es mit jedem, auch noch so starken Feinde aufnehmen zu können hofften. Dieses System, welchem zufolge das flache Land nur im äussersten Nothfalle und nachdem man sich von einem Werke zum andern zurückgezogen hatte, preisgegeben werden sollte, liess den fremden Truppen und den in den Staaten der Christenheit zerstreuten Mitgliedern des Ordens Zeit, der bedrohten Insel zu Hilfe zu kommen. Auch wurde ein solcher Ruf um Beistand nie überhört, wie diess besonders die Jahre 1522 und 1565 bewiesen.

Man weiss, wenn man die Befestigungen von Malta betrachtet, in der That nicht, was man mehr

bewundern soll, das Genie, welches den Plan dazu entworfen, oder die Kunst, welche ihn ausgeführt hat. Das Mauerwerk ist nur eine Zuthat, um die Vertiefungen der Felsmassen auszufüllen, in welchen die Werke gehauen worden sind. Malta steht in dieser Hinsicht selbst Gibraltar nicht nach. Bekannt ist die Aeusserung des französischen Generals *Caffarelli*, nach der Eroberung im J. 1798: »Es war ein Glück, dass sich Jemand in der Festung La Valette befand, der uns die Thore öffnen konnte.«

La Valette muss als der Mittelpunkt der ganzen Vertheidigung der Insel angesehen werden. Alle übrigen Werke sind ihm untergeordnet. Auf einer Halbinsel gelegen, die den grossen oder Haupthafen von dem Hafen *Marsa-Muscet* trennt, sich auf einem Felsen erhebend, der an mehren Stellen senkrecht abfällt und an den übrigen Punkten durch Festungswerke geschützt ist, vereinigen sich hier Natur und Kunst, um den Platz von der Meeresseite her unangreifbar zu machen. Nach der Landseite bietet er zwei befestigte Fronten dar, die unter einem sehr stumpfen Winkel zusammenstossen und durch zwei von Gräben eingefasste Cavaliere beschützt werden. Vorn löst sich ein bedeckter Weg ab, der nach der *Floriana* führt, deren Werke die Vertheidigung der Landseite in dieser Richtung vervollständiger. Unabhängig von den erwähnten zwei Cavalieren wird der Haupt-

wall von acht Bastionen flankirt, deren Bewachung ehemals den verschiedenen *acht Zungen des Ordens* anvertraut war, namentlich die Bastion St. Johann und ihr Cavalier der *Provence*, St. Michael der *Auvergne*, St. Jakob und ihr Cavalier *Frankreich*, St. Peter und St. Paul *Italien*, St. Andreas *Aragonien*, St. Lazarus *England*, St. Sebastian *Teutschland*, und Sta. Barbara *Castilien*.

Die übrigen Forts und Werke La Valettes und der Insel sind *St. Elmo*, *Floriana*, *Ricasoli*, *St. Angelo*, *St. Michael*, *Sta. Margaretha*, *Cotonera*, *Tigné*, *Manoel*, nebst einer fast zahllosen Menge von Thürmen, Redouten und Batterien, welche der Verfasser alle mit Namen und Angabe der Lage etc. aufführt.

Im Innern von *Gozzo* ist die einzige Festung das *Kastell*, welches auf einer Anhöhe fast im Mittelpunkte der Insel liegt und mit seinen Nebenwerken eine Viertel-Geviertmeile (462 Geviertmeter) einnimmt. Von den Griechen oder vielleicht schon von den Phöniziern erbaut, im Laufe der Zeit aber verfallen und theilweise durch Menschenhände zerstört, wurde es im vorigen Jahrhunderte wieder hergestellt. Ehe die Küsten, wie jetzt, durch Thürme und Schanzen vertheidigt waren, mussten sich alle Einwohner der kleinen Insel Gozzo jeden Abend in dieses Kastell zurückziehen, um sich vor den Barbaresken zu schützen, die oft zur Nachtzeit landeten und Alles, was auf

dem offenen Lande schlief, gefangen wegführten. Die Küste wird, wie bei Malta, durch zahlreiche Thürme, Redouten und Schanzen vertheidigt.

Comino hat nur ein Fort, eine Batterie und eine Redoute.

Die Wohnplätze der Inseln bestehen in Städten (*Città*) und Dörfern (*Casali*). Malta hat 6 Städte und 22 Dörfer, Gozzo 2 Städte und 6 Dörfer, Comino nur 1 Dorf.

Die Hauptstadt ist *La Valette* (*Valetta*), an der nordöstlichen Küste von Maltà. Diese Insel hatte im Jahre 1565 eine Belagerung von Seiten der Türken ausgehalten, welche die Menge und die Wuth der Angreifenden, die kleine Zahl und die heldenmüthige Tapferkeit der Vertheidiger, unter den Befehlen des Grossmeisters *La Valette*, für immer merkwürdig gemacht haben. Letzterer fürchtete nicht ohne Grund, dass die zurückgeschlagenen Türken es bei diesem ersten Angriffe nicht bewenden lassen würden, und liess daher nach einem vom Hauptmann *Laparelli* grösstentheils nach seiner Angabe entworfenen Plane den Grund zu einer neuen Stadt legen, deren Befestigungen den Orden gegen fernere feindliche Angriffe sicher stellten. Die Arbeiten begannen 1566 auf dem Berge *Sceb-e-Ras* (arabisch: höher als andere liegender Berg), dessen Wahl durch seine Lage zwischen den beiden Haupthäfen der Insel, *Porto Grande* und *Marsa Muscet*, bestimmt wurde. Die Vollendung

aber erfolgte erst 1571, wo *La Valette* schon gestorben und *De Monte* an seine Stelle getreten war. Die Einwohner der Insel, jedes Alters und Geschlechts, halfen an dem Baue der neuen Stadt mit arbeiten, welche ihrem Gründer zu Ehren den Namen *La Valetta* und dem in Sicilien eingeführten Gebrauche gemäss, den Beinamen *Umilissima* erhielt.

Die Stadt, deren Festungswerke wir bereits kennen gelernt haben, hat drei Thore: die *Porta reale* oder das Königsthor, auch das Landthor genannt, welches in das Innere der Insel führt, die *Porta della Marina*, nach dem Grossen Hafen, an der südöstlichen Seite, und die *Porta di Marsa Muscet*, nach dem gleichnamigen oder Quarantäne-Hafen, an der nordwestlichen Seite, führend. — Die innere Stadt ist in 21 Strassen abgetheilt, welche hinlänglich breit, schnurgerade angelegt und mit Fusspfaden (*Trottoirs*) versehen sind. 10 Längenstrassen werden von 11 Querstrassen rechtwinkelig durchschnitten. Sie waren sonst mit grossen viereckigen Steinplatten gepflastert, gegenwärtig aber sind sie macadamisirt. Die Hauptstrasse, welche über den flachen Rücken des Berges *Sceb-e-Ras* läuft, theilt die Stadt in zwei gleiche Hälften und erstreckt sich von der Porta reale bis zum Palastplatze, von wo sie steil abfallend nach dem Fort St. Elmo führt. Alle übrigen Strassen gehen über einen mehr oder weniger unebenen Boden und

viele können gar nicht mit Wagen befahren werden. Für die Fussgänger sind stellenweise breite und allmählich ansteigende Treppen angelegt, die aber doch wegen ihrer Länge ziemlich ermüdend werden.

Die Stadt hat mehre *Plätze*, unter welchen der *Palast-Platz* als öffentlicher Spaziergang dient und es in Hinsicht der Grösse und der ihn einschliessenden Gebäude mit den schönsten Plätzen der Städte zweiten Ranges in Europa aufnehmen kann. Ausserdem ist als Sammelplatz der Lustwandelnden auch die unter dem Namen der *Grossen Barake* bekannte Esplanade auf der Bastion St. Johann zu bemerken. Man hat hier eine weite und prachtvolle Aussicht, namentlich über den Grossen Hafen. Auf derselben Esplanade, aber hinter dem Grabmahl des Neffen von Sir Maitland, hat man den schönsten Ueberblick der Befestigungen rings um La Valette.

Die Häuser sind von Stein gebaut und mit offenen Balcons in spanischem oder vielmehr italiänischem Geschmack verziert. Sie bestehen grösstentheils aus einem Erdgeschoss, einem Zwischen- und einem Ober-Stockwerk, über dem sich als Dach eine offene Terrasse befindet, auf welcher sich an Sommerabenden die Bewohner des Hauses versammeln. Die Zimmer sind, obwohl sehr geräumig, dennoch wegen der auf den flachen Dächern lastenden Sonnenhitze, in den Hunds-

tagen besonders, mit einer erstickenden Luft angefüllt. Man begreift nicht, warum man in einem Lande, wo Steine und Arbeit so wohlfeil sind, nicht Dächer einführt, die spitzwinkelig zulaufen. Auch die Anordnung und Vertheilung der Gemächer ist sehr fehlerhaft. Alles ist nur darauf berechnet, ins Auge zu fallen. Jedes Haus hat seine Cisterne zur Aufsammlung des von dem Dache herabfliessenden Regenwassers. Im Falle der Unzulänglichkeit können diese Cisternen gegen eine kleine Vergütung aus einem ungeheuern öffentlichen Wasserbehälter Zufluss erhalten, welcher durch einen Aquäduct gefüllt wird und mehre öffentliche Fliessbrunnen mit Wasser versorgt.

Die Zahl aller Feuerstellen in *La Valette* belief sich im Jahr 1830 auf 4326, und die der Einwohner auf 21631.

Die übrigen Städte sind *Vilhena* (eigentlich eine Vorstadt von La Valette, mit dem es durch das Königsthor in Verbindung steht), gewöhnlich aber *Floriana* genannt, mit 5666, *Vittoriosa* (ehemals *Borgo* und der erste Wohnsitz des Ordens, südlich vom Kastell St. Angelo) mit 4566, *La Sangle* (gemeiniglich nur *die Insel* genannt) mit 5102, *Cospicua* (oder *Burmola*) mit 9429, und *Città vecchia* (Altstadt, oft auch *Cita notabile*, auch wohl *Modina* genannt) im Mittelpunkte der Insel, mit (die Vorstadt *Rabatto* inbegriffen) 5538 Einwohnern. Der Ursprung dieser Stadt verliert sich in der Nacht

der Zeiten. Sie war, wie die ringsum vorhandenen Ruinen beweisen, ehemals viel grösser als jetzt.

Die *Casali* oder Dörfer sind von dem, was man auf dem Festlande Dörfer nennt, gänzlich verschieden. Sie lassen sich eher mit unsern Flecken und zum Theil selbst mit unsern Kleinstädten vergleichen. Die Häuser sind von Stein, eben so wie in den Städten terrassirt, und man findet hier Kirchen, die selbst in einer Stadt an ihrem Platze seyn würden. Auch besitzt Malta eine grosse Zahl einzeln stehender Landhäuser.

Auf der Insel *Gozzo* sind zwei Städte: *Castello*, innerhalb der Werke der oben erwähnten gleichnamigen Festung, mit (die Vorstadt *Rabatto* hinzugerechnet) 5903, und *Chambray* (erst 1749 gegründet) mit 305 Einwohnern.

Comino hat nur ein Casale, *Sta. Maria*, dessen Einwohnerzahl nicht angegeben ist.

Ganz Malta hat 98618, und Gozzo 15618 Einwohner.

Es giebt auf Malta weder Flüsse noch Seen und Sümpfe, wohl aber eine Menge Quellen, Brunnen, Teiche und Cisternen; ausserdem auch zwei kleine Bäche*). Einer dieser Bäche, welcher bei *Schurk el Hamiem* entspringt, fliesst in die Bucht

*) Auf der Mège's Werke beigegebenen Karte sind 4 Bäche 3 an der West- und 1 an der Ostseite, angezeigt.

D. H.

St. Georg, der andere kommt von dem Landgute *Kurmi* und ergiesst sich in den Hafen *Marse*. Dennoch würde die Stadt La Valette in trockenen Jahren Mangel an Wasser leiden, wenn man nicht die grosse, bereits erwähnte Wasserleitung errichtet hätte, die bei *Diar Schandul*, westlich von Città vecchia, beginnt. Dieser Aquäduct nimmt die Abflüsse mehrer Quellen auf und ist von seinem Haupt-Recipienten, unterhalb des Palastplatzes von Città vecchia, bis La Valette 15674 Meter lang. Er wurde unter dem Grossmeister *Alof de Vignacourt* im J. 1610 zu bauen angefangen und 1615 durch den Pater *Natale Tommasucci*, einen Jesuiten aus Messina, in Verbindung mit *Bontadini*, einem Architekten aus Bologna, beendigt. Die Kosten beliefen sich auf 40000 Scudi. Unter dem Grossmeister *de Rohan* wurde diese Wasserleitung später durchaus reparirt. Sie liefert im Sommer jede Minute 58⅓ Gallonen (2⅔ Hectoliter), im Winter aber um ⅕ mehr als der Gehalt sämmtlicher Reservoirs beträgt.

Die Insel *Gozzo* hat Quellen, Brunnen, Cisternen und einige Bäche, *Comino* nur Quellen und Cisternen. — Die Quelle von *Zegrella*, auf der Insel Malta, wird als heilkräftig gegen das Fieber gepriesen.

An den Felsabhängen der Meeresküsten von Malta und Gozzo sieht man die Oeffnungen vieler ansehnlicher *Höhlen* (*Ghar* im Maltesischen) theils

dicht am Ufer, theils in verschiedener Höhe über dem Wasser, so dass der Zugang oft sehr schwierig ist. Sie enthalten zahlreiche und schöne Tropfstein-Gebilde. Die merkwürdigsten sind auf Malta: Die *Grotte der Kalypso*, am äussersten Westende der Insel. Sie ist sehr hoch und geräumig und besteht aus mehren natürlichen Abtheilungen; aber von den Reizen und Schönheiten, welche ihr die Dichter verliehen haben, ist keine einzige vorhanden, und nur die herrliche Aussicht, welche man vom Gipfel des Berges über derselben geniesst, entschädigt den Reisenden für das Gefühl der Täuschung, welches er beim Besuch dieser Höhle empfindet. Die *St. Pauls-Grotte*, in Rabatto bei Città vecchia, unter dem Fussboden einer Kirche, war noch bei Lebzeiten des heiligen Paulus ein Heiligthum der ersten Christen der Insel und später die Wohnung eines Eremiten. Sie besteht aus drei Abtheilungen, die durch eiserne Gitter von einander getrennt werden. Die vordere diente sonst als Schiff, wo sich das Volk zur Anhörung der Predigt versammelte. Die zweite enthielt den Altar und ein schönes Standbild des *heil. Paulus*, von weissem Marmor, ein Werk des Bildhauers *Caffa*. Die dritte Abtheilung bestand aus einer in den Felsen gehauenen Zelle, aus welcher man eine in Krankheiten, besonders gegen Schärfe der Säfte, heilsame Erde gewann. *Schark el Hamiem* heisst ein tiefer Abgrund bei der Bucht St. Georg, auf

dessen Boden sich eine grosse Wassermasse befindet, die das Volk *Dragonara* nennt, und aus welcher stets ein starkes Geräusch hervorgeht. Man schreibt dieses einem drachenartigen Ungeheuer zu; es wird aber durch die Bewegung grosser Aale verursacht, die sich in diesem Wasser aufhalten.

Die Mittheilungen des Verf. über die Naturgeschichte der Inseln sind sehr unvollkommen. Von Mineralien führt er Eisen, Alabaster, Marmor, gemeinen Bau-Kalkstein und, nach einem französischen Werke von *St. Priest*, mehre Versteinerungen an, die in den Kalkgebirgen und Thonhügeln vorkommen. Die Flora wird nach Dr. *Zerapha*, Professor der Botanik an der Universität von Malta, in Tabellenform mitgetheilt, beschränkt sich aber bloss auf die lateinischen und maltesischen Namen der Pflanzen. Nur über einige besonders merkwürdige Gewächse wird Näheres gesagt.

Das *Cynomorium coccineum*, sonst auch *Fungus melitensis* genannt, gilt für ein vortreffliches zusammenziehendes und stärkendes Heilmittel. Man sammelt es auf einer Klippe, westlich von Gozzo. Die Entdeckung dieser Schwammart und ihrer medicinischen Eigenschaften ist nicht über 200 Jahre alt. Die Grossmeister des Ordens hatten sich, wie man sagt, das ausschliessliche Vorrecht des Einsammelns dieses Gewächses vorbehalten, welches sie an die Hospitäler der Inseln, die Ritter und

Einwohner vertheilen liessen, auch davon in fremde Länder schickten. Heut zu Tage ist dieses Vorrecht verschwunden. Jedermann versorgt sich damit nach Belieben, besonders zur Zeit der Reife, im April und Oktober. Dieser schuppenförmige Schwamm wird 6 bis 7 Zoll hoch, ist kegelförmig, und hat eine weisse, mit andern Schattirungen gemischte Farbe. Die Masse ist fleischig und schleimig, härter als bei den gewöhnlichen Schwämmen und hat einen bittern, zusammenziehenden Geschmack. Getrocknet nimmt sie eine granatähnliche Farbe an. Zur Zeit der Reife streut sie eine Menge Samenkörner umher. Man bedient sich des Schwammes gegen die Ruhr, Geschwüre, schlaffes Zahnfleisch und als blutstillendes Mittel, gewöhnlich mit einem Aufguss von Wein oder Fleischbrühe.

Gegenstände des Land- und Gartenbaues sind: Baumwolle, in 4 Gattungen (*Gossypium religiosum*, *hirsutum*, *herbaceum* und *barbadense*), Getraide, namentlich Waizen und Gerste, Erbsen und Bohnen, Kümmel (*Pimpinella anisum* und *Cuminum cyminum*), Lattich, Cichorie, Kohlrabi, Artischoken, Blumen- und anderer Kohl, Selleri, Knoblauch, Zwiebeln etc. und verschiedene andere Gewürzpflanzen; ferner Feigen, in 10 verschiedenen Sorten, Aepfel und Birnen, Granaten, Bananen, Zimmtäpfel, Weintrauben (nur als Obst benützt), Orangen und Citronen, indische Feigen (*Cactus ficus indica*, im Sommer fast die einzige Nahrung des gemeinen

Volkes), wozu noch einige Futtergewächse kommen, unter welchen die *Silla* (*Hedysarum coronaria*) am stärksten angebaut wird.

Von Hausthieren zieht man Pferde (meist arabischer Rasse), Esel, Maulthiere, Rindvieh (theils als Schlacht- theils als Zugvieh), Ziegen (wegen ihrer Schönheit und der Menge Milch, die sie geben, sehr geschätzt), Schweine und Geflügel aller Art wie im übrigen Europa. Auch viel Bienen werden gezogen, aber die 1827 von London aus durch eine Gesellschaft eingeführte Seidenzucht ist seit 1837 wieder aufgegeben.

Die Zahl aller *Einwohner* der Insel Malta war im Jahr 1829 (mit Ausschluss der englischen, nicht eingebornen, Regierungsbeamten und des Militärs) 98618, die von Gozzo 15618, von beiden Inseln zusammen also 114256. Die von Comino ist, wie schon oben bemerkt, nicht angegeben, wird aber, da nur ein einziges Dorf auf diesem kleinen Eilande besteht, nicht über 2- oder 300 betragen, so dass man die Volksmenge aller drei Inseln zu 114500 Seelen annehmen kann. Es kommen demnach auf jede Geviertmeile der Oberfläche, diese, wie oben S. 319 gesagt, zu $11^1/_3$ Gev. M. angenommen, 10102, und zwar insbesondere bei Malta 9861, und bei Gozzo 5206 Seelen.

Unter der Hauptsumme der Bevölkerung aller drei Inseln befinden sich 32428 Personen, die sich mit Landwirthschaft, 58676, die sich mit Gewerben

und Handel beschäftigen, und 23152 gehören zu den inproductiven Classen. Letztere begreifen 10617 Arme in sich.

In Hinsicht der *Religion* zählt man 113804 Katholiken, 360 Juden und 72 Mohammedaner. Die unter obigen Gesammtzahlen nicht mit begriffenen Engländer, etwa 4500, sind grösstentheils Protestanten. In Betreff der *Geistesbildung* giebt es 79025 Individuen, welche weder lesen noch schreiben können, 25083, welche zwar lesen und schreiben können, aber ausserdem keine andern Schulkenntnisse besitzen, so dass für die Klasse, bei welcher das Letztere der Fall ist, 10128 Individuen übrig bleiben

Ein zehnjähriger Durchschnitt (von 1820 bis mit 1829) giebt für das Jahr auf der Insel *Malta* $3312^{6}/_{10}$ *Geburten* und $2296^{7}/_{10}$ *Sterbfälle*. Von Gozzo konnte sich der Verf. keine Angaben verschaffen.

Obschon die Malteser zu allen Zeiten die Beute der Völker gewesen sind, welche abwechselnd die Herrschaft über das Mittelländische Meer besessen haben, so haben sie doch ein charakteristisches Gepräge bewahrt, welches wenigstens für die geringe Vermischung spricht, die zwischen ihnen und den Eroberern Statt gefunden hat. Ihre Gesichtsbildung und ihre ganze Leibesbeschaffenheit verrathen einen afrikanischen Ursprung. Sie sind klein und muskelkräftig, haben schwarze und

krause Haare, stumpfe Nasen und aufgeworfene Lippen. Die Hautfarbe ist bräunlich wie bei den Bewohnern der Barbaresken-Länder. Sie sind thätig und gewandt, vereinigen mit grosser Körperkraft viel Muth und lobenswerthe Mässigung und verdanken ihren natürlichen Eigenschaften vielleicht eben so sehr als dem Einflusse der Fremden, mit denen sie in Berührung gewesen, ihren wohlverdienten Ruhm, die ersten Matrosen des Mittelländischen Meeres zu seyn.

Kein Volk kann mehr Vaterlandsliebe besitzen als das maltesische. Mit Wenigem zufrieden und frei von den erkünstelten Bedürfnissen unsers gesellschaftlichen Zustandes, lebt der Malteser, zwar arm aber glücklich auf seiner Insel, die er *il fiore del mondo* (die Blume der Welt) nennt, und wenn er sie verlässt, so geschieht es gewiss nur mit dem Vorsatz und der Hoffnung, dahin zurückzukehren und seine Tage in der Heimath zu beschliessen.

Der Malteser ist seiner *Religion*, der katholischen, mit Eifer ergeben. Wehe dem, der seine Kirchen, seinen Cultus und seine Priester antasten wollte. Doch hat sich seit der englischen Besitznahme der Inseln einige religiöse Duldung unter den Einwohnern verbreitet. Wenigstens wird die neuerbaute protestantische Kirche, zu deren Errichtung die verwittwete Königin von England 7000 Pf. St. beigetragen hat, vom Volke mit Gleichgiltigkeit betrachtet. Noch vor wenig Jahren würde

die Einführung eines fremden Cultus ernsthafte Volksaufläufe veranlasst haben.

Sehr eifersüchtig auf seinen Ruf betrachtet der Malteser die Vorladung vor eine Gerichtsbehörde, sei es als Angeklagter oder als Zeuge, als einen Angriff auf seine Ehre, ja selbst auf sein Leben. Auch ist er von Natur äusserst friedfertig gesinnt. Sein Gehorsam gegen das Gesetz und die Regierung ist von der Art, dass das Erscheinen eines, selbst unbewaffneten, Polizeibeamten hinreicht, Zänkereien zu beendigen, die vielleicht ohne dessen Dazwischenkunft einen blutigen Ausgang genommen hätten. Dieser Gehorsam ist noch eine Folge der Unterwürfigkeit, an welche das Volk zur Zeit der Ordensherrschaft gewöhnt worden war.

Diese guten Eigenschaften schliessen jedoch gewisse Fehler nicht aus, welche die nämlichen sind, die man den Afrikanern vorwirft. Alles verräth in dem Temperament und den Gewohnheiten des Maltesers den Einfluss des brennenden Himmels, unter dem er geboren ist. Heftig in seinen Begierden, empfindlich gegen Beleidigungen, ist er wie alle diese Völker misstrauisch und eifersüchtig. Unwiderstehlich von den ersten Aufwallungen des Zornes ergriffen, sucht er sich zu rächen, wenn nicht etwa die Stimme der Religion sich hörbar macht, die in Verbindung mit der Furcht vor der Strafe gewöhnlich die Heftigkeit seines Zornes entwaffnet. Kann er seine Wuth nicht an dem Geg-

ner auslassen, so wendet er sie gegen sich selbst, zerrauft sich das Haar und zerschlägt und zerkratzt sich die Brust.

Man beschuldigt die Malteser der Neigung zum Diebstahl, »aber ich halte« — sagt der Verfasser — »diese Beschuldigung für grundlos. Ein zwölfjähriger Aufenthalt auf der Insel hat mir nicht bewiesen, dass dieses Verbrechen hier häufiger wäre als anderwärts. Ich bin im Gegentheil überzeugt, dass wenn sich für einen gegebenen Zeitraum eine Vergleichung der Diebstähle auf Malta mit denen in civilisirten Ländern machen liesse, das Resultat nicht zum Vortheil der Letztern ausfallen würde. Uebrigens ist Armuth fast immer die einzige Ursache der vorkommenden Diebstähle, welche sich beinahe stets auf Obst, Küchengewächse und Geflügel beschränken. Die Verbrecher haben zuweilen ganz treuherzig bekannt, sie hätten nur gestohlen, um ins Gefängniss zu kommen und eine bessere Kost zu erhalten, als sie sich durch ihre Arbeit erschwingen könnten. Eher kann man sagen, dass die Malteser eigennützig, eitel und zu Ausschweifungen geneigt seien. Der erste dieser Fehler ist ebenfalls der Armuth zuzuschreiben, die beiden andern aber mehr dem Mangel an Geistesbildung, denn mit Ausnahme der Städte lasten auf dem übrigen Lande noch viel Unwissenheit und Vorurtheile.«

Seit der Besitznahme der Inseln durch die Engländer bis zum Frieden 1814 hatte sich der

Wohlstand der Einwohner so sehr gehoben, und es waren selbst so grosse Reichthümer verbreitet worden, dass die ursprüngliche Sitteneinfalt des Volks darunter zu leiden begonnen hatte. Aber diese Reichthümer sind in Folge des gesteigerten Luxus und mit der Abnahme des Handels seit 1814 meist eben so schnell wieder verschwunden, als sie gewonnen wurden, und nur die Gewöhnung an manche künstliche Bedürfnisse und ein gewisser Grad von Sittenverderbniss in den Städten sind als Folge jenes Zustandes zurückgeblieben.

Was die *Sprache* der Malteser betrifft, so haben mehre Gelehrte behauptet, sie sei ein verdorbenes Arabisch. Andere haben zu beweisen gesucht, dass sie vom alten Phönicischen oder Punischen abstamme, und sie führen als Gründe dafür an, dass die Sprache viele phönicische Wörter enthalte und dass man mit Hilfe derselben viele alte Inschriften entziffert habe, die unbezweifelt von den Phöniciern herrühren, so wie auch dass die Griechen, welche den Phöniciern im Besitz der Insel nachfolgten, die Einwohner nicht vertrieben, welche daher ihre Sprache bewahrt hätten, bis daraus durch die Vermischung mit den Sprachen der spätern Eroberer das jetzige Idiom hervorgegangen sei.

Am wahrscheinlichsten ist, dass die Sprache der *Araber*, welche die letzten Eroberer der Inseln waren und erst durch die St. Johanniter-Ordens-Ritter vertrieben wurden, am längsten Zeit gehabt

hat, hier Wurzel zu fassen. Für diesen arabischen Charakter spricht auch der Umstand, dass die Malteser und die Bewohner der benachbarten Küste von Afrika sich sehr leicht verstehen. Bis in neuere Zeit hatte das Maltesische keine eignen Schriftzeichen und keine festen Regeln. Erst im J. 1791 ist von *Antonio Vassallo* eine Grammatik dieser Sprache erschienen und auch ins Englische übersetzt worden. Eine neuere sollte 1835 oder 1836 vom Abbé *Bellanti*, vormaligen Director der königlichen Bibliothek in Malta, herausgegeben werden. Wie unvollkommen auch das Maltesische seyn mag, so hat es doch eine gewisse Anmuth und ist, wie alle morgenländischen Sprachen, voll bilderreicher Ausdrücke, die es für die Dichtkunst sehr geeignet machen. Man hat aus alter Zeit eine Menge Lieder und andere Gedichte; aber heut zu Tage hat sich der Geschmack an der ehemaligen Volkspoesie ziemlich verloren und die jetzigen maltesischen s. g. Dichter sind nur Reimschmiedte und schwache Nachahmer der italiänischen Canzonieri und Improvisatoren.

Uebrigens wird das Maltesische nur von den Landleuten und dem gemeinen Volke in den Städten gesprochen. Die gebildetern Klassen sprechen in Gesellschaften meistens Italiänisch; auch das Französische ist sehr verbreitet. Aber auf das Englische haben sich die Malteser, trotz der vieljährigen brittischen Herrschaft, noch wenig verlegt. Die

Regierung hat zwar versucht, sie dazu zu zwingen, indem sie Jedem, der sich um ein öffentliches Amt bewirbt, die Kenntniss dieser Sprache zur Pflicht machen wollte. Indessen ist der Erfolg nicht günstig gewesen nnd man hat das Italiänische als öffentliche Geschäfts- und Gerichtssprache beibehalten müssen.

Die *Kleidung* der Städtebewohner ist die europäische der gebildetern Stände, je nach den Veränderungen der Mode; doch findet man noch Leute, die in diesem Punkte um hundert Jahre zurück sind. Dagegen bleibt das Landvolk bei seiner uralten Tracht, welche in einem baumwollnen mit silbernen oder goldenen Knöpfen verzierten Hemde, leinenen Pantalons, einem rothen oder blauen wollnen Gürtel, der mehre Male um den Leib gewunden wird, einer wollnen Mütze mit langem gewundenen Zipfel, uud einer Art rindslederner Sandalen besteht, welche Letztere die Mitte hält zwischen dem altgriechischen Kothurn und dem spanischen Spartillo. Im Winter wird auch ein Mantel mit einer Kappe getragen. Das ehemalige Messer im Gürtel ist jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Die Frauen tragen, wenn sie ausgehen, über der modernen Kleidung noch häufig eine Art Mantel, *Faldetta* genannt, die aber unter den höhern Ständen allmählich zu verschwinden beginnt. Auf dem Lande besteht die weibliche Kleidung in einem sehr kurzen Hemd, einem leinenen oder weiss-

baumwollnen Unterrock, einem blauen Rock, der an der einen Seite offen ist, einem Mieder und einem Tuch, welches zugleich den Kopf, den Hals und den Busen bedeckt.

In Hinsicht der *Sitten* und *Gebräuche* gleichen die heutigen Malteser so ziemlich den Italiänern. Was die ältern Schriftsteller, *Boisgelin* und *St. Priest*, darüber gesagt haben, lebt fast nur noch in der Erinnerung. Auch die Engländer haben ihre Landesart einheimisch zu machen versucht, aber sie besitzen, auch von der Verschiedenheit des Klimas abgesehen, zu viele nationale Eigenheiten, mit welchen der Malteser sich nicht befreunden kann. Während des Sommers, der mit dem Mai anfängt und mit dem Oktober endigt, sind alle gesellschaftlichen Verbindungen unterbrochen. Man lebt entweder einsam zu Hause oder flüchtet sich vor der Hitze auf das Land oder auf das Continent. Erst im November kommt die wohlhabendere Klasse auf die Insel oder in die Stadt zurück, und dann beginnen die Gesellschaften, die Bälle und das Theater.

Die Engländer halten auf Malta kein offenes Haus. Nur im Laufe des Tages zugänglich, empfangen sie Abends Niemanden, als den sie eingeladen haben, machen aber auch ihrerseits ungeladen keine Besuche. Die Malteser würden gewiss mehr Geschmack an jenen Familienversammlungen finden, welche auf dem Festlande gebräuchlich sind und um ihrer Zwanglosigkeit und der ver-

traulichen Unterhaltung willen einen ganz eigenthümlichen Reiz haben. Da aber ihre Vermögensumstände nicht gestatten, gleichen Schritt mit den Engländern zu halten, und diese wenig geneigt sind, die Eingebornen an sich zu ziehen, so hat sich zwischen Beiden eine sehr scharfe und in vieler Hinsicht unangenehme Scheidelinie gebildet.

Die *Regierung* von Malta ist auf das Princip der Centralisation gegründet. Die oberste Gewalt ruht in den Händen des *Civil-* und *Militär-Gouverneurs*. In letzterer Eigenschaft ist er das Haupt der ganzen Besatzung der Inseln. Als Civil-Statthalter besitzt er die vollziehende Gewalt, unterstützt von einer *Rathsversammlung*, die aber erst in neuester Zeit (1835) eingeführt worden ist. Er hat das Begnadigungs- und Milderungsrecht in Beziehung auf die von den Gerichtshöfen erkannten Strafen; ferner besetzt er alle Beamtenstellen, ausgenommen die der Departements-Vorsteher, welche vom Könige ernannt werden, u. dgl. m. — Der *Rath* (*Council*) besteht, unter dem Vorsitz des Gouverneurs, aus dem obersten und ältesten Offizier der Garnison, dem obersten Regierungssecretär, dem Rechnungsrathe, zwei Maltesern, von welchen der eine aus den vornehmsten Grundbesitzern, der andere aus den angesehensten Kaufleuten gewählt wird, so wie aus einem der ersten englischen, auf Malta ansässigen, Kaufleute. Diese Rathsversammlung kann nur über Sachen verhandeln und abstimmen, welche

ihr vom Gouverneur vorgelegt werden; doch können einzelne Mitglieder über Gegenstände anderer Art Fragen an den Gouverneur stellen.

Zum Behuf der Verwaltung sind die Inseln in folgende 6 *Bezirke* oder Districte eingetheilt: *La Valette*, *Notabile* (*Città Vecchia*), *St. Antonio*, *Zeitun* und *Kurmi*, welche Malta umfassen, und *Gozzo* (mit Comino). Jeder Bezirk besteht aus einer bestimmten Anzahl von Städten und Casals. Die Municipal-Gewalt wird in den Bezirken durch *Lord-Lieutenants*, die die Regierung aus dem maltesischen Adel wählt, in den Städten und Casals aber durch Deputirte (? *Députés*) ausgeübt.

Für die *Rechtspflege* bestehen *ordentliche* und *ausserordentliche Gerichtshöfe*, die aber so zahlreich sind, dass man, wenn die Grösse und Volksmenge der Inseln nicht bekannt wären, glauben sollte, es handelte sich um den grössten Staat der Welt. Die ordentlichen Gerichtshöfe werden in *obere* und *untere* eingetheilt. Die ausserordentlichen treten nur in besondern Fällen auf Befehl Sr. brittischen Majestät oder des Gouverneurs zusammen. Die obern ordentlichen Gerichtshöfe sind das *bürgerliche Gericht*, aus 3 Sectionen bestehend, das *Handels-*, das *Criminal-* und das *Appellations-Gericht*.

Die *Finanzen* der Inseln werden durch einen Schatzmeister (*Tresoriere*), einen Rechnungsrath und mehre Ober-Einnehmer verwaltet, welche Aemter alle mit Engländern besetzt sind.

Ein sehr wichtiger Posten ist der des *Hafen-Capitäns*, welcher seit 1838 die ehemals getrennten Verrichtungen eines Capitäns des Grossen Hafens und eines Capitäns des Quarantaine-Hafens vereinigt.

Unter der Regierung des St. Johanniter-Ordens war das *Sanitätswesen* nach den Grundsätzen und Vorschriften der Anstalten zu *Marseille* eingerichtet. Aber mit der Herrschaft der Franzosen und später der Engländer, welche die Pest nicht für contagiös hielten, trat eine Vernachlässigung der strengen Massregeln ein und die Folgen davon zeigten sich schon 1813, wo die Pest in Malta ausbrach und die Regierung schnell auf andere Gedanken brachte. Es erschien nun ein den Sanitäts-Vorschriften von *Toscana* nachgebildetes Reglement, aber mit einigen sehr verkehrten Abänderungen. So wurde z. B. die Anwendung dieser Vorschriften auf alle Kriegsschiffe der Einwilligung der Admirale unterworfen. Die Folge davon war, dass alle von Malta kommenden Schiffe und Waaren in den Häfen des Festlandes eine neue Quarantaine zu bestehen hatten.

Der Marquis *Hastings*, der Nachfolger Maitlands im Gouvernement von Malta, beschloss diese Insel zum vornehmsten Stapelplatz der Levante, Aegyptens und der Berberei zu machen, nicht bloss für den Verkehr mit England und seinen Colonien, sondern auch mit den übrigen Staaten Europas. Um aber diesen Plan mit Erfolg zu ver-

wirklichen, musste zuvörderst die freie Verbindung mit dem Festlande wiederhergestellt werden. Mit *Livorno* und *Genua* gelang es nicht, wohl aber mit *Frankreich*, welches die Verbote gegen Malta aufzuheben einwilligte, wofern die maltesischen Anordnungen in Uebereinstimmung mit denen von *Marseille* gebracht, streng vollzogen und auch auf die Kriegsschiffe ausgedehnt würden. Es wurde nun eine Commission mit der Entwerfung der verlangten Massregelu beauftragt, und als die Arbeit beendigt war, fügte sich auch der damals im Mittelmeer commandirende brittische Vice-Admiral den neuen Anordnungen.

Kaum war dieses auf dem Festlande bekannt, als *Marseille* seine Beschränkungen aufhob und auch *Genua*, *Livorno*, *Palermo* und *Neapel* diesem Beispiele folgten.

Alles was das Contumaz-Wesen betrifft, findet sich, wie schon erwähnt, in dem Hafen *Marsa-Muscet*, welcher von dem für die s. g. *libera pratica* bestimmten Grossen Hafen (*Porto Grande*) durch die Stadt *La Valette* getrennt ist, beisammen. In der Mitte des Quarantaine-Hafens, dessen Eingang durch zwei Forts vertheidigt wird, liegt eine kleine Insel mit dem *Lazareth*, welches ringsum von einer Mauer eingefasst ist.

Ungeachtet dieser bewundernswürdigen, der Befolgung der Sanitätsvorschriften so günstigen Lage, bietet Malta dennoch nicht alle wünschens-

werthen Bürgschaften dar. Zwar giebt es eine Menge allgemeiner Anordnungen; aber es fehlt an jenen besondern Vorschriften, welche die Beamten und Wächter des Lazareths, wie in *Marseille*, *Genua* und *Livorno*, in unvorhergesehenen schwierigen Fällen über ihre Pflichten belehren könnten. Der Capitän des Lazareths und sein Adjunkt haben keine feste Wohnung, und man gestattet ihnen, sich nicht nur zur Essenszeit, sondern auch bei der Nacht, zu entfernen, so dass während ihrer Abwesenheit das Lazareth den unter keiner weitern Aufsicht stehenden Wächtern preisgegeben ist. Die Sprachzimmer haben keine eisernen Gitter, sondern die Eingeschlossenen sind von den sie Besuchenden nur durch mannshohe, offne, hölzerne Schranken getrennt. Noch tadelnswerther aber ist, dass die Quarantenaires, wenn sie sich in die Sprachzimmer begeben, den nämlichen Weg betreten müssen, auf welchen die Besuchenden dahin kommen, so dass jeden Tag unabsichtliche und unvorhergesehene Berührungen Statt finden können. Ferner sind die zur Reinigung der Waaren bestimmten Magazine des Lazareths keine offenen Schupfen, und haben auch keine getrennten Abtheilungen für die besondern Waaren; eben so wenig sind sie freistehend, so dass die Luft sie nach allen Seiten durchstreichen könnte. Sie befinden sich im Erdgeschosse der die Höfe einschliessenden Gebäude, wo beständig Leute hin

und her gehen, und werden nur auf der Seite, die nach dem Hofe geht, von der Luft berührt. Zu allen diesen Unziemlichkeiten kommt noch die, dass die Sanitäts-Verwaltung, besonders ausgezeichneten Personen, leicht Verminderung der Contumaz bewilligt und dass sie nur zu häufig gezwungen ist, den Forderungen der brittischen Admirale im Mittelländischen Meere nachzugeben, welche unaufhörlich drohen, das Arsenal und ihr Hauptquartier nach *Corfu* zu verlegen.

Indessen sind in der neuesten Zeit, wo Malta mittelst der Dampfschiffahrt der Zwischenpunkt für die Verbindung *Frankreichs* mit der *Levante* geworden ist, einige Verbesserungen in dem Sanitätswesen eingetreten. Es wird jetzt eine strengere und thätigere Aufsicht unter der Oberleitung des ersten Quarantaine-Inspectors geführt, welcher in Marseille persönlich sich mit den dortigen Einrichtungen genau bekannt gemacht hat. An die Stelle der sonst gebräuchlichen so gehässigen Oeffnung der Briefe ist das in Marseille befolgte Reinigungs-System getreten. Für die vermehrte Zahl der Reisenden sind neue Wohnungen gebaut, und da auch diese nicht immer zureichen, ist das vom Lazareth nur durch die Aussenwerke getrennte *Fort Manoel* zur Verfügung der Sanitätsbehörde gestellt worden.

Die *katholische Kirche* steht unter einem Bischof, der den Titel eines *Erzbischofs von Rhodus* führt.

Die Insel *Malta* hat eine Kathedrale, drei Collegial- und dreissig Pfarrkirchen und Sprengel, welche zusammen 257 (worunter auch 2 griechisch-unirte) Kirchen und ausserdem 14 Klöster verschiedener geistlicher Orden umfassen. Die Insel *Gozzo* hat zwei Collegiatkirchen und 7 Pfarrbezirke, mit 39 Kirchen und 4 Klöstern. Ueberdiess giebt es auf beiden Inseln verschiedene geistliche Brüderschaften. Das Einkommen der Geistlichkeit, sowohl der höhern als der niedern, ist von der Art, dass die Regierung nichts beizutragen nöthig hat.

Für den *protestantischen* Cultus ist, wie schon oben erwähnt, in neuester Zeit eine Kirche in *La Valette* gebaut worden, an welcher zwei Geistliche von der Regierung unterhalten werden, einer für das Civile, der andere für das Militär. Unabhängig davon gibt es noch einen dritten für die Secte der *Methodisten*, die sich aber nicht ohne grosse Mühe in Malta hat einheimisch machen können. Es bedurfte des ganzen Ansehens des Marquis *Hastings*, um sie zuzulassen, und sie wird nur unter der Bedingung geduldet, dass ihr Bethhaus auf eine Weise eingerichtet ist, welche nach Aussen hin nicht gestattet zu sehen, was im Innern vorgeht.

Das *Militär* besteht aus Landtruppen und zwar zuvörderst aus einem Regiment regelmässiger Truppen, welches die Polizei der Städte und die Küstenwache versieht, und aus der von allen waffenfähigen Männern der Casals gebildeten Miliz. Das

Regiment, *Royal-Fencibles* genannt, ist 6- bis 700 Mann stark, welche als Freiwillige auf eine bestimmte Zeit angeworben und von maltesischen Offizieren befehligt, auch auf Kosten des Landes unterhalten werden. Von der Miliz bestehen gewöhnlich nur die Cadres und die Waffen sind im Arsenal deponirt; aber beim ersten Ruf können 6000 Mann aufgestellt werden.

Unabhängig von diesen eingebornen Truppen unterhält die brittische Regierung auf eigne Kosten 4 Regimenter Infanterie, zu 5- bis 600 Mann, 2 Compagnien Artillerie und 1 Compagnie Genie.

Die Artillerie der Festungswerke besteht aus 900 Feuerschlünden. Die eine Hälfte ist wirklich aufgestellt, die andere befindet sich im Arsenal und in den Magazinen.

Ein eignes *Marine-Militär* hat Malta nicht; es ist aber das Hauptquartier der brittischen Seemacht im Mittelländischen Meere, welche unter dem Oberbefehl eines Vice-Admirals steht. Das *Arsenal* ist stets in gutem Stande, hat aber weder Docken noch eigentliche Schiffsbau-Werften.

Die Malteser können in das regelmässige Militär oder in die Marine in dem Verhältnisse zu 5 Prozent (5 Malteser auf 100 englische Soldaten oder Matrosen) eintreten. Aber nur Wenige machen von dieser Bewilligung Gebrauch; das gemeine Volk nicht, weil es sich der strengen brittischen Mannszucht nicht unterwerfen mag, und

Leute aus den bessern Klassen nicht, weil es ihnen an Vermögen fehlt, sich ein Offizierspatent für die Landarmee zu kaufen, oder an Protection, um in der Marine befördert zu werden.

Für den öffentlichen Unterricht besteht zuvörderst eine *Universität* von 4 Facultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie), in Verbindung mit einem *Lyceum* von 12 Klassen (lateinische, italiänische, englische, französische, arabische, alt- und neugriechische Sprache, Arithmetik, Geometrie, Algebra und Feldmesskunst (*Arpentage*), Schiffahrtskunst, Kalligraphie, Zeichnen, Geographie und Allgemeine Geschichte). *Niedere Schulen* gab es bis 1819 auf Malta nur 16, deren jährliche Dotation im Durchschnitt 100 Scudi für jede einzelne war. Damals aber bildete sich eine Gesellschaft zur Beförderung des Schulwesens und dieser verdankt man die Errichtung von 11 neuen Schulen, welche 1838 von 1575 Kindern beiderlei Geschlechts besucht wurden; immer noch sehr wenig im Verhältniss zur Volksmenge der Inseln.

Einer Insel, welche drei Jahrhunderte lang unter der Herrschaft eines Ordens, wie der der St. Johanniter war, gestanden hat, kann es nicht an *Wohlthätigkeits-Anstalten* fehlen. Malta besitzt mehre Hospitäler, Kranken- und Versorgungshäuser, eine Leihanstalt, ein Arbeitshaus und eine Sparkasse. Alle diese Anstalten verdienen das grösste Lob, sowohl in Betreff der schönen Ge-

bäude als auch in Hinsicht der innern Ordnung. Ihre Verwaltung ist einer Commission übertragen, deren Glieder vom Gouverneur ernannt werden.

Unabhängig vom Garnisons- und vom Marine-Hospital befinden sich in La Valette 2 Krankenhäuser nebst einem Irrenhause; in Città Vecchia ein Krankenhaus; in Floriana ein Versorgungshaus für Unheilbare und Alterschwache beiderlei Geschlechts; in La Sangle ein Reconvalescenten-Haus und auch in Gozzo zwei Krankenhäuser. Diese Anstalten besassen ehemals in Folge von Schenkungen und Vermächtnissen ansehnliches Grundeigenthum; aber die jetzige Regierung hat es eingezogen und bestreitet dafür alle Ausgaben der Unterhaltung, welche sich jährlich auf 127000 Scudi belaufen.

Das vom Orden gegründete *Leihhaus* (*Monte di Pietà*) hat 2 Abtheilungen, eine für Malta, die andere für Gozzo. Es leiht auf Pfänder (1837 im Betrage von 230000 Scudi, von welchen für 198000 wieder ausgelöst wurden) gegen 6 Prozent Zinsen.

Das von Marquis Hastings errichtete *Arbeitshaus* befindet sich in *Floriana* und es werden hier eine bestimmte Anzahl armer Leute beiderlei Geschlechts mit Wohnung und Unterhalt versehen, wofür sie verschiedene, ihren Kräften angemessene Arbeiten zu verrichten haben. Auch Kinder werden aufgenommen.

Die jetzt mit der Leihanstalt vereinigte *Sparkasse* besteht erst seit 1833 und nimmt Geldbeträge

von 12 Grani ($^1/_{10}$ Franc) bis 1200 Scudi an, zahlt aber nur 3 Prozent Zinsen. Sie hat von 1833 bis 31. Dezbr. 1837 123969 Scudi empfangen und 43900 Scudi zurückgegeben.

Ferner ist, vorzüglich auf Betrieb einer vornehmen Engländerinn, in den letzten Jahren auch, unter dem Titel *Bazar*, eine Anstalt gegründet worden, wo verschämte Arme verschiedene Arbeiten, die sie persönlich nicht zum Verkauf ausbieten wollen, niederlegen können, die dann zu ihrem Besten veräussert werden. Auch besteht eine *Privat-Gesellschaft zur Unterstützung der Hausarmen* und zur Verminderung der Bettelei. Die Regierung steuert dazu jährlich 48000 Scudi bei. Die Zahl der unterstützten Armen beläuft sich auf 10000.

Gefängnisse und *Strafanstalten* sind die Castellanie, das Grosse Gefängniss und das Bagno, nebst einem Schuldengefängniss und einem Hospiz für Frauenspersonen.

Malta besitzt eine öffentliche *Bibliothek* von 40000 Bänden, nebst einer grossen Anzahl Handschriften aus den Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. Die jetzige Regierung hat ihr den Titel der *Königlichen* verliehen; »aber darauf beschränken sich ihre Gaben.« — Mit dieser Bibliothek ist auch eine Art von Museum, nämlich eine Sammlung von phönicischen, griechischen und römischen Münzen verbunden. Ausserdem giebt es auch eine durch Privatbeiträge entstandene *Bib-*

liothek für die *Garnison*, und eine mit einem *Lesekabinet* verbundene *Union*. Seit 1839 besteht auch ein gewisser Grad von Pressfreiheit, welcher einige politische, wissenschaftliche und belletristische Zeitschriften ins Leben gerufen hat. Diese sind, der *Unpartheiische Zuschauer*, das *Portofoglio*, das *Mediterraneo*, der *Arlekin* und die *Maltesische Biene*.

Eine *öffentliche Gemäldesammlung* hat Malta nicht, doch besitzen mehre Privatpersonen und viele Kirchen sowohl in den Städten als auf dem Lande sehr schöne Gemälde grosser Meister.

Das *Theater* in La Valette ist ein zu diesem Zweck eingerichtetes ehemaliges Privathaus. Es kann 1200 Personen fassen, hat ein Parterre mit Sitzplätzen und fünf Reihen kleiner Logen für 3 bis 4 Personen. Vom 1. Septbr. bis 30. April werden hier italiänische Opern recht gut aufgeführt. Die Malteser haben viel Talent und Liebe zur Musik. In den Sommermonaten wird nicht gespielt.

Die merkwürdigsten *Gebäude* stammen grösstentheils aus der Zeit, wo der Orden die Insel besass Darunter gehören in La Valette der *Palast des Grossmeisters*, gegenwärtig vom Gouverneur bewohnt, gross und majestätisch, ohne prachtvoll zu seyn, fast noch ganz so möblirt wie unter dem letzten Grossmeister, namentlich der Saal, wo dieser im Juni 1798 die bekannte schimpfliche Capitulation unterzeichnete; die s. g. *Herbergen* (*Alberghi*) der verschiedenen Zungen des Ordens, die

Conservatorie, wo sich jetzt die Bibliotheken befinden, die *Tresorerie*, gegenwärtig das Regierungs-Secretariat, die Briefpost und das Steueramt enthaltend, das *Stadthaus*, der *Justiz-Palast*, das *Leihhaus*, das *Zollgebäude*, die *Caserne von St. Elmo*, die *bischöfliche Residenz* und das *Hotel der Admiralität*. Auch darf die *Hauptwache*, auf dem Palastplatze, nicht vergessen werden, weniger um ihrer Architektur als um der Inschrift willen, mit welcher sie die Engländer — »bescheidener Weise«, wie sich der Verf. ironisch ausdrückt — geziert haben:

Magnae et invictae Britanniae
Melitensium amor atque Europae vox
Has insulas confirmat
A. D. MDCCCXIV.

La Valette hat 17 *Kirchen*, sämmtlich gut gebaut und kostbar ausgeschmückt. Die vornehmsten sind: die Kirche *Aller Seelen*, ein wahres Meisterstück der Baukunst, die Pfarrkirche *Sta. Maria di Porto Salvo*, von den Dominikanern versehen, *St. Paul*, zugleich eine Collegiat-Kirche, die Klosterkirche *Sta. Maria di Giesu*, und die *Jesuiten-Kirche*.

Aber die merkwürdigste aller Kirchen ist die zum *heil. Johann dem Täufer*, die ehemalige Ordenskirche und seit ihrem Verfall eine Nebenkirche (Succursale) der Kathedrale. Sie ist unter dem Grossmeister *La Cassière* in den Jahren 1572 und 1580 durch den maltesischen Baumeister *Geronimo Cassar* aufgeführt worden. Das Aeussere fällt nicht

besonders ins Auge, denn der gothische Styl war zu jener Zeit schon im Verfall, aber das Innere erregt durch Grossartigkeit und Schönheit Bewunderung und Erstaunen. Die aus Bildhauerarbeit bestehenden Verzierungen des grossen Schiffes sind auf Kosten des Grossmeisters *Cottoner* vergoldet worden. Der Plafond des Gewölbes stellt in Frescogemälden von *Mathias Preti* Begebenheiten aus dem Leben des heil. Johannes des Täufers dar. Der mit Lasurstein überzogene Hochaltar steht abgesondert in der Mitte des Chors, in dessen Hintergrunde auf einer erhöhten Grundfläche sich eine Marmorgruppe, die Taufe Christi durch St. Johann, erhebt. Zu beiden Seiten des Schiffes sieht man die für die verschiedenen Zungen des Ordens bestimmt gewesenen Kapellen, mit den Grabmählern der Grossmeister, die sie dem Orden gegeben haben. In der Kapelle der französischen Zunge befindet sich, ausser den Monumenten der Grossmeister *Vignacourt* und *Rohan*, auch das Denkmahl, welches der jetzige König Ludwig Philipp seinem Bruder, dem Grafen von *Beaujolais*, hat errichten lassen; der Fussboden der Kirche besteht gänzlich aus Marmor-Grabsteinen, mit Jaspis, Agat u. s. w. verziert. Die unterirdischen Gewölbe umschliessen die Grabstätten des Grossmeisters *La Cassière* und einiger seiner Nachfolger. In der Kapelle der heil. Jungfrau zeigt man auch die an der Mauer aufgehängten Schlüssel von *Rhodus*, welche der Gross-

meister *L'Ile d'Adam* nach Malta gebracht hat. In der Kapelle des Oratoriums, wo die Grossmeister gewählt wurden, befindet sich die Hand des heil. Johannes des Täufers, welche Reliquie der Sultan *Bajazet* dem Grossmeister *d'Aubuisson* schenkte und welche der Grossmeister *Hompesch* mitnahm, als er Malta verliess. Die Kirche besass in Folge der frommen Stiftungen und der Geschenke, welche ihr die Grossmeister und die Prioren des Ordens alle fünf Jahre zu machen pflegten, grosse Reichthümer, die jetzt gänzlich verschwunden sind.

Auch die Zeit hat die St. Johannes-Kirche nicht verschont. Die schönen Gemälde an dem Gewölbe gingen in Folge der eingedrungenen Feuchtigkeit und durch Risse und Sprünge zu Grunde. Dasselbe geschah mit den Vergoldungen, mit den zahlreichen Monumenten der Kapellen und den Grabsteinen des Fussbodens, wo beinahe alle Inschriften zerstört waren. Im J. 1835 fasste das Domkapitel den muthigen Entschluss, die Kirche und ihre Denkmähler vor dem gänzlichen Verfalle zu retten, war aber, da ihre eignen Hilfsquellen nicht ausreichten, genöthigt, den Beistand der Gläubigen und die Unterstützung reicher Fremden, die sich für Denkmähler der Kunst oder der Geschichte interessiren, in Anspruch zu nehmen. Die Arbeiten haben, unter der Leitung des Domdechanten *Bellanti*, bereits begonnen.

In *Città Vecchia* sind zu bemerken: der vom

Grossmeister *Villiers de l'Ile d'Adam* an der Stelle eines ehemaligen Forts erbaute Palast, das Stadthaus und die Kathedrale, welche einer alten Sage zufolge auf den Grundmauern eines altrömischen Gebäudes errichtet seyn soll. Sie ist im modernen Styl gebaut und mit Gemälden, grösstentheils von Calabrese, verziert. Hier befinden sich die Grabstätten der Bischöfe, deren Hüte am Deckengewölbe aufgehängt sind.

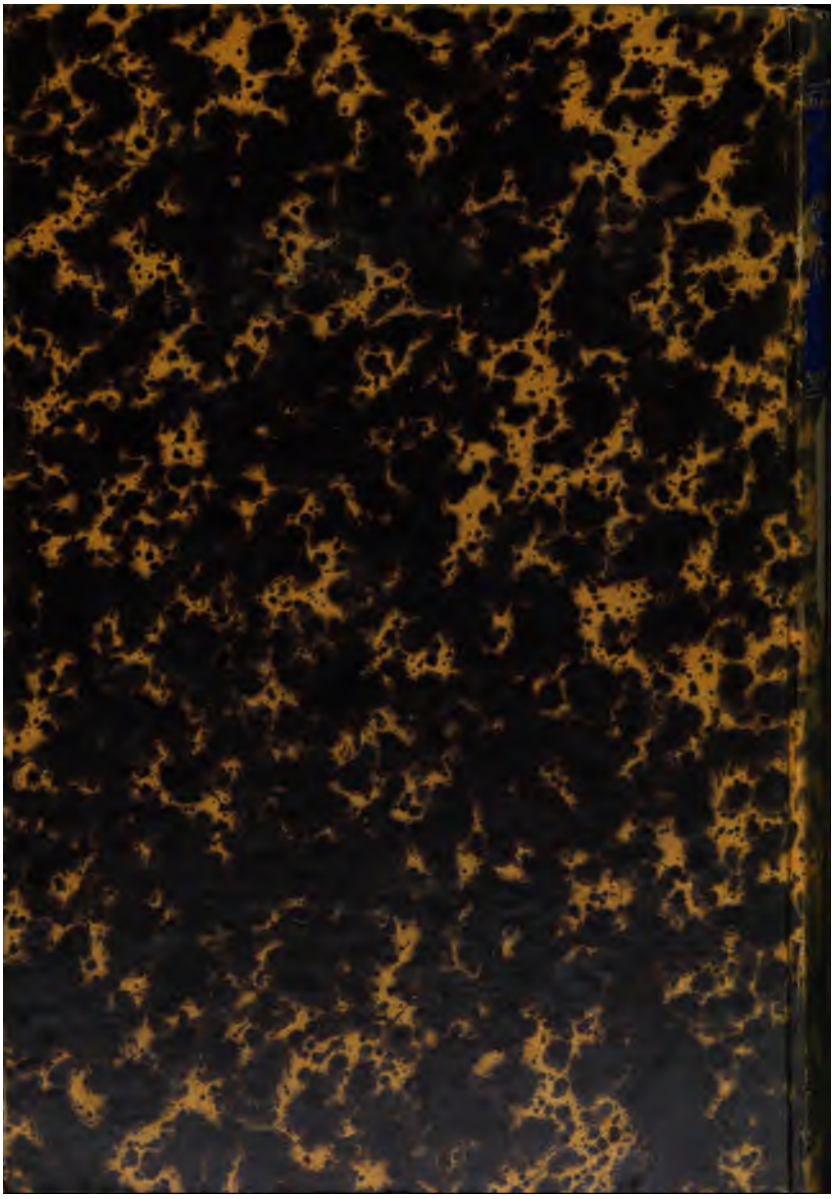
Der *Gewerbfleiss* der Insel ist nicht von Bedeutung und beschränkt sich ausser Fischerei und Meersalz-Gewinnung, auf die Verarbeitung der Baumwolle zu Garn und verschiedenen Zeugen, auf die Bereitung von Orangeöl, Korbflechterei, die Verfertigung von Cigarren, Seiler- und Kunsttischler-Arbeiten, Schiffszwieback-Bäckerei, Eisen-, Gold- und Silberarbeiten und Töpfergeschirr. Der jährliche Werth der gesammten Industrie wird zu 6,873094 Franken berechnet, von welcher Summe nach Abzug der Erzeugungskosten 963954 Fr. als Gewinn übrig bleiben.

Handel wird mit Frankreich, Sardinien, Toscana, dem Kirchenstaate, Neapel und Sicilien, Spanien, den Jonischen Inseln, der Levante, Aegypten, der Berberei, England, den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Russland, Oesterreich, Holland und Belgien getrieben, aus welchen Ländern in den Jahren 1827 bis mit 1831 durchschnittlich für 32,104313 Franken Waaren *eingeführt*, nach den-

selben aber nur für 21,204000 Fr. *ausgeführt* wurden. Von der Einfuhr kommen für 10,563000 Fr. allein aus England, aber in Betreff der Ausfuhr ist die Levante, mit 5,095200 Fr., der stärkste Abnehmer.

Man rechnet nach *Scudi* (2 Franken) zu 12 *Tari*, deren jeder in 20 *Grani* eingetheilt wird. Man hat einheimische Goldmünzen zu 20, 10 und 5 Scudi, Silbermünzen zu 2, $1\frac{1}{4}$, 1 und $\frac{1}{2}$ Scudi und Scheidemünze zu 1, 3, 6 und 12 Grani. Ausserdem cursiren fremde Münzen, besonders englische Sovereigns, Kronen und spanische Piaster (s. g. *Colonati* oder Säulenthaler).

Es giebt *zwei Banken*, die *Englisch-Maltesische* und die *Maltesische Bank*. Erstere wurde 1809 gegründet, hatte aber, in Folge der seit 1814, wo die meisten englischen Kaufleute Malta verliessen, eingetretenen Abnahme des Handels, 1837 nur noch 19 Actionäre, welche 30 Actien zu 2500 Scudi besassen. Die 1812 errichtete Maltesische Bank zählte 1837 38 Actionnäre mit 54 Actien, ebenfalls zu 2500 Scudi. Beide Banken haben Noten in Betrag dieser Summen in Umlauf, welche gegen Vorzeigung sogleich baar bezahlt werden. — Auch die *Versicherungsgesellschaften* haben sich sehr vermindert und ihre Operationen so beschränkt, dass sie sich selten auf Beträge über 1000 Scudi (?) einlassen.

Verbesserungen.

S. 36 Z. 4 und 5 v. u. ist *zu machen* auszustreichen.
» 77 » 1 v. u. statt *Allom* lese man *Allan.*
» 102 » 1 » » » *ihr* » » *ihre.*
» 113 » 1 » o. » *Burgend* » » *Burgund.*
» 114 » 3 » u. » *Sarbonne* » » *Sorbonne.*
» 156 » 13 » o. und 5 v. u. statt *Grève* lese man *Crève.*